

KÄTHE THEUERMEISTER

# Angelika im Sonnenland



Für die Geschwister Angelika und Michael wird Mallorca, die Sonneninsel vor der spanischen Küste, ein Jahr lang zur Heimat. Sie gewinnen viele einheimische Kinder als Freunde. Mit ihnen durchstreifen sie die Insel kreuz und quer.

Es ist kaum zu glauben, wie viele aufregende Entdeckungen Michael und Angelika in dieser für sie neuen Welt machen und was für spannende Abenteuer sie dabei erleben. An jedem Tag geschieht etwas Besonderes, Unerwartetes, und als das Jahr um ist und es gilt, die schöne Insel zu verlassen, fällt ihnen der Abschied schwer. Aber sie werden ihren Mitschülern Herrliches zu berichten haben.



ISBN 3-483-00.676-1

Einbandbild und Textzeichnungen: Ursula Sandler

Alle Rechte, einschließlich der für Bild und Ton, vom Verlag vorbehalten.

© Neuer Jugendschriften-Verlag 1967

Hersteller: Neuer Jugendschriften-Verlag, Hannover

## *EINE ÜBERRASCHUNG*

Jürgen und Ingrid hörten schon von weitem das Kreischen der Säge, als sie sich dem Hause Professor Berkhoffs näherten. Das Mädchen drückte auf den Klingelknopf über dem blanken Messingschild. Mit einem knarrenden Geräusch öffnete sich die Gartentür, und die Kinder traten ein. Den Plattenweg zum Haus säumten Rosenbüsche, die in voller Blüte standen und die Luft mit schwerem, süßem Duft erfüllten.

Frau Berkhoff öffnete die Haustür und begrüßte die Freunde ihrer beiden Kinder herzlich.

„Wir brauchen wohl nicht erst zu fragen, ob Michael und Angelika da sind“, lachte Ingrid und zeigte auf das Kellerfenster am Ende der vorderen Hausseite.

Frau Berkhoff seufzte und lachte doch dabei.

„Kommt nur herein. Die Schiffsbauer sind wieder fleißig am Werk. Ich hoffe, daß bald Stapellauf ist, sonst sind meine Nerven völlig hin.“

Jürgen meinte: „Aber Frau Berkhoff, die Werkstatt ist doch im Keller. Ich glaube, so viel hört man in der Wohnung gar nicht. Außerdem wette ich, daß wir in ein paar Tagen fertig sind.“

„Hoffentlich“, erwiderte Frau Berkhoff und öffnete ihnen die Kellertür; die Kinder sprangen die Treppe hinunter.

Michael hörte es nicht einmal, daß sich die Tür des Bastelraumes geöffnet hatte, aber Angelika sah auf.

„Warum kommt ihr erst jetzt“, murkte sie, „sollen wir denn die ganze Arbeit allein machen? Wir haben unser Schiff bald fertig. Haltet euch nun mit eurem ‘ran.“

Bald klang wieder das Hämmern und Sägen aus dem weit offenen Fenster des Bastelraumes. Es vermischte sich mit dem ärgerlichen Bellen des Nachbarhundes, dem die ungewohnten Laute aus Professor Berkhoffs Haus nicht gefielen.

„Wie wäre es mit einer kleinen Stärkung?“ fragte Frau Berkhoff nach einer Stunde.

„Die könnten wir gut gebrauchen“, erwiderte Jürgen sofort, „mir ist schon ganz flau im Magen.“

Angelika lachte.

„Dabei hast du dich wahrhaftig noch nicht überanstrengt. Aber mir ist es recht. Ich bin dabei. Was gibt’s denn, Mutti?“

„Ich habe eine Bananentorte gemacht. Schlagsahne habe ich auch!“

„Hurra!“ Ingrid steckte den Pinsel in den Firnis und sprang auf. „Schnell, kommt, ehe die Sahne sauer wird!“

„Wir haben die beiden Schiffe bald fertig, Mutti“, sagte Michael zwischen zwei Löffeln Sahne, „ich glaube, sie sind uns gut gelungen. Vati muß sie begutachten, wenn er heimkommt. Wann kommt er aus Paris an?“

„Um sieben Uhr landet sein Flugzeug auf dem Flugplatz, und dann ist er bald hier. Vorher seht ihr euch eure Schulaufgaben noch einmal an...“

„Sie sind in Ordnung, Mutti“, erwiderte Angelika, „wir wollen doch Vati nicht verärgern. Es fehlen ja nur noch zehn Tage bis zu den großen Ferien. Du glaubst nicht, wie wir uns dies Jahr auf unsere Ferien freuen. Endlich werden wir mal wieder zusammen wegfahren...“

„Ja, und diesmal sind wir dabei“, jubelte Ingrid, „es war ein großartiger Einfall, daß unsere Familien gemeinsam in die Ferien fahren sollen!“

„Und dazu geht es an die See. Himmel, wie freue ich mich! Nichts als Meer und Strand, Föhren und Dünen! Nichts von Höhlen und Tropfsteinen. Ob das Vati wohl aushält?“

Die Mutter mußte lachen. Der Vater war ein bekannter Geologe und ein berühmter Experte auf dem Gebiet der Höhlenforschung. Viele Tropfsteinhöhlen des In- und Auslandes verdankten ihm ihre Erforschung und Erschließung. Michael und Angelika interessierten sich natürlich auch dafür, aber sie meinten, nun sei es einmal genug, der Vater könne einen Urlaub fernab der Berge gut gebrauchen. Sie schmeichelten ihm einen vierwöchigen Urlaub an der Nordsee ab, und er hatte lachend und gern eingewilligt. Gleich am ersten Ferientag wollten sie fahren, und diesmal sollten die Freunde Jürgen und Ingrid mit ihren Eltern dabeisein. Das würde die schönsten und lustigsten Ferien geben, die sie je erlebt hatten.

„Er wird es aushalten“, sagte die Mutter auf Michaels Frage, „im Grunde liebt er die See nämlich sehr. Er wird mit euch am Strand liegen und euren Schiffen zusehen. Wann ist denn die Schiffstaufe?“

„Wir taufen die Schiffe noch hier“, verriet Angelika.

„Und auf welche Namen werdet ihr sie taufen? Habt ihr schon darüber nachgedacht?“ fragte die Mutter.

„Ja, freilich“, Angelika sah die Mutter spitzbübisch an, „du wirst

vielleicht staunen, Mutti. Unser Schiff nennen wir ‚Lisa\ nach dir. Jürgen und Ingrid haben auch den Vornamen ihrer Mutter gewählt. Es wird ‚Greta‘ heißen. Was sagst du nun?“

Frau Berkhoff lachte.

„Das ist ja eine große Ehre für uns Mütter! Wir werden sie zu würdigen wissen. Hoffentlich halten sich eure Schiffe auf der See tüchtig, sonst fühlen wir Mütter uns mit ihnen blamiert.“

„Wenn sie Lisa und Greta heißen, kann gar nichts schiefgehen“, meinte Michael zuversichtlich und nahm sich das vierte Stück Torte.

Nach einer Viertelstunde stiegen die Kinder wieder in den Keller hinunter.

\*

Das Taxi verließ den Flughafen und fuhr dem stillen Vorort entgegen. Freundliche Häuser lagen in den gepflegten Gärten. Kinderlachen klang aus den Sandkisten und von schwingenden Schaukeln. Unter bunten Sonnenschirmen saß man auf Terrassen, denn die Sonne schien noch kräftig und warm.

Professor Berkhoff lehnte sich in seinen Sitz zurück und freute sich auf zu Hause. Es war doch schön, wieder daheim zu sein, fern von Tagungen, Konferenzen und Hotels, die trotz allen Komforts nicht die Behaglichkeit des eigenen Heimes ersetzen konnten. Das war also für längere Zeit seine letzte berufliche Reise gewesen, diese Tagung der Geologen in Paris. In einer Woche ging’s an die Nordsee mit Frau und Kindern und seinem besten Freund, dem Rechtsanwalt Hans Volkmann, und dessen Familie.

„Wir sind da, mein Herr“, sagte der Chauffeur und wandte sich seinem Fahrgast zu, „Rosenpfad 9.“

Professor Berkhoff schrak auf und strich sich über die Stirn. In seinen Gedanken hatte er schon im Sand gelegen. Er stieg aus und bezahlte den Fahrer.

Frau Berkhoff kam den Kiesweg entlang.

„Ich freue mich, daß ich wieder da bin“, sagte der Professor und begrüßte seine Frau herzlich. „Ist alles gutgegangen in meiner Abwesenheit? Wo sind die Kinder?“

„Sie begleiten Jürgen und Ingrid noch ein Stück. Sie werden aber gleich zurück sein.“

„Ist Post gekommen?“

„Ja, ich habe sie auf deinen Schreibtisch gelegt.“

Der Professor stellte seine Reisetasche in der Diele ab und ging in sein Arbeitszimmer hinüber. Frau Lisa folgte ihm. Sie hatte das breite Fenster weit geöffnet. Blumenduft aus dem Garten lag im Raum, durch das offene Fenster schien die Abendsonne. Während der Professor einen Brief nach dem anderen öffnete und las, wanderten Frau Lisas Augen über die hohen Regale und Schränke, die meist wissenschaftliche Werke aus dem Bereich der Geologie und Höhlenforschung enthielten.

Professor Berkhoff wandte sich plötzlich, einen Brief in der Hand, mit betroffenem Gesicht seiner Frau zu. „Schade“, sagte er.

„Hast du unangenehme Nachricht, Alfred?“

„Wie man’s nimmt“, erwiderte er beinahe erregt, „angenehm für mich, unangenehm sicher für die Kinder...“

„Alfred, du willst doch damit nicht etwa sagen, daß aus der Fahrt an die Nordsee nichts wird?“ Ihre Stimme klang besorgt.

„Leider ist es so, Lisa. Der Brief kommt aus Frankfurt. Professor Weisbecker schreibt mir.“

Frau Lisa sah ihn fragend an. „Um was handelt es sich denn? Sollst du ein Buch schreiben? Dann protestiere ich. Du hast eine Erholung so nötig!“

Ihr Mann lächelte beruhigend. „Erst mal sehen, was sie von mir wollen“, meinte er und entfaltete einen zweiten Brief, der dem anderen beigelegt war und aus Barcelona kam. Professor Berkhoff las das Schreiben aufmerksam und legte es dann auf den Schreibtisch zurück.

„Lisa, Lisa!“ Er stand auf und schloß seine Frau lachend in die Arme. „Lisa, das ist mehr als ein Auftrag, das ist einfach herrlich! Das ist...“

Draußen schlug die Glocke an. Die Mutter ging hinaus und öffnete durch einen Druck auf den elektrischen Knopf in der Diele das Gartentor. Die Kinder stürmten ins Haus.

„Oh, Vati ist ja schon da!“ rief Angelika, als sie die Reisetasche im Flur stehen sah. „Wo ist er? Er muß unsere Schiffe bewundern!“

Der Vater begrüßte seine Kinder herzlich.

„Du siehst ja so froh aus, Vati“, sagte Angelika, „du freust dich sicherlich auch, daß du mal mit uns Ferien machen kannst?“

Weil die Eltern nichts sagten, meinte Michael mißtrauisch: „Da stimmt doch was nicht. Fahren wir etwa gar nicht an die Nordsee?“

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Vati hat eine Überraschung für euch...“

„Nein, Vati, nein!“ Angelika war außer sich, und schon flössen die ersten Tränen. „Wie ich die Berge und die Höhlen hasse!“ rief sie heftig. „Sie haben uns jedes Jahr den Vater weggenommen. Ich komme mir vor wie ein Waisenkind!“

Michael war blaß geworden.

„Ich habe es mir schon gedacht“, die Stimme des sonst so lebhaften Vierzehnjährigen war fast tonlos, „es wäre ja auch zu schön gewesen, mal wie andere Kinder einen Vater in den Ferien zu haben. Komm, Angelika, wir können unsere Schiffe zerhacken. Vielleicht braucht jemand Feuerholz.“

Jetzt mußte Professor Berkhoff lachen, so sehr ihn auch der Schmerz seiner Kinder beeindruckte.

„Laßt mich doch erst mal reden. Ihr habt mich ja noch gar nicht zu Worte kommen lassen“, sagte er in das Stimmengewirr hinein. „Ja, ich habe einen neuen Auftrag bekommen...“

Er griff zum Brief des spanischen Auftraggebers. „Auch Mutti weiß ja noch nicht, was darin steht, denn als ich es ihr sagen wollte, kamt ihr dazwischen. Hört zu: Die spanische Regierung gibt mir den Auftrag, eine gerade entdeckte Höhle zu erforschen und sie für das Publikum zu erschließen, vorausgesetzt natürlich, daß es sich lohnt und einrichten läßt. Man rechnet mit einem Aufenthalt von drei Monaten...“

Jetzt wurde auch die Mutter blaß.

„Und du mußt den Auftrag sofort übernehmen, und wir müssen wieder allein in die Ferien fahren?“

Den Kindern stand der Schreck in den Augen.

„Dann sind wir wirklich Waisenkinder“, flüsterte Angelika.

„Wieso?“ lächelte der Vater. „Ja, ich bin zwar drei Monate lang nicht hier, aber ihr auch nicht. Ihr fahrt nämlich mit. Das Forschungsinstitut schreibt ausdrücklich: ‚Sie und Ihre Familie sollen unser Gast sein.‘ Was sagt ihr nun?“

Sie konnten einen Augenblick lang überhaupt nichts sagen.

„Das ist doch nicht möglich!“ Die Mutter war ganz fassungslos.

„Warum nicht? Wir schließen das Haus zu und machen drei Monate lang Urlaub im sonnigen Süden.“

„Ich werde verrückt“, flüsterte Michael, „das ist ja noch schöner als an der Nordsee!“

„Das will ich wohl meinen“, lächelte der Vater, „ich glaube nicht, daß mich mein Dienst dort allzu sehr einspannt. Wir werden also viele schöne Tage am Strand des Mittelmeeres haben. Und da wird

dann nach Herzenslust gefaulenzt.“

„O Vati!“ Angelika hing plötzlich am Hals des Vaters. „Das ist doch die tollste Überraschung meines Lebens. Wann soll’s losgehen?“

„In drei Wochen. Wir haben noch allerhand mit Reisevorbereitungen zu tun. Ein Vierteljahr ist schließlich eine ziemlich lange Zeit.“

„Ja, wo fahren wir eigentlich hin? Ins spanische Mutterland?“

„Nein, auf die Insel Mallorca. Das Institut stellt uns in einem kleinen Ort an der Nordostküste ein Haus bereit. Von dort aus werde ich dann meine Forschungen betreiben. Mallorca ist ja sehr höhlenreich, und ich werde eine Menge zu tun haben. Und ihr habt drei Monate Ferien.“

„Oje, Vati, die Schule?“ Angelika machte ein bedenkliches Gesicht.

„Das werde ich schon regeln. Erst sind ja die großen Ferien, und für die restlichen Wochen werde ich euch sicher frei bekommen. Mutti wird schon dafür sorgen, daß ihr in der Zwischenzeit nicht alles verlernt, eure Schulbücher nehmt ihr mit! Aber jetzt wollen wir mal auf dem Atlas nachsehen, wo unser Ferienort liegt. Cala Pino heißt er...“

Im Atlas fanden sie nach einigem Suchen den kleinen Ort.

„Er liegt am Meer!“ jubelte Michael. „Da können wir ja doch unser Schiff schwimmen lassen!“

Er sah seine Schwester betroffen an, denn er fühlte, was sie dachte. „Was werden Jürgen und Ingrid sagen, wenn sie erfahren, daß nun wieder nichts aus unseren gemeinsamen Ferien wird?“

„Dann nächstes Jahr!“ versprach der Vater. „Nun will ich mir aber euer Schiff ansehen, ob es auch seetüchtig ist...“

Sie gingen in den Keller, der Vater betrachtete das Schiff von allen Seiten.

„Tolles Ding!“ meinte er anerkennend. Michael und Angelika strahlten. Das Schiff war aber auch wirklich gelungen. Mit seiner Länge von einem Meter und seiner Breite von dreißig Zentimetern wirkte es recht imposant.

\*

Jürgen und Ingrid waren zwar im ersten Augenblick bestürzt, als sie erfuhren, daß die gemeinsame Ferienreise, auf die sie sich schon

so freuten, nun nicht stattfinden würde, aber sie gönnten Michael und Angelika die Fahrt nach Mallorca und bemühten sich, den beiden Freunden nicht zu zeigen, wie groß ihre Enttäuschung war.

„Vielleicht klappt's nächstes Jahr“, sagte Ingrid zuversichtlich, und Jürgen tröstete sich damit, daß ihm Michael versprochen hatte, fleißig Briefmarken für ihn zu sammeln. In beiden Schulklassen war die bevorstehende Reise der Geschwister nach Mallorca natürlich das Hauptgesprächsthema.

Michael und Angelika saßen in den folgenden drei Wochen oft und eifrig über dem spanischen Wörterbuch, das sie sich aus des Vaters Arbeitszimmer geholt hatten. Sie versuchten, sich mit den notwendigsten Wörtern und Redewendungen vertraut zu machen, und der Vater half ihnen dabei.

„Es ist eigentlich eine schöne Sprache“, sagte Angelika nachdenklich, „ich hoffe, daß wir uns bald einigermaßen verständigen können.“

„Ich bin überzeugt, daß euch das bald gelingen wird. Ihr müßt die Leute nur bitten, daß sie langsam mit euch sprechen. Die Mallorquines sprechen einen Mittelmeerdialekt, der etwas von der Muttersprache abweicht. Aber ihr werdet ihn mit der Zeit schon verstehen.“

Das dachten Michael und Angelika auch. Sie verwendeten von nun an jede freie Minute, die ihnen ihre Reisevorbereitungen ließ, für das Studium der spanischen Sprache, und ihr Vater war ihnen ein guter Lehrmeister. –

Bald wurden die letzten Reisevorbereitungen getroffen. Von ihrem Taschengeld kauften Michael und Angelika Seile, Schwimmflossen und Tauchmasken, Taschenlampen und Batterien. Der Vater verpackte seine Angeln im Auto, vielleicht konnte man sie auf Mallorca gebrauchen.

„Nun kann's losgehen“, sagte Angelika mit leuchtenden Augen, „ich wüßte nicht, was ich vergessen hätte.“

„Die Schulbücher hast du bestimmt vergessen“, meinte der Vater augenzwinkernd.

„Nein, die habe ich mit! Ich habe ja versprechen müssen...“ Sie seufzte, doch dann lachte sie schon wieder. „Es wird sich schon finden, Vati...“

Der Vater strich ihr über das Haar.

„Es bleibt immer noch ein bißchen Zeit dazu. Na, wir werden ja sehen, wie sich alles entwickelt. Jetzt legt euch noch eine Stunde hin.“

Um fünf Uhr fahren wir zum Flugplatz.“ –

Ein Taxi brachte die Familie mit ihrem Gepäck zum Flughafen. Michael und Angelika kannten ihn von den beiden Flügen her, auf denen sie die Eltern hatten begleiten dürfen. Immer wieder fesselte sie das bunte Treiben, das sie am Eingang zum Flughafengebäude erwartete.

Durch die Türen des Gebäudes strömten Menschen heraus und hinein. In den hohen, weiten Abfertigungshallen verteilten sie sich dann. Fremde Sprachen schwirrten durcheinander. Frauen und Männer anderer Hautfarbe und Rasse gingen an den Kindern vorbei und verloren sich in der Menge. Eine Rolltreppe im Hintergrund brachte surrend die Fluggäste ins obere Stockwerk.

„Angelika, wo bleibst du?“ rief die Mutter und sah sich nach ihrer Tochter um, „komm, wir wollen erst das Gepäck loswerden, dann haben wir noch genug Zeit, uns umzusehen.“

Angelika faßte ihren Koffer und die Tasche fester und lief den Eltern und dem Bruder nach. Am Stand der Flugesellschaft bekamen sie ihre Bordkarten und Flugpapiere. In der Nebenhalle wurde das Gepäck gewogen und mit einem Ausweis versehen.

„So, nun sind wir alles los und können noch einen kleinen Rundgang machen“, sagte der Vater und legte seine Hände um die Schultern der Kinder.

Sie gingen durch die Hallen. Fast alle Flugesellschaften der Welt hatten hier ihre Büros. Es wurden Reisen gebucht und Bordkarten ausgegeben. Schaufenster mit eleganten Warenauslagen reihten sich an den Wandseiten der Hallen aneinander. Der Motorenlärm eines ankommenden Flugzeuges drang von draußen herein, Gesprächsfetzen in vielen fremden Sprachen waren zu vernehmen.

Aus dem Lautsprecher klang eine Stimme: „Achtung, die Fluggäste für den Flug nach Athen zu Box fünf!“

„Das sind wir nicht“, sagte Michael, „komm mit, ich habe da drüben eine großartige Angelausrüstung gesehen. Die möchte ich mir mal genau betrachten. Sie ist viel moderner als Vatis Angelzeug.“

„Lauft nicht zu weit weg!“ rief ihnen die Mutter besorgt nach. „In einer Viertelstunde werden wir aufgerufen!“

Michael und Angelika nickten und liefen davon.

„Tatsächlich“, sagte Angelika und musterte kritisch die Ausrüstung in dem Schaukasten, „sie ist ganz anders als unsere.“

Trotzdem, es ist noch nicht heraus, ob man damit mehr Fische fängt als mit unserer Angel. Ob wir Vati mal herholen, damit er sie sich ansieht? – Was hast du? Warum starrst du dort in die Ecke!“

„Pscht“, zischte Michael, „ich beobachte dort die drei Männer. Komm mit, wir gehen mal näher ran. Wo die sitzen, ist ja auch ein Schaukasten. Da können wir uns ganz harmlos davorstellen.“

Sie schlenderten ohne Hast hinüber und betrachteten sich die Auslagen eines Lederwarengeschäfts. Angelika sah an den Handtaschen und Koffern in der Glasvitrine vorbei und zu den drei Männern hinüber, die sich angeregt unterhielten. Der eine von ihnen war dick und hatte eine Zigarre im Mundwinkel. Der andere trug einen grauen Reiseanzug. Er machte ein wichtiges Gesicht und lauschte interessiert den Ausführungen des Dicken. Der dritte der Männer sah etwas dümmlich drein, aber auch er bemühte sich, dem Gespräch des Dicken zu folgen.

„Ihr wißt also Bescheid“, sagte der Dicke gerade, „es kann und es darf nichts schiefgehen. Wenn ihr auch seinen spanischen Namen nicht wißt, den bekommt ihr bald heraus, ihr wißt ja, wie er aussieht.“

„Hoffentlich“, meinte der mit dem dümmlichen Gesicht und ließ ein meckerndes Lachen hören, „sonst sitzen wir nächstes Jahr noch auf der Insel und haben nichts erreicht.“

„Wenn ich dich allein schicken würde, Hillen, könnte ich mir das denken“, nickte der Dicke grimmig, „richte dich nur nach Adams, der sagt dir schon, was du zu tun hast.“

Der Mann im grauen Anzug lächelte geschmeichelt.

„Vor allen Dingen nicht lockerlassen, Adams. Wir müssen die Verbindung herstellen. Wir werden ihn gut bezahlen. Dann kann das große Geschäft mit den Bildern beginnen!“

„Jawohl, Boß“, nickte Adams, „verlaß dich nur auf mich...“

„Was sagst du dazu?“ flüsterte Angelika, „sind das nun Gauner oder keine?“

„Ich weiß nicht“, Michael zuckte die Schultern, „sie sprachen von Bildern und Geschäften. Vielleicht sind es wirklich Geschäftsleute.“

Die Stimme aus dem Lautsprecher sagte an: „Achtung! Die Fluggäste zum Flug nach Palma de Mallorca nach Box drei!“

„Das sind wir!“ rief Angelika und lief den Eltern entgegen, die sie schon erwarteten.

In der Menschengruppe, die zu Box drei ging, sahen sie auch die

beiden Männer wieder. Der Dicke war nicht dabei, aber er stand in einiger Entfernung und winkte den beiden nach.

„Sie fliegen also auch nach Mallorca“, flüsterte Angelika dem Bruder zu, „wir können sie ja mal im Auge behalten. Vielleicht bekommen wir noch etwas heraus!“

Michael nickte, gab seine Bordkarte bei dem Flughafenbeamten ab und betrat mit den Eltern das Flughafengelände. Der Zubringerbus wartete schon, denn das Flugzeug stand weit draußen auf dem Flugfeld.

Adams und Füllen, die beiden zweifelhaften Geschäftsleute, drängten sich vor Michael und Angelika in den Bus.

Angelika sah plötzlich etwas am Boden liegen. Sie hob es auf und betrachtete es. Es war ein kleines Notizbuch.

„Geh weiter in den Wagen hinein, Kind“, sagte ein Fluggast und schob Angelika sanft nach vorn.

„Ja, ja“, sagte das Mädchen zerstreut, setzte sich neben Michael und betrachtete das Buch, das es gefunden hatte. Einer der Fahrgäste mußte es verloren haben. Sicher hatte er seinen Namen hineingeschrieben. Das Mädchen schlug den festen Einbanddeckel zurück und las: „Jan Adams, Amsterdam!“ Also gehörte es einem der ‚Geschäftsleute‘, die Michael und ihr nicht geheuer vorgekommen waren.

Angelika blätterte weiter. Sie versuchte Namen und Worte zu entziffern, in denen sie aber keinen Sinn finden konnte. Ein Name aber kam immer wieder vor: Anton Mauden. Wer mochte das sein? War es der Geschäftsfreund auf Mallorca, von dem der Dicke gesprochen hatte?

Angelika und ihr Bruder bemerkten nicht, daß der Mann im grauen Anzug unruhig wurde und nervös in seinen Taschen suchte.

„Ich hatte es bestimmt noch, als wir die Bordkarte abgaben“, flüsterte er dem anderen zu, „denn ich hatte ja die Karte hineingesteckt.“

Sein Begleiter sah ratlos drein. Da fuhr Adams auf. Er hatte das Buch in Angelikas Händen gesehen und drängte sich zu ihrem Sitzplatz durch.

„Du hast also mein Buch“, sagte er laut, „willst du mir erklären, wie du zu meinem Eigentum kommst?“

Angelika schreckte auf.

„Ich habe es gefunden, als ich in den Bus einstieg“, entgegnete sie wahrheitsgemäß.

„Es ist wohl nicht mehr üblich, daß man gefundene Sachen an den Besitzer zurückgibt, wie?“

„Aber Kind!“ Der Vater sah Angelika tadelnd an. „Warum hast du dem Herrn nicht gleich das Buch zurückgegeben?“

„Ich wußte ja nicht, daß es ihm gehört, Vati. Erst als ich es aufgeschlagen hatte, habe ich seinen Namen gelesen. Aber der sagte mir ja auch nichts!“

„Ich möchte trotzdem, daß du dich bei diesem Herrn entschuldigst“, entschied der Vater, „du hättest sofort fragen müssen, wem das Büchlein gehört, als du es aufhobst.“

Im Bus war es still. Man sah den Passagieren an, daß sie auf Angelikas Seite standen, denn jeder fühlte, daß Adams eine höchst zweifelhafte Persönlichkeit war.

„Gut, Vati, wenn du es willst. Ich bitte Sie um Entschuldigung“, sagte Angelika mit einem kleinen schiefen Blick in Adams Gesicht, „es war nicht meine Absicht, Sie irgendwie zu schädigen.“

„Wieso?“ fuhr er auf und wurde rot, denn er dachte an den Namen Anton Mauden, den sie vielleicht gelesen haben mochte, aber er besann sich schnell und sagte: „Es ist gut. Der Fall ist erledigt!“ Er ging wieder zu seinem Platz und startete aus dem Fenster.

Der Bus hielt vor dem Flugzeug. Die Gangway war schon angelegt, und die Fluggäste stiegen ein. Michael fotografierte noch schnell die Maschine, die zum Abflug bereitstand. Die Eltern hatten schon Platz genommen. Der Vater hatte einen Bekannten getroffen, mit dem er bald in ein angeregtes Gespräch vertieft war. Die Eltern saßen weit vorn in der Maschine, während Angelika in der Mitte, gleich hinter Adams und Hillen, Plätze für sich und Michael gefunden hatte.

Der Flugkapitän trat kurz aus dem Cockpit, warf einen Blick auf seine Gäste und verschwand wieder. Die beiden Stewardessen gingen eilig im schmalen Gang auf und ab, sahen nach dem Rechten und erfüllten da und dort einen Wunsch ihrer Fluggäste. Die Gangway wurde weggezogen. Die Tür schlug zu.

Das Flugzeug rollte über das Feld der Startbahn zu. Es war wie im Auto, und vorläufig ließ nichts vermuten, daß man in einem Flugzeug saß. Die Maschine wurde in die Startbahn eingewinkelt. Das Tempo steigerte sich, und dann spürte man ein leichtes Schweben, als sie sich von der Erde erhob. Der Flugplatz, die Häuser und Wälder wurden schnell kleiner. Mit feinem Singen stieg das Flugzeug höher und höher...

Die Stewardess kam und bot ihnen Illustrierte und Zeitungen an, aber die Kinder lehnten ab. Es gab so viel zu sehen und zu bewundern, daß sie für nichts anderes Zeit hatten.

Angelika stieß Michael an.

„Du, die beiden vor uns haben sich Zeitungen geben lassen“, flüsterte sie, „ich überlege, wie wir mit ihnen ins Gespräch kommen können. Ich möchte zu gern einiges über sie erfahren.“

„Ich auch, denn so ganz geheuer kommen mir die nicht vor. Wenn ich nur wüßte, was die auf Mallorca vorhaben. Ich befürchte, nichts Gutes.“

Angelika stand auf und sah auf den Vordersitz. Adams hatte einen Teil der Zeitung auf seinen Schoß gelegt und studierte eifrig in dem anderen. Dabei glitt ihm die Zeitung vom Schoß. Er merkte es nicht.

Angelika drängte sich an Michael vorbei, bückte sich und hob die Blätter auf.

„Sie haben etwas verloren.“ Sie reichte Adams mit einem verschmitzten Lächeln die Zeitung. „Sie sollen nicht sagen, daß ich es für mich hätte behalten wollen.“

„Willst du dich über mich lustig machen?“ Der Mann zog mißmutig die Brauen zusammen.

„Aber nein, Herr Adams, warum denken sie das? Ich gebe zu, ich habe mich im Bus nicht richtig benommen. Ich tu's auch nicht wieder. Sie fliegen auch nach Mallorca?“

„Es wird wohl so sein“, brummte er und blickte wieder in seine Zeitung.

„Dumme Frage“, dachte Angelika, aber sie ließ sich nicht entmutigen. „Ich meine, machen sie dort mit Ihrem Freund Ferien?“

Füllen sagte schnell und wichtig: „Wir fliegen nach Palma. Vorläufig wenigstens. Wir haben einen Auftrag...“

Adams sah zu ihm hin und schüttelte den Kopf.

„Du wirst es nie lernen, Hillen!“ Er seufzte.

„Was denn?“ fragte Hillen, alles andere als intelligent.

„Daß Schweigen Gold ist, Mann. Oder willst du den Kindern alles erzählen, was uns selbst noch unklar ist?“

„Nein, nein“, beeilte sich Hillen zu versichern und sah wieder interessiert zum Fenster hinaus.

„So ein großes Geheimnis wird es wohl nicht sein“, schmeichelte Angelika und schielte zu Michael hin, der sich aufgerichtet hatte. „Sie sind sicher beide tüchtige Geschäftsleute, sonst hätte man Sie

nicht mit einem so wichtigen Auftrag betraut.“

Adams hob die Brauen.

„Wir sind Kunsthändler“, erwiderte er stolz, „wir sollen wertvolle Bilder kaufen. Bist du nun zufrieden?“

„Aber ja!“ Angelika lachte. „Das hätte ich mir doch gleich denken können, daß Sie beide irgendwas mit der Kunst zu tun haben. Sicher handelt es sich um ein wertvolles Madonnenbild?“

„Wie kommst du denn darauf?“ Adams riß die Augen auf. „Wer hat dir das gesagt?“

Dann unterbrach die Stewardess das Gespräch und bat Angelika, Platz zu nehmen; es werde gleich ein Imbiß serviert.

„Dann viel Glück beim Bilderkauf in Palma“, sagte Angelika noch schnell, dann ging sie auf ihren Platz zurück.

„Glaubst du das, was dir Adams erzählt hat?“ fragte Michael leise.

„Kein Wort“, kicherte Angelika, „wenn das Kunsthändler sind, esse ich einen Besen samt der Putzfrau...“

„Guten Appetit“, lachte Michael.

„Guten Appetit“, sagte auch die Stewardess und stellte ihnen ein Tablett mit Schinken, Wurst und Geflügel auf das kleine Klapp Tischchen vor ihrem Sitz.

„Danke!“ Michael und Angelika nickten ihr freundlich zu und ließen sich dann die appetitlich hergerichteten Leckerbissen schmecken.

Nach einiger Zeit meldete sich die Stimme des Kapitäns aus dem Lautsprecher: „Wir fliegen jetzt über Mallorca und sind in wenigen Minuten auf dem Flugplatz von Palma. Bitte, schnallen Sie sich an und stellen Sie das Rauchen ein.“

„Sind wir schon da?“ fragte Michael erstaunt. „Wir sollen schon zwei Stunden geflogen sein?“

Angelika nickte, ihr Herz schlug in froher Erwartung. Bald würden sie in Spanien landen. In weniger als zwei Stunden hatten sie tausendfünfhundert Kilometer zurückgelegt. –

Ein älterer Herr kam ihnen auf dem Flugplatz in Palma entgegen. Er musterte den Professor und seine Familie, trat dann lächelnd näher und sagte in gutem Deutsch:

„Sie sind sicher Professor Berkhoff, nicht wahr? Ich bin Leonor Moll. Ich heiße Sie und Ihre Familie herzlich willkommen. Ich möchte Sie zunächst in Ihr Haus nach Cala Pino bringen lassen und melde mich dann in den nächsten Tagen bei Ihnen, wenn Sie sich

schon ein wenig eingelebt haben. Wir werden später alles besprechen.“

Der Professor dankte. Señor Moll geleitete sie auf den Platz vor dem Gebäude. Dort stand ein großer Personenwagen. Der spanische Chauffeur lachte über das ganze Gesicht und zeigte eine Reihe blendend weißer Zähne. Er lud das Gepäck in den Kofferraum und öffnete höflich die Tür.

„Das ist Miguel“, sagte Señor Moll, „er wird Sie nach Cala Pino fahren.“

Die Lichter Palmas flimmerten hinter ihnen, denn der Flugplatz lag außerhalb der Stadt. Vor ihnen lag dunkel und für sie noch unergründlich die geheimnisvolle Insel.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Miguel schien den Weg genau zu kennen, denn er fuhr ein geradezu höllisches Tempo. Im Lichte der Scheinwerfer tauchten Felder und Wälder, Dörfer und einsame Gehöfte auf und verschwanden wieder. Mauern säumten zu beiden Seiten die Straße und tauchten wieder ins Dunkel zurück. Auf der Fahrt durch eine größere Stadt sah man offene Läden und viele Menschen, die auf den Straßen promenierten.

„Das ist in den südlichen Ländern so üblich“, erklärte der Vater, „das Leben spielt sich in den Abend- und frühen Nachtstunden ab, weil es tagsüber so heiß ist. In den Mittagsstunden halten die Südländer ihre Siesta. Es ist unmöglich, in der Hitze zu arbeiten.“ Das sahen die Kinder ein.

Plötzlich entdeckte Angelika Lichter, die auf dunklem Wasser schaukelten. Schemenhaft tauchten Boote und kleine Schiffe auf, dann war es wieder vorbei.

„Das war der Hafen“, erklärte der Vater. Aber Angelika war nach zwei Stunden Fahrt fast zu schläfrig, um zu begreifen, daß sie nun an der Küste gelandet waren.

Miguel bog von der Hauptstraße ab und fuhr ein Nebengäßchen hinunter. Dann kam eine breite Straße mit Nebengäßchen in mauerumstandenen Gärten. Dahinter lag dunkel der Wald. In einem Nebenweg hielt der Wagen. Taumelnd vor Müdigkeit stieg Angelika aus. Die warme Luft war plötzlich vom Rauschen des Meeres erfüllt. Gleichmäßig rollten die Wellen gegen Felsen. Das Mädchen lauschte und sah in die dunkle Nacht, aus der das rhythmische Plätschern zu ihr herüberdrang.

„Das ist das Mittelmeer“, erklärte der Vater, „das siehst du dir morgen an...“ Sie waren angekommen.

## *CALA PINO UND VIELE NEUE FREUNDE*

Es roch nach Salzwasser und dem Duft fremder Pflanzen und Blumen. Angelika atmete ihn tief ein und schlug die Augen auf. In dem kleinen Zimmer, in dem sie lag, warfen die Zweige der Bäume aus dem Garten dunkle Muster auf die sonnenbeschienenen Wände und den Fußboden. Das Zimmer war einfach, aber gemütlich eingerichtet. Die Fenster standen weit offen, und die Gardinen blähten sich im leichten Morgenwind.

Angelika zog grübelnd die Brauen zusammen. Dann besann sie sich. Das war nicht ihr Zimmer daheim, das war ihr neues kleines Reich in der Villa Laguna in Cala Pino. Und dann fiel ihr der gestrige Tag mit all seinen Ereignissen ein.

Mit einem Jubelruf sprang sie aus dem Bett, reckte und dehnte sich und lief zum Fenster. Ein Garten im deutschen Sinne war das kaum, was sich vor ihren Augen, auf allen Seiten von Mauern begrenzt, ausbreitete. Man hatte, als dieser Ortsteil von Cala Pino angelegt wurde, einfach in den Pinienwald hineingebaut. Was dem künftigen Haus an Bäumen im Wege war, hatte man gefällt. Als das Haus stand, wurden Steinmauern darum gebaut, und das Eigenheim im Garten war fertig. Nur Kakteen mit dicken, fleischigen Blättern, denen der trockene Boden nichts ausmachte, gediehen unter den Pinien.

Angelika sah durch die Zweige der Bäume in den Nachbargarten. Auch er zeigte das gleiche Bild wie alle Gärten ringsum. Ein wenig in der Ferne schimmerte durch die Stämme das Grünblau des Meeres, über allem lag strahlender Sonnenschein.

Angelika stürmte durchs Zimmer und zur Tür hinaus.

„Micha, Micha, wo bist du? Bist du schon auf?“ Sie sah an den Türen entlang und entdeckte eine behaglich eingerichtete Diele. Dort saßen die Eltern am Tisch und lachten.

„Guten Morgen, Langschläferin“, grüßte der Vater, „wie kann man nur schlafen, wenn die Sonne schon drei Stunden am Himmel steht?“

„Dann muß sie aber früh aufgestanden sein“, erwiderte Angelika strahlend, „denn nach meiner Uhr ist es gerade halb acht. Mutti, Vati, habt ihr schon aus dem Fenster gesehen? Wir wohnen mitten im Walde und dabei so dicht am Meer. Ich muß gleich hinaus. Ich muß unbedingt das Meer sehen.“

„Aber doch nicht etwa im Schlafanzug“, meinte die Mutter lächelnd, „die spanischen Nachbarn müßten ja meinen, daß bei uns seltsame Sitten herrschen.“

„Wißt ihr was?“ Der Vater sah Mutter und Tochter vergnügt an, „ich mache euch einen Vorschlag. Wir frühstücken jetzt gemütlich zusammen, und dann gehen wir gemeinsam auf einen Erkundungs- und Ortsbummel durch Cala Pino.“

Und so wurde es auch gemacht. Nach einem behaglichen Frühstück, das sie ohne Hast einnahmen, brachen sie zu ihrem ersten Spaziergang durch den Ort Cala Pino auf. Cala Pino heißt die „Fichten-Bucht“.

„Von Fichten sehe ich zwar nicht viel, es scheinen ausschließlich Pinien zu sein“, stellte Michael fest, nachdem er sich die Bäume angesehen hatte.

„Das stimmt. Es gibt hier fast nur Pinienwälder. Sie stellen wenig Ansprüche an den Boden. Der ist meistens ausgedörrt, doch was im Winter an Regen herunterkommt, deckt den Wasserbedarf der Pinien für lange Zeit.“

„Wie ich sehe, wohnen wir in einer kleinen Seitenstraße“, sagte Angelika, „es ist schon fast wie ein Waldweg, denn er ist nicht gepflastert. Es stehen nur wenige Häuser hier. Wir haben das zweite, vom Meer aus gesehen auf der linken Seite. Es ist wirklich ein nettes Haus, die Villa Laguna.“

Sie betrachteten ihr Haus von außen und waren zufrieden.

„Es zeigt den echten spanischen Baustil.“ Der Vater wies auf das Dach und die Außentreppen. „Seht nur das Flachdach. Unser Haus hat wie alle anderen Häuser einen Dachgarten, zu dem Treppen hinaufführen. Die weit vorgezogene, überbaute Terrasse vor dem Erdgeschoß spendet kühlen Schatten, der wird uns an heißen Tagen sehr guttun. Schön und typisch für den Baustil sind die Rundbögen im Mauerwerk des Terrassenvorbaues. Die Häuser nebenan sehen nicht viel anders aus.“

Tatsächlich hatten alle Häuser ein flaches Dach, einen Dachgarten, Treppen und Winkel. Alle zeigten den typischen weißen Anstrich, der sich schön zwischen dem grünen Geäst der Pinien und dem stacheligen Blattwerk der Kakteen ausnahm.



Auf steinigem, nadligem Boden ging die Familie zum Meer hinunter. Sie kamen auf einen Weg, der sich nach beiden Seiten am Ufer entlangzog. Auch er war steinig und ungepflegt. An ihm standen Häuser, die einen freien Blick auf das Meer hatten. Nur drei hohe Pinien, verloren und allein am Meer stehend, versuchten Schatten zu spenden. Der Weg lag in der prallen Sonne.

„Es ist einfach herrlich“, flüsterte Angelika und sah hinaus auf das blaugrün schimmernde Wasser, über das sich das makellose Blau des südlichen Sommerhimmels spannte. Kleine, weiße Wellenkämme rollten gegen das Ufer und zerrannen im Felsgestein. Angelika blickte das Ufer entlang, an dem sich riesige Steine, Felsbrocken und Geröll türmten, und fragte enttäuscht:

„Vati, hat denn Cala Pino keinen Badestrand? Hier sind ja nur Steine. Kann man denn hier baden?“

„Das Baden an dieser Stelle ist wohl nicht üblich. Wer es dennoch tut, muß schon ein guter Schwimmer sein. Na, das seid ihr beiden ja.“

Sie bummelten den sonnigen, steinigen Weg hinunter. An der linken Seite sah man weiße Häuser hinter Mauern. Sie hatten ihre braunen und grünen Fensterläden geschlossen und wirkten, als seien sie nicht bewohnt. Rechts rauschte mit kleinen Wellen das Meer, und Sonnenfünkchen tanzten flimmernd auf dem grünen Wasser.

Geradeaus lag der Ort Cala Pino. Von hier aus wirkten seine weißen flachen, viereckigen Häuser wie ineinandergeschachtelt. Nur der Kirchturm hob sich daraus hervor, ebenso weiß und weithin leuchtend wie die Häuser. Der steinige Uferweg wand sich in Bögen dem Ort entgegen. Dann war man am Hafen, in dessen schützendem,

stillem Wasser Boote und Fischerkähne auf und ab schaukelten.

„Seht ihr dort am Ende der Kaimauer den kleinen Turm? Das ist eine Art Leuchtturm für die Boote, die abends den Hafen anlaufen. Bei Dunkelheit wird er beleuchtet und zeigt den Fischern den Eingang zum Hafen. Seht euch das heute abend mal an. Bis an den Hafen ist die Küste felsig. Ich glaube, wir werden hier noch viele Steine und Felsen sehen...“

„Auf Mallorca gibt es doch auch Berge“, meinte Angelika.

„Aber sicher. Einige davon sind über tausend Meter hoch, ihr werdet sie noch kennenlernen! Das ist ja unser Glück, denn ohne Berge gäbe es keine Höhlen, und ohne Höhlen wären wir nicht hier!“

Sie nahmen die letzte Wegbiegung vor dem Hafen und traten an die Ufermauer. Waren sie auf dem steinigen Uferweg keinem Menschen begegnet, so trafen sie jetzt in der Nähe des Hafens viele Leute. Es waren zumeist Touristen, die, leicht bekleidet, gemächlich dahinschlenderten und ihre Ferien genossen. Man hörte vor allem deutsche Laute, aber auch die englische und französische Sprache. Dazwischen bewegten sich die Einheimischen und unterhielten sich lebhaft und mit spanischem Temperament.

Der Vater hörte ihnen im Vorübergehen zu und meinte dann: „Sie sprechen kein reines Spanisch. Sie sprechen einen Dialekt, das Mallorquín. Ich verstehe sie zwar, aber sie reden mir zu schnell. Ich muß aufpassen, damit ich alles mitbekomme.“

„Du liebe Zeit“, seufzte Angelika, „wie sollen wir uns hier mit den Kindern verständigen? Wir werden nie Freunde finden!“

„Mach dir darüber keine Gedanken“, tröstete sie der Vater, „Kinder verstehen bekanntlich einander schnell. Lernt erst einmal Spanisch, dann werdet ihr auch bald das Mallorquín verstehen.“

„Ich bin da nicht so optimistisch“, meinte Michael unsicher, denn er war in den Fremdsprachen nie ein guter Schüler gewesen.

„Abwarten!“ riet ihm der Vater und bog mit ihnen in die saubere, gepflegte Uferstraße entlang des Hafens ein.

Hier reihte sich Laden an Laden. Neben der Lecheria, dem Milchladen, fanden sie Andenkenläden und ein Fotogeschäft, dessen Inhaber fließend Deutsch sprach, wie sie später zu ihrer Freude feststellen konnten.

Die Läden waren gut eingerichtet und oft modern ausgestattet. Die Urlauber kauften Andenken und schrieben Karten auf der Terrasse der Hafen-Bar, denn hier hieß alles Bar, was mit Erfrischungen zu tun hatte.

Ein Motorboot tuckerte in den Hafen und legte an. Ein braungebrannter, barfüßiger, schwarzhaariger Junge sprang an Land und vertäute das Boot am Pflock der Anlegestelle. Dann lief er über den sonnenwarmen Asphalt des weiten Hafenplatzes, sprang die Treppe zur Uferstraße hinauf und rannte Angelika bald über den Haufen.

„Perdonar dispense usted“, entschuldigte er sich, lächelte höflich und lief in einen der Andenkenläden.

„Was meint er, Vati?“ fragte das verblüffte Mädchen.

„Er bittet dich um Entschuldigung.“

Angelika sah dem Jungen nach.

„Recuerdo‘ Rafael Roca stand über dem großen, mit Andenken und Bedarfsartikeln vollgestopften Geschäft. Viele Touristen gingen ein und aus.

„Wir gehen jetzt durch die Straßen“, schlug der Vater vor und riß Angelika aus ihren Gedanken.

Sie warf noch einen Blick auf das blaugrüne Wasser des Hafenbeckens und schloß sich dann den Eltern und dem Bruder an. Die kleinen Straßen um den Hafen zeigten ein anderes Bild. Auch hier reihte sich Haus an Haus, aber die glatten, braungelben, meist unverputzten Fassaden aus groben Steinen wirkten mit den geschlossenen grünen Fensterläden über simslosen Fenstern eintönig und ärmlich. Leichtbekleidete Kinder spielten vor den Häusern, und da, wo Schatten noch auf den schmalen Gehweg fiel, saßen die Frauen auf kleinen Stühlen, gaben acht auf die Kinder und verrichteten ihre Hausarbeit.

„Man sucht hier jede Spur Kühle“, erklärte der Vater, „daher halten sich die Menschen im Freien vor allem im Schatten auf. Ihre Fensterläden bleiben tagsüber geschlossen. Wir werden das ebenso tun müssen, wenn wir unser Haus kühl halten wollen.“

„Weißt du, was mir hier immer wieder auffällt, Vati“, sagte Angelika. „Die Grundstücke haben keinen Zaun oder ein Gitter. Alle haben Mauern, sogar die unbebauten Grundstücke sind so umgrenzt, obwohl auf ihnen doch nichts weiter steht als ein paar Pinien oder Palmen und viel Unkraut.“

„Ja, das ist hier so üblich, und ich glaube, auf ganz Mallorca ist es so. Steine gibt’s ja genug, also umgibt man seinen Garten mit einer Mauer. Das ist bestimmt billiger als ein Zaun oder Gitter; auch mit den unbebauten Grundstücken macht man es so. So erhält alles eine Ordnung, und die Mauern halten Unbefugte davon ab, sich in

den Gärten herumzutreiben.“

„Es sind gar keine Gärten, wie wir sie kennen“, warf Michael ein, „sie haben ja keine Blumen, und richtigen Gemüse- und Obstanbau scheint man hier auch nicht zu kennen.“

„Ja“, nickte der Vater, „das hast du gut beobachtet. Der Boden ist zu steinig und besitzt daher zuwenig Humus, und den braucht ein richtiger Garten. Wer sich also Gemüse anbauen will, wird den Boden erst mit viel Mühe kultivieren müssen. Und dann die Wasserfrage. In den heißen Sommermonaten müßte ja jeden Abend gegossen werden. Früher holte man das Wasser mit Windmühlen aus der Erde und tut das wohl zum Teil auch heute immer noch. Es ist aber kein Trinkwasser, unabgekocht darf man es nicht genießen. Wenn man bedenkt, wieviel Wasser ein Garten in den heißen Monaten braucht, so könnt ihr euch vorstellen, warum die Leute davon absehen, einen Garten anzulegen. So lassen sie alles weiterwachsen, was sie einst vorfanden, nämlich Kakteen und Pinien. Daher ist der ursprüngliche Charakter der Landschaft fast unverändert erhalten geblieben.“

Vor ihnen ragten nun pinienbestandene Hügelketten gegen den blauen Himmel. Die angenehme Kühle des Morgens war vergangen, die Sonne war höher gestiegen. Die Hitze lag jetzt wie ein schweres Tuch über dem ausgetrockneten Land.

Sie bogen in die Hauptstraße ein. Autos fuhren in dichter Folge, ungeachtet der Touristen, die hier auf und ab promenierten. Wie am Hafen reihte sich Laden an Laden, Bar an Bar und Hotel an Hotel. Michael und Angelika kamen aus dem Staunen nicht heraus. Bunt, neuartig, fast verwirrend bot sich ihnen südliches Leben und Treiben dar. Die weißgekalkten, würfelartigen Häuser mit den Flachdächern blendeten in der Sonne. Palmen und bunte Blumen vor den Hotels belebten das Bild der weißen Häuserzeilen. Lachen und Sprachengewirr glitten an ihren Ohren vorüber.

Angelika war es plötzlich, als sei ihr das alles gar nicht mehr fremd. Schon am ersten Tage hatte sie den kleinen Ort mit seinem Hafen und dem bunten, lebhaften Treiben lieb gewonnen. Sie wußte, daß sie sich hier wohl fühlen würde.

\*

Die drei Pinien an der steinigen Uferstraße gegenüber dem kleinen Waldweg, der Calle Mételo, spendeten kühlen Schatten. Es

war noch früh am Morgen. Trotzdem brannte die Sonne schon jetzt mit mittäglicher Glut. Das Meer lag ruhig, nur gegen die Felsen am Ufer rollte das Wasser in kleinen, flimmernden Wellen.

Alcina hatte sich bäuchlings im Schatten ausgestreckt und den Kopf auf die Arme gelegt. Ihre braune Haut bildete einen hübschen Kontrast zu dem schwarzen Haar und dem bunten Badeanzug. Ramon stand in der Sonne und blickte über das Wasser. Seine Haut war dunkler als die der Schwester, aber seine Haare und Augen waren ebenso schwarz wie die ihren. Er hob einen Stein auf und warf ihn in das Glitzern der Wellen.

„Und ich fahre doch mit Pedro zum Fischfang“, sagte er mit Nachdruck und dachte an die ablehnenden Worte des Vaters, „ich weiß, Pedro nimmt mich mit, er ist mein Freund. Oder ich fahre mit Juan. Sie können auf ihrem Boot immer eine Hilfe gebrauchen.“ Er wandte sich um und sah die Schwester an. „Schlaf nicht, Alcina! Hast du gehört, was ich gesagt habe?“ Er sprach das landesübliche Mallorquín, denn er und Alcina waren echte Kinder der Mallorquines. Sie wohnten dem Hause Professor Berkhoffs gegenüber und hatten die neuen Bewohner bisher nur flüchtig gesehen, denn sie trieben sich viel im Hafen bei den Freunden herum.

Alcina hob kaum den Kopf. „Ich hab’s gehört“, murmelte sie in ihre braunen Arme, „Vater läßt dich ja doch nicht mit. Ja, wenn Pedro vielleicht am Tage zum Fischfang fahren würde. Aber die fahren ja immer nachts. Was hast du davon? Es ist dunkel, und du mußt mithelfen, die Netze hochzuziehen. Puh, das ist nichts! Mama schließt nachts die Haustür ab, und du kannst nicht hinaus.“

Ramon zwinkerte listig. „Die Fenster verschließt sie aber nicht, weil es zu warm ist. Alcina, wenn du mich nicht verrätst, fahre ich nächste Nacht mit Pedro zum Fischfang. Ehe es hell wird, bin ich wieder da. Heute nachmittag gehen wir zu Pedro, und ich spreche mit ihm.“

„Mach, was du willst“, Alcina wühlte den Kopf tiefer in die Arme, „ich sage nichts. Ich weiß einfach nichts. Vielleicht hast du Glück, und Mama und Papa merken es nicht.“

Ramon sah in das Wasser. Er warf wieder einen Stein in die kräuselnden Wellen und machte ein entschlossenes Gesicht. Er wollte einmal Kapitän werden. Das Wasser war ihm vertraut, wie es nur einem Menschen vertraut sein kann, der von Anfang an mit ihm aufgewachsen ist. Warum mochten die Eltern nicht, daß er mit Pedro

und Juan des Nachts zum Fischfang fuhr?

Zwei lachende Stimmen klangen von den Häusern herüber.

Ein Mädchen in rotem Badeanzug sprang durch das Gartentor der Villa Laguna. Es hatte halblanges, hellblondes Haar und blaue Augen. Ihm folgte ein Junge mit schwarzer Badehose. Sein Haar war dunkler als das der Schwester, und seine Augen waren von noch tieferem Blau.

„Alcina“, flüsterte Ramon hastig, „steh auf, da kommen die beiden Kinder des deutschen Professors. Du weißt, Mama hat davon erzählt. Sie kommen hierher.“

Alcina hob den Kopf und setzte sich auf. Der Blick aus ihren schwarzen Augen war neugierig, aber freundlich.

„Die gefallen mir“, sagte sie dann und stand auf.

Ramon nickte zustimmend. Beide sahen den Ankömmlingen entgegen und lächelten. Michael und Angelika blieben vor ihnen stehen, lächelten auch und wußten nichts zu sagen. Michael angelte nach hinten in die Tasche seiner Badehose und zog sein Wörterbuch hervor. Ramon und Alcina sahen ihm gespannt zu.

Michael sagte: „Yo – Michael“, dann wies er auf die Schwester: „Angelika.“

Ramon und Alcina lachten. Sie hatten verstanden. Sie wiesen auf sich und nannten ihre Namen. Jetzt lachten auch Michael und Angelika.

„Na also“, grinste Michael, „es geht doch großartig.“ Er zeigte auf ihr Haus und sagte: „Michael y Angelika – Villa Laguna.“

Ramon wies auf sein Wohnhaus und entgegnete: „Ramon y Alcina, Villa del Mar.“

Dann sahen sich die Kinder an und sagten eine Zeitlang nichts mehr. Aber ihre Blicke waren freundlich und voller Sympathie. Ramon wies auf das Meer hinaus. Ein großes Schiff war aufgetaucht und zog langsam am Horizont dahin. Ganz vergessend, daß ihn die neuen Freunde nicht verstehen konnten, erzählte er, woher es kam und wohin es fuhr, und er verriet ihnen, daß er einmal Kapitän werden wollte.

Die beiden deutschen Kinder zuckten die Schultern. Alcina sagte:

„Ramon, sie haben dich nicht verstanden. Ach, das ist dumm, daß sie uns nicht verstehen können. Aber wir verstehen sie auch nicht. Was machen wir bloß?“

Michael hatte schon wieder in seinem Wörterbuch geblättert. „Lento hablar. Yo y Angelika, nosotros querer aprender el

castellano.“ (Langsam sprechen. Ich und Angelika, wir wollen spanisch sprechen lernen.)

„Ich weiß nicht, ob das richtig war“, stöhnte Michael und sah Angelika an, „ich hab’s mal so aus einzelnen Wörtern zusammengestellt.“

Aber Ramon und Alcina hatten ihn verstanden. Sie nickten und sagten: „Bien esta, nosotros alemán!“ (Das ist recht, wir deutsch!)

Das verstanden Michael und Angelika, und alle waren zufrieden.

Das Schiff war kleiner geworden und steuerte auf die Felsspitze weit hinter dem Hafen zu.

Ramon zeigte nach links und sagte: „Francia“, und dann wies er nach rechts: „Africa!“

„Es ist die Route Frankreich – Afrika“, nickte Angelika, „also die entgegengesetzte Seite des spanischen Mutterlandes. Wir sehen nach Osten, und Spanien liegt hinter uns im Westen.“

Alcina wies weit über das flimmernde Wasser: „Allende el Mar Menorca.“

„Sie meint, daß dort Menorca liegt. Also, Angelika, ich hoffe, wir lernen es doch noch. Die beiden gefallen mir. Ich glaube, sie sind kaum jünger als wir. Wir werden bestimmt gute Freunde werden.“

Ramon und Alcina hörten das Freundliche aus seinen Worten und nickten zustimmend. Zwei jüngere Mädchen kamen lachend und rufend den Weg herbeigelaufen. Sie blieben im Schatten unter den drei Pinien stehen.

Alcina stellte sie vor: „Teresa y Emilia“, und dann zeigte sie auf das Nachbarhaus Professor Berkhoffs, „Casa del Sol.“

„Nettes Mädchen“, nickte Angelika ihrem Bruder zu, „eigentlich sehen sie sich alle ähnlich mit ihren schwarzen Haaren und schwarzen Augen. Jetzt haben wir schon vier Freunde. Ein Jammer, daß die Verständigung so schwierig ist.“

„Das wird schon noch werden!“ Michael war optimistisch. „Denen geht’s ja auch so wie uns. Sie werden unser Deutsch auch nicht gleich am ersten Tag lernen. Aber jetzt wollen wir ins Wasser. Kommst du mit?“

„Ja, gleich, aber ich möchte erst noch etwas wissen. Dort unten“, sie wies den steinigen Uferweg rechts hinunter, „dort unten steht ein großes Haus. Was ist das?“

Ramon folgte ihrer ausgestreckten Hand und lächelte verstehend. „Hotel Solimar“, erklärte er, „hermoso, grande!“ (schön, groß).

„Ach, ein Hotel ist das. Ich dachte es mir schon. Es liegt

wunderbar. Sicher hat es einen Privatstrand. Wir müssen uns das mal ansehen, Micha.“

Die spanischen Freunde sprachen plötzlich aufgereggt durcheinander. Sie wiesen auf das Wasser, auf dem vor den felsigen Klippen eine rote Badekappe auf und nieder tauchte. Die Wellen gingen dort ein wenig höher, weil sie die Wasser über Felsbrocken drehten, die unter der Oberfläche lagen.

Michael und Angelika starrten hinüber in das Glitzern und Flimmern, das die Sonne auf dem Wasser aufleuchten ließ. Wie ein feuriges Pünktchen tanzte die rote Kappe inmitten der blaugrünen Wellen. Ramon schrie und winkte, aber es kam keine Antwort zurück.

\*

Das Hotel ‚Solimar‘ lag außerhalb des Ortes Cala Pino in einer kleinen Bucht am Ende des Uferweges. Auf beiden Seiten war es von Pinienwald umstanden, die rückwärtige, dem Meere abgewandte Seite mit dem großen Eingangsportal sah auf die breite, schattige Hauptstraße, die von Cala Pino nach Cala Dina führte. Das Hotel war im spanischen Stil gebaut und modern eingerichtet. Es hatte ein eigenes Schwimmbad und Tennisplätze, die dem Meere zu gelegen waren. Nur einen natürlichen Badestrand mit Seesand hatte es nicht, dafür war die Küste zu felsig. Aber Steine und Felsbrocken bildeten in der Bucht ein ausreichend großes Naturschwimmbekken. Am Rande war es flach, fiel aber dann immer tiefer ab. Es öffnete sich zum Meer, aber man mußte schon ein guter Schwimmer sein, um sich in das offene Wasser hinauswagen zu können. Auf dem freien Platz neben Hotel und Pinienwald war Seesand aufgeschüttet worden. Hier lagen die Hotelgäste im Sand oder auf Liegestühlen unter den Pinien. Eine hohe Steinmauer hielt auch hier neugierige Blicke ab. Man lebte fast unter sich im Hotel Solimar. Es war ein angesehenes Haus, dessen Anziehungskraft sich noch erhöht hatte, seitdem vor einiger Zeit der deutsche Hotelier Albert Gettorf es erworben und völlig überholt hatte.

Herr Gettorf wohnte mit seiner Frau und seiner dreizehnjährigen Tochter Margot vorläufig in seinem Hotel ‚Solimar‘, um die Umstellung zu überwachen und zugleich den Geschäftsführer mit seiner Arbeit vertraut zu machen. Er war ein tüchtiger, gerechter und bescheidener Mann, seine Frau stand ihm in diesen Eigenschaften

nicht nach. Die junge Margot aber glaubte, daß Reichtum besondere Vorrechte schenke, und sie forderte diese immer und überall, wo sie auch war.

Sie kam nach dem Frühstück, das sie mit ihren Eltern auf dem großen Balkon vor ihren Zimmern im ersten Stock eingenommen hatte, im Badeanzug die Treppe herunter. Sie war ein großes, braunhaariges Mädchen mit dunklen Augen und einem hochmütigen Gesicht. Während sie langsam auf dem dicken Teppichläufer ging und die rote Badekappe hin und her schwenkte, erfaßte ihr Blick stolz das Bild stiller Vornehmheit und Eleganz, das die Eingangshalle mit ihren Sesseln, Teppichen, Blumen und Spiegeln bot. Viele Gäste saßen in den Sesseln oder gingen plaudernd und rauchend auf und ab.

Margot lächelte selbstgefällig. Am Empfang fertigte der Empfangschef gerade zwei neue Gäste ab, handigte dem Liftboy die Zimmerschlüssel aus und begleitete die Gäste zum Fahrstuhl. Dabei erblickte er Margot.

Er winkte sie zu sich heran und flüsterte: „Ich habe dir schon einmal gesagt, daß es hier nicht üblich ist, im Badeanzug durchs Hotel zu laufen. Das macht einen schlechten Eindruck und könnte auch andere Gäste verleiten, im Badekostüm durchs Haus zu gehen. Lauf hinauf und zieh dir etwas über. Der Badeanzug ist für den Strand.“

Margots hochmütiges Gesicht wurde durch die Zurechtweisung noch arroganter.

„Ich mache, was ich will“, erwiderte sie trotzig. „Ich lasse mir von keinem etwas sagen. Das Hotel gehört meinen Eltern und damit auch mir, denn ich erbe einmal alles. Keiner kann mir etwas verbieten, auch Sie nicht, Herr Schweiger.“

Der Empfangschef schüttelte den Kopf. „Das ist eine gefährliche Lebensanschauung, ich fürchte, du wirst damit weder Glück noch Freunde im Leben haben.“

Sie kräuselte spöttisch die Lippen, trällerte vor sich hin und schlenderte durch die Halle der Küche zu. An den breiten Herden und Grillöfen herrschte schon Hochbetrieb, denn das Hotel war voll belegt. Margot wandte sich der Bäckerstube zu. Die Teigmaschine drehte einen Rührteig, und in der Eismaschine fror das Eis, das heute als Nachtisch serviert werden sollte.

Margot wandte sich an den Chefkonditor. „Geben Sie mir eine große Portion Eis!“

Sie bat nicht, sie forderte, und das verdroß den Mann.

„Nein“, sagte er kurz, „das Eis ist noch nicht fertig. Im übrigen liebe ich es nicht, wenn du hier in die Küche kommst, noch dazu in diesem Aufzug. Das Eis gibt es nach dem Mittagessen, auch du machst darin keine Ausnahme.“

„Jawohl, ich mache eine Ausnahme, denn ich bin Margot Gettorf! Wenn ich will, esse ich das ganze Eis auf, und kein anderer bekommt etwas davon!“

„Den verdorbenen Magen würdest du verdienen“, brummte der Konditor ärgerlich, „jetzt mach, daß du ‘raus kommst. Du bist ein verzogenes, hochnäsiges Gör!“

Die anderen Konditoren grinnten. Der Chef hatte es ihr ordentlich gegeben, das gefiel ihnen, denn keiner mochte Margot leiden.

„Ich werde mich bei meinem Vater beschweren“, drohte Margot, „er wird Sie auf der Stelle entlassen.“

Der Konditor zuckte gleichmütig die Schultern und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Margot verließ wütend die Küche und lief zum Seitenausgang auf den Sandstrand hinaus. Die Gäste rekelten sich in ihren Liegestühlen. Die Sonne brannte, und unten am Fels tobten die Kinder im Wasser. Margot war eine gute Schwimmerin. Sie lief zum Becken der Erwachsenen und warf sich in das blaugrüne Flimmern. Mit ihr tummelten sich noch einige größere Kinder, die sie teils bewunderten, teils belächelten. Freunde hatte Margot unter ihnen noch nicht gefunden.

„Wißt ihr, was es heute als Nachtisch gibt?“ fragte sie die anderen, die planschend und prustend neben ihr auftauchten. „Ein tolles Speiseeis! Ich habe schon eine große Portion davon gegessen.“ Sie log, denn sie hätte nie zugegeben, daß der Chefkonditor sie aus der Backstube gewiesen hatte.

„Ach“, sagte eines der Mädchen und lächelte verlegen.

„Gib nicht so an!“ rief ein Junge wütend und schlug mit der flachen Hand aufs Wasser, daß es Margot um die Ohren spritzte. Er mochte sie nicht, denn er hatte sie durchschaut.

„Wißt ihr was?“ lenkte ein anderer Junge ab, „wir schwimmen zusammen ein Stück hinaus. Wenn’s euch Spaß macht, können wir ja um die Wette schwimmen!“

„Gute Idee. Aber Margot kann sicher nicht so weit hinausschwimmen.“

„Warum denn nicht?“ Das Mädchen fuhr wütend herum. „Ich kann alles, was ich will!“

„Du hast doch neulich erzählt, du müßtest dich noch schonen, weil du gerade erst eine schwere Grippe überstanden hast.“

„Ach, das ist doch längst vorbei!“ Sie wollte nicht zugeben, daß ihr die Mutter erst am Morgen noch eingeschärft hatte, nur kurze Zeit im Wasser zu bleiben und jede Anstrengung zu vermeiden. „Ich bin wieder ganz gesund. Wenn ich will, schwimme ich...“, sie hob den Kopf und sah sich rundum, „dann schwimme ich bis dort hinunter zu den drei Pinien.“

„Bis wohin?“ fragten einige.

„Dort unten, hinter dem Wald, wo die Häuser anfangen, stehen drei Pinien am Ufer. Bis dorthin schwimme ich, damit ihr seht, daß ich wieder gesund bin.“

„Du bist ja verrückt“, sagte ein Junge aufgeregt, „das ist viel zu weit. Komm mit uns, wir schwimmen nur ein Stück ins Freie.“

„Nein, ich schwimme zu den Pinien“, beharrte Margot, „ihr könnt ja zu Fuß am Strand entlanglaufen, wenn ihr’s euch nicht zutraut! Wir treffen uns dort wieder, abgemacht?“

„Abgemacht“, meinte ein Junge, „aber wir gehen zu Fuß. Wir sind doch nicht lebensmüde!“

Margot lachte spöttisch, stieß sich vom Fels ab und schwamm aus dem Becken ins offene Meer hinaus. Die Kinder kletterten aus dem Wasser und hockten sich auf die Felsen. Mit kräftigen Stößen schwamm Margot an der Felsküste entlang. Die Kinder sahen ihre rote Kappe wie ein Pünktchen auf dem blaugrünen Wasser leuchten, dann wurde es kleiner und entschwand ihren Blicken.

„Wir bleiben noch ein bißchen im Wasser“, schlug ein Junge vor, „dann ziehen wir uns um und gehen zu den drei Pinien. Glaubt ihr, daß sie ihr Ziel erreicht?“

Die Kinder zuckten die Schultern, und einer meinte:

„Die erreicht alles, was sie will, die Angeberin.“

Am Anfang ging es gut, dann aber ließen Margots Kräfte merklich nach. Sie mußte sich öfter auf den Rücken legen, um auszuruhen.

„Ich muß vor den anderen bei den Pinien sein“, dachte sie in verbissenem Ehrgeiz, „sonst merken sie, daß ich es nur mühsam geschafft habe. Mutti hat recht gehabt, ich habe wirklich noch keine Kraft dazu, eine längere Strecke zu bewältigen. Aber die anderen sollen es nicht merken. Ich lasse mich nicht auslachen.“

Sie drehte sich wieder auf den Bauch und stieß heftig durchs Wasser, aber bald ließen ihre Kräfte wieder nach. Die drei Pinien

waren näher gekommen. Sie standen wie eine Fata Morgana vor Margots Blicken. Bald schienen sie sich zu entfernen, bald waren sie zum Greifen nah. Sie schloß in einem Schwächeanfall die Augen und sank unter. Verzweifelt bewegte sie wieder Arme und Beine und kam wieder an die Oberfläche. Es war ihr, als höre sie Stimmen, die von den Pinien her klangen. Aber sie sah niemanden. Sie drehte sich auf den Rücken und ließ sich treiben. Ihre rote Kappe tanzte auf und nieder. Sie war müde, so müde, und alles begann, ihr gleichgültig zu werden, aber dann packte sie die Angst vor dem Tode, und sie quälte sich weiter. Es kam ihr vor, als seien ihre Arme und Beine aus Blei, so schwer waren sie...

\*

„Sie kann nicht mehr!“ rief Michael. „Sie läßt sich nur noch treiben! Sie kann sich an den Felsen weh tun. Angelika, nimm das Buch, ich schwimme hinüber!“

Angelika griff nach dem Wörterbuch. Michael lief hinunter, sprang von einem Felsbrocken zum anderen und glitt dann ins Wasser. Mit kräftigen, schnellen Stößen schwamm er der roten Kappe entgegen. Ramon war hinter ihm ins Wasser gesprungen.

„Precaución, roca!“ rief er Michael nach. (Vorsicht, Felsen!)

„Sí, sí!“ rief Michael zurück und schwamm weiter.

Kraftlos und mit geschlossenen Augen lag Margot auf dem Wasser. Michael packte sie unter den Armen und zog sie, rückwärts stoßend, gegen das Felsufer. Sie wehrte sich nicht. Sie sah nur für einen kurzen Augenblick das braune Gesicht Ramons, der neben ihr auftauchte, dann fiel sie in eine kurze Ohnmacht. Die beiden Jungen trugen sie über die Felsbrocken und legten sie im Schatten der drei Pinien nieder.

„Quien?“ (Wer?) fragte Michael und wies auf Margot.

Ramon und die Mädchen sahen sich an und zuckten die Schultern. Sie kannten sie nicht. Wahrscheinlich gehörte sie zu den Gästen des Hotels ‚Solimar‘.

Margot schlug die Augen auf. Ihr verschleierter Blick wurde allmählich klarer. Sie sah die Kinder fragend an.

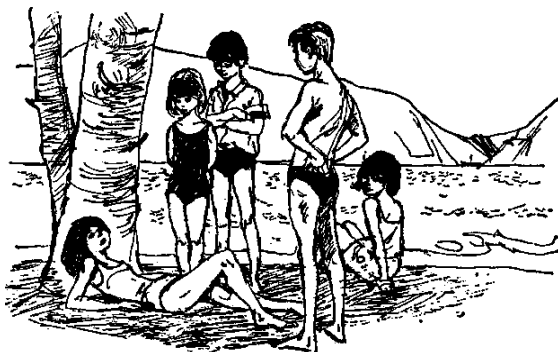
„Wir haben dich aus dem Wasser gezogen“, lächelte Michael und zeigte auf das blaugrüne Flimmern unter der funkelnden Sonne, „du hattest dir wohl etwas viel zugemutet, wie?“

„Pah!“ Das Mädchen hatte schon wieder sein hochmütiges

Gesicht. „Ich habe mich nur ausgeruht. Ich wäre noch viel weiter geschwommen, wenn du mich nicht aus dem Wasser geholt hättest.“

Die spanischen Kinder verstanden die Worte nicht, aber sie hörten das Trotzige und Abfällige in Margots Stimme und sahen sich an.

„Das kannst du mir nicht weismachen“, meinte Michael trocken, „wir haben dich von hier aus beobachtet und gemerkt,



daß du keine Kräfte mehr hattest. Warum willst du das nicht zugeben?“

„Ich gebe überhaupt nichts zu, ich habe das nicht nötig. Ich bin Margot Gettorf.“

„Keine Ahnung, was das bedeutet“, knurrte Michael und zog die Schultern hoch. „Nie gehört! Bist du ein neuer Filmstar?“

„Pah, noch viel mehr. Mir gehört das Hotel ‚Solimar‘.“

„Hmm“, machte Michael unbeeindruckt, „was hat das aber mit deinem Schwächeanfall zu tun! Auch Kaiser und Könige sind nicht vollkommen.“

Angelika sagte nun freundlich: „Die Hauptsache ist doch, daß es dir jetzt wieder besser geht, Margot. Weißt du was? Wir bringen dich zum ‚Solimar‘ zurück. Dann legst du dich gleich hin und ruhst dich aus. Wenn es dir recht ist, sehen wir heute nachmittag noch einmal nach dir und fragen, ob du dich wieder erholt hast.“

Die letzten Worte hörte Margot schon gar nicht mehr. Sie dachte plötzlich an die Kinder vom ‚Solimar‘. Sie würden bald kommen, um zu sehen, ob sie ihr Ziel, die drei Pinien, erreicht hatte. Sie sollten nicht erfahren, daß sie vorher schlappgemacht hatte.

„Ich gebe zu“, lenkte sie ein, „daß ich es nicht ganz geschafft

hatte. Ich war plötzlich schwach geworden, weil ich gerade eine schwere Grippe überstanden und mich davon noch nicht ganz erholt habe. Ich hätte nicht so weit schwimmen dürfen. Jetzt kommen gleich ein paar Kinder vom ‚Solimar‘, die dort als Gäste sind. Ich hatte ihnen gesagt, daß ich bis zu den drei Pinien schwimmen würde. Sie könnten sich überzeugen und mich dort abholen. Wenn sie kommen, dann sagt ihnen, daß ich es glatt geschafft hätte. Ihr müßt das bezeugen!“

„Aber warum denn?“ Angelika war recht erstaunt, „Margot, das ist doch nicht schlimm, daß du es nicht geschafft hast. Sie wissen doch sicher, daß du vorher krank warst. Wenn du wieder ganz gesund wärest, hättest du doch sicher mit Leichtigkeit bis hierher schwimmen können. Das werden sie doch verstehen.“

„Gemogelt wird nicht“, sagte nun auch Michael, „man muß immer zu dem stehen, was wahr ist. Sei doch nicht so albern, Margot!“

„Nein, ich will nicht, daß sie erfahren, daß ich schlappgemacht habe“, trotzte das Mädchen, „ich will einfach alles schaffen. Dafür bin ich Margot Gettorf.“

„Du bist eingebildet“, spottete Michael, „steig mal von deinem Thron herunter, ehe es zu spät ist...“

„Da kommen sie“, flüsterte Margot und sah erschrocken aus.

Eine Schar Jungen und Mädchen kam den Waldweg entlang. Als sie Margot unter den drei Pinien am Uferweg entdeckt hatten, kamen sie den staubigen, steinigen Weg heruntergelaufen.

„Tut mir den Gefallen“, flüsterte Margot, „sagt ihnen, daß ich es geschafft habe...“

„Ich denke nicht daran“, lachte Michael, „gelogen wird nicht.“

„Das wäre doch unehrlich, Margot“, gab Angelika zu bedenken.

„Ihr seid gemein!“ Margot warf ihnen böse Blicke zu.

Die Kinder stürmten heran.

„Da bist du ja!“ rief ein Junge. „Also hast du es doch geschafft. Das ist ja toll...“

„Nun ja, ich hab’s euch doch gesagt, daß ich alles kann, was ich will“, erwiderte das Mädchen hochmütig.

„Mit einer kleinen Einschränkung“, mischte sich nun Michael ein, „sie hat sich fast bis hierher gut gehalten, dann aber verließen sie die Kräfte, und wir haben sie aus dem Wasser geholt.“

„Glaubt ihm kein Wort!“ rief Margot heftig.

„Doch, es ist wahr. Aber Margot hat trotzdem eine große Strecke

geschafft, und das ist ja die Hauptsache“, erklärte Angelika. „Sie ist eine gute Schwimmerin!“

Das gaben die Kinder vom ‚Solimar‘ zu. Sie dachten nicht daran, Margots Leistung zu schmälern. Aber Margot fühlte sich beleidigt und hintergangen.

„Ihr seid gemein und ungefällig“, knurrte sie böse. „Ich mag nichts mehr mit euch zu tun haben. Ich bin froh, daß ihr nicht in meinem Hotel wohnt. Ich würde euch an die Luft setzen!“

„Bei dir möchten wir auch nicht wohnen“, lachte Michael, „du bist uns zu bissig. Da sind uns unsere spanischen Freunde lieber!“ Er legte Ramon den Arm um die Schulter und nickte Alcina, Emilia und Teresa zu.

„Pah“, machte Margot nur, aber es ärgerte sie, denn im Grunde genommen gefielen ihr Michael und Angelika besser als die Kinder aus dem ‚Solimar‘.

Sie ging ohne Gruß den Weg hinunter, und die anderen folgten ihr.

\*

Margot war froh, als sie wieder im Hotel war. Sie fühlte sich müde und matt und hatte auf dem kurzen Weg mehr als einmal den Wunsch gehabt, irgendwo im Schatten einer Pinie auszuruhen. Aber sie ließ sich den anderen Kindern gegenüber nichts anmerken. Ihre Einsilbigkeit nahmen diese als Grund dafür, daß sich Margot über Michael und Angelika geärgert hatte. Sie waren es nicht gewöhnt, daß Margot so still war, denn sie gab sonst immer den Ton an und wollte immer die erste sein.

„Ich gehe nach oben“, sagte sie kurz, als sie durch das Portal des Hotels traten. Die anderen nickten.

Mühsam, aber bedacht, daß niemand es merkte, stieg sie die Treppe hinauf. Der Empfangschef sah ihr mißbilligend nach.

„Da bist du ja“, Herr Gettorf war teils erleichtert, teils verärgert. „Ich habe dich am Strand suchen lassen.“

Er saß mit seiner Frau in dem kleinen Privatsalon vor einem Stoß Rechnungen und sah seine Tochter ernst an.

„Margot, Herr Schweiger hat sich bei mir beklagt. Er hat dich schon einmal aufgefordert, nicht im Badeanzug durchs Hotel zu gehen. Du hast es immer wieder getan. Und heute hast du ihm auch noch ungebührliche Antworten gegeben. Was hast du dazu zu

sagen?“

„Papa, Herr Schweiger übertreibt!“ Margot fuhr erregt auf. „Kann ich denn hier in unserem Hotel nicht tun, was ich will? Es gehört doch schließlich auch mir...“

„Das Hotel gehört, wie auch alle unsere anderen Besitzungen, nur deinen Eltern. Du bist ein Kind und hast dich allen Anordnungen zu fügen, die wir oder unsere Angestellten treffen. Es macht keinen guten Eindruck, wenn du im Badeanzug durch das Haus gehst. Ich hoffe, daß ich dir das nicht noch einmal sagen muß.“

Margot sah trotzig vor sich hin.

„Und noch etwas, Kind“, die Mutter nahm jetzt das Wort, „in den Wirtschaftsräumen hast du nichts zu suchen. Du hast nichts zu verlangen und keine Ansprüche zu stellen. Ich habe die Angestellten angewiesen, danach zu handeln.“

Margot schossen die Tränen in die Augen.

„Mutti, ich glaube, ich bin gar nicht eure Tochter. Du behandelst mich wie ein fremdes Kind. Warum darf ich das alles nicht? Wir sind doch so reich.“

„Ich möchte sagen, leider“, seufzte der Vater, „der Reichtum scheint dich zu verwirren. Du weißt, wie einfach und bescheiden Mutter und ich leben. Das solltest du auch tun. Reichtum gibt keine Vorrechte, vor allem nicht gegenüber unserem Personal, das für uns tätig ist, und schon gar nicht gegenüber den Gästen, von denen wir leben!“

Margot zuckte die Schultern und schwieg trotzig.

„Ich befürchte, du entwickelst dich nicht so, wie wir es gehofft haben“, sagte der Vater bedrückt, „wir werden uns überlegen, wie wir das ändern können. Auf jeden Fall schicke ich dich heim, wenn du dich weiterhin ungebührlich benimmst.“

Margot erschrak.

„Nein, Papa, bitte nicht. Es ist so herrlich hier. Du hast gesagt, daß wir mindestens bis zum Herbst hier auf Mallorca bleiben. Schicke mich bitte nicht nach Deutschland zurück, und schon gar nicht in ein Internat!“

„Das liegt an dir, richte dich nach meinen Worten!“ Der Vater wandte sich wieder seinen Rechnungen zu. „Jetzt geh auf dein Zimmer und zieh dich um. Wenn du an den Strand willst, streifst du einen Bademantel oder ein Kleid über, falls du durchs Haus gehst.“

„Du siehst müde aus“, meinte die Mutter besorgt, „warst du zu lange im Wasser?“

„Ja, Mutti, mir ist auch nicht gut“, gab das Mädchen zu.

„Dann schnell ins Bett. Das Essen bringe ich dir. Bleibe heute auf deinem Zimmer. Morgen werden wir weitersehen.“

Margot ging stumm hinaus. Einsicht und Trotz kämpften in ihr miteinander, aber der Trotz behielt die Oberhand. War sie nicht Margot Gettorf? Gut, wenn sie nicht mehr im Badeanzug durchs Haus gehen durfte, dann tat sie das nicht mehr, aber an ihrer Sonderstellung ließ sie nicht rütteln. Sie würde den anderen Kindern schon beweisen, wer sie war.

Die Mutter sah am Nachmittag zu ihr herein. Die Fensterläden waren der Mittagshitze wegen fast geschlossen. Im Dämmer sah die Mutter, daß Margot wach war, und sagte:

„Es sind zwei Kinder da, Margot. Sie möchten dich besuchen. Sie heißen Michael und Angelika. Woher kennst du sie?“

Das Mädchen wollte schon sagen, daß sie die beiden nicht sehen wolle, aber sie besann sich. Die Mutter würde fragen, warum, und dann kam es heraus, daß sie zu weit geschwommen war. So nickte sie, und die Mutter ließ Michael und Angelika eintreten. Sie ließ die Kinder allein.

„Nun, wie geht es dir, Margot?“ fragte Angelika. „Bist du wieder fit?“

„Ach, hör doch auf. Mir ging es doch gar nicht schlecht. Was wollt ihr denn hier? Ich habe euch doch gesagt, daß ich euch nicht wiedersehen will.“

„Sei doch nicht so bissig wie ein toller Hund“, lachte Michael, „das paßt gar nicht zu dir. Wir wollten dich doch nur besuchen. Schließlich haben wir dich ja aus dem Wasser geholt!“

„Ich war nicht am Ertrinken, rede keinen Quatsch. Sicher hast du das auch meiner Mutter erzählt.“

„Kein Wörtchen haben wir verraten! Wir konnten uns schon denken, daß du hier deine Schlappe nicht ausposaunst. Hoffentlich halten auch die anderen Kinder dicht, sonst hast du deinen Glorienschein eingebüßt.“

„Wenn du frech wirst, werfe ich dich ‘raus“, fuhr Margot auf, „ich habe dich nicht eingeladen, hierher zu kommen. Du weißt ja, wer ich bin und was ich mir leisten kann.“

„Ich weiß nur, daß du reichlich eingebildet bist, und das ist weder fein noch besonders klug. Ich finde es sogar ausgesprochen dumm. Du hast zum Reichtum deines Vaters ebensowenig beigetragen wie wir zur Berühmtheit unseres Vaters. Und uns ist das auch nicht zu

Kopf gestiegen.“

Margot sah ein wenig erstaunt und fragend auf, aber Michael sagte nichts mehr, und so fragte sie auch nicht.

„Ach, Michael und Margot, bitte, streitet euch nicht“, wandte sich Angelika an die beiden, „Margot meint das alles nicht so. Sie ist eben noch nicht ganz gesund, und da ist man leicht grillig. Wir wollen gute Freunde werden, Margot. Wir freuen uns, daß wir dich kennengelernt haben. Unsere spanischen Freunde sind zwar sehr nett, aber es hapert noch mit der Verständigung. Da ist es doch schön, daß wir jemanden gefunden haben, mit dem wir deutsch reden können. Machst du mit?“

„Meinethalben“, Margot versuchte, ihrer Stimme einen gleichgültigen Klang zu geben.

Sie freute sich, daß sie endlich Freunde gefunden hatte, denn die Kinder aus dem Hotel spielten meist für sich und duldeten sie nur. Michael und Angelika gefielen ihr, aber ihr Stolz verbot ihr, sich das anmerken zu lassen.

„Das ist fein“, Angelika bot ihr erfreut die Hand.

Eine Freundschaft hatte sich angebahnt, die nur langsam wuchs, aber um so länger halten sollte.

\*

Sie bummelten gegen Abend den steinigen Uferweg entlang, Michael, Angelika und ihre neuen spanischen Freunde. Die Sonne war schon tief gesunken und stand wie eine orangerote Scheibe nur noch wenig über dem Meer. Das Wasser hatte die Farbe von königsblauer Tinte, über die sich ein goldener Streifen, das Licht der untergehenden Sonne, ergoß. Es war fast windstill und noch beinahe so warm wie am Mittag. Die Wellen plätscherten gegen die felsige Küste. In Cala Pino waren die ersten Lichter aufgeflammt. Auf dem kleinen Turm an der Spitze der Kaimauer drehte sich gleichmäßig das grüne Warnlicht.

„El Faro!“ rief Ramon und wies zur Bergkette hinauf, die hinter Cala Pino aufstieg.

„Sí, sí“, Michael und Angelika hatten verstanden.

El Faro, der Leuchtturm von Cala Pino, hatte seine Tätigkeit aufgenommen. Weit ausholend streiften seine drei Scheinwerfer in gleichmäßiger Drehung über Land und Meer. Er wies den vorüberfahrenden Schiffen den Weg und warnte vor den Klippen der

Küste.

Die Lichter aus den Läden und Fenstern an der Uferstraße am Hafen warfen ihren Schein auf das stille Wasser des Beckens, in dem Boote und Schiffe vertäut schaukelten. Es war ein bezauberndes Bild.

Michael blieb vor der offenen Terrasse einer Bar stehen und zog sein Wörterbuch. Die Terrasse war hell erleuchtet.

„A-dónde?“ fragte er. (Wohin?)

„Oh, Manuel Roca“, erwiderte Ramon fröhlich, „Manuel amigo.“

Das verstanden Angelika und Michael. Amigo hieß Freund. Zwei Häuser neben der Bar lag das Geschäft Rafael Rocas. Angelika erkannte es sofort wieder. Da hinein war der Junge gegangen, der sie neulich in der Eile fast umgerannt hatte. Rafael Rocas Geschäft war, wie alle Läden, noch geöffnet. Es schien, als ginge erst jetzt in den Abendstunden der eigentliche Betrieb los. Ein Schild am Schaufenster verriet, daß man hier Deutsch spreche.

„Das ist ein rechter Trost“, seufzte Michael, „ich könnte mir den Einkauf sonst ziemlich schwierig vorstellen.“

„Warum denn? Man zeigt einfach auf die Ware und bekommt sie. Wozu bedarf es da vieler Worte?“

Ramon und die Mädchen waren auf den Geschäftsinhaber hinter der Theke zugegangen. Michael und Angelika verstanden keines der lebhaft hervorgesprudelten Worte. Señor Roca wies nach hinten in die Wohnung. Ramon winkte ihnen. Sie folgten ihm durch einen schmalen Gang und kamen in einen Wohnhof. Dort stand Manuel und reparierte sein Fahrrad.

„Das sind meine neuen Freunde“, stellte Ramon Angelika und Michael vor, „sie wohnen in der Villa Laguna. Sie sind großartig.“

Manuel antwortete ihm auf spanisch, wandte sich dann aber an Michael und Angelika und sagte in gutem Deutsch:

„Ich kann ein wenig Deutsch, von Vater und den Touristen. Vielleicht verstehen wir uns.“

„Das wäre fein“, freute sich Michael und fragte: „Wie alt bist du?“

„Quince, fünfzehn.“

„Ich bin vierzehn, Angelika ist fast dreizehn. Wie alt sind Ramon und die Mädchen?“

„Ramon und Emilia trece, dreizehn; Alcina once, elf, und Teresa doce, zwölf.“

„Manuel, bist du fertig?“ drängte Ramon. „Komm, wir wollen in

den Hafen. Ich muß mit Pedro und Juan reden.“

Manuel hatte es nicht eilig mit seinem Fahrrad. Er lehnte es an die Wand zurück und verließ mit den Freunden das Haus durch einen Seitenausgang.

Um das Hafenbecken herum zog sich eine sitzhohe Mauer. Dort saßen meist die Einheimischen bei einer Feierabendpfeife zu einem kleinen Schwatz. Hinter und unter ihnen lag der weite Vorplatz mit den Schiffsanlegestellen, gegen die das Wasser mit kleinen Wellen spülte.

Ramon und Manuel trafen sich mit den Freunden meist an der kurzen Seitenmauer. Hier im Halbdunkel der Uferstraße waren sie ungestört. Sie erzählten dies und jenes, machten Zukunftspläne und spannen Seemansgarn. Manuel sprach von den Touristen, Pedro vom Fischfang, und Ramon träumte davon, einmal Kapitän zu werden.

Pedro war schon da, als sie ankamen. Er hatte Juanita, seine kleine achtjährige Schwester, bei sich. Sie begrüßte Emilia, Teresa und Alcina stürmisch und ließ sich von ihnen herumwirbeln. Pedro verstand kein Wort deutsch. Manuel machte den Dolmetscher, so gut es ging, und so kam eine leidliche Verständigung zustande.

„Pedro Nadal ist dreizehn“, sagte Manuel, „er wohnt dort“, er zeigte in eine der kleinen dunklen Hafengassen hinein, „fast jede Nacht Fischfang mit Boot...“ Er hielt inne. Ein schwarzhaariger Bursche war den Nebenweg heruntergekommen und zu ihnen getreten. Die spanischen Freunde begrüßten ihn erfreut. Michael und Angelika sahen fragend auf.

„Das ist Juan Sancho“, stellte Manuel vor, „er ist diecisiete, siebzehn, und mit auf dem Boot von Padre Nadal. Padre Sancho ist auch auf dem Boot...“

„Aha“, meinte Angelika verstehend, „das Boot gehört den Nadais und den Sanchos. Die beiden Familien fahren gemeinsam zum Fischfang aus. Sie teilen sich in den Fang, stimmt es?“

„Ja, sí!“ Manuel freute sich, daß das Mädchen ihn verstanden hatte. „Ein Fischerboot ist teuer, es gehört immer zwei Familien. Oft gibt es viel Fisch.“

Mit Manuels Hilfe ging die Verständigung ganz gut. Sie lachten und fanden immer mehr Gefallen aneinander.

„Wir amigos!“ rief Manuel. „Wir alle sind Freunde! ¿No es verdad?“ (nicht wahr?)

Michael und Angelika schlugen in die dargereichten Hände von Pedro, Juan und Manuel ein. Als sie nach zwei Stunden den

steinigen Uferweg heimwärts bummelten, sagte Angelika: „Ich hätte nicht gedacht, daß wir so schnell so viele Freunde finden würden. Aber ich freue mich darüber. Die Jungens sind großartig. Ich glaube, wir werden noch manches Interessante von ihnen erfahren. Sie kennen ja das Meer so gut wie die Berge und die ganze Insel. Michael, ich bin einfach glücklich hier!“

## *DIE HÖHLEN AM BERGKLOSTER*

Ein Auto kam den Waldweg herunter gefahren und hielt vor der Villa Laguna. Angelika erkannte den Herrn sofort wieder, der dem Wagen entstieg, zwei weitere Herren folgten ihm.

Das Mädchen lief ins Haus zurück.

„Vati, Vati, Herr Moll kommt! Oh, nun wird es wieder nichts mit unserem Badetag am Strand!“

„Ja, das befürchte ich auch.“ Der Vater legte schnell sein Badezeug ab und ging den Herren entgegen.

„Buenos días!“ Señor Moll begrüßte den Professor lebhaft und erfreut. „Guten Tag, Herr Professor! Wie geht es Ihnen und Ihrer lieben Familie? Haben Sie sich gut eingewöhnt? Gefällt es Ihnen in der Villa Laguna?“

„Wir sind glücklich und zufrieden“, lachte Professor Berkhoff. „übermitteln Sie bitte dem Institut unseren besten Dank. Ich nehme an, daß Sie gekommen sind, mich in meine Arbeit einzuführen. Ich stehe Ihnen sofort zur Verfügung.“

„Ja, hier sind noch zwei Herren vom Institut. Wir wollen Ihnen heute die neuen Höhlen zeigen, damit Sie dann mit Ihrer Arbeit beginnen können. Es ist Ihnen doch recht?“

„Selbstverständlich, Señor Moll. Ich freue mich auf die neue Arbeit. Kommen Sie jetzt von Palma?“

„Ja.“

„Dann sind Sie schon zwei Stunden unterwegs und können eine kleine Ruhepause gut gebrauchen. Nehmen Sie ein paar Minuten Platz und trinken Sie eine Erfrischung. Ich packe inzwischen mein Arbeitsgerät zusammen und stehe Ihnen dann zur Verfügung.“

Señor Moll und die Herren nahmen die Einladung gern an. Auf der tief im Schatten liegenden Terrasse tranken die Herren ein eisgekühltes Mineralwasser. Es wurde aus einer nur wenige Kilometer entfernten Quelle gewonnen.

Angelika war recht enttäuscht.

„Jetzt hatte ich mich so auf den Badetag mit den Eltern gefreut“, flüsterte sie Michael zu, „da kommt dieser Señor Moll dazwischen. Nie haben wir unseren Vater für uns, nicht einmal hier.“

„Dann gehen wir eben mit Mutti allein“, meinte Michael, der einsah, daß sich doch nichts ändern ließ.

„Ich habe einen anderen Plan“, sagte Angelika plötzlich mit einem Augenzwinkern, „es wird aber hart werden, ihn

durchzusetzen. Ich kenne doch Vati.“

„Ich weiß zwar nicht, was du vorhast, aber du wirst's schon schaffen.“ Michael war zuversichtlich.

Angelika war es weniger, aber sie trat auf den Vater zu und bat: „Vati, nimm uns doch zur Höhlenbesichtigung mit. Wir haben noch nie eine richtige Höhle gesehen, dabei sind wir die Kinder von einem Höhlenforscher. Bitte, Vati!“

Der Vater war ehrlich überrascht.

„Ja, wie denkt ihr euch denn das? Das ist kein Spaziergang. Die Höhle ist noch nicht erschlossen, sie birgt Gefahren...“

Señor Moll lächelte.

„Ich bin erstaunt, Herr Professor. Ihre Kinder haben noch keine Höhle gesehen? Dann wird es aber Zeit. Warum sollten wir sie nicht mitnehmen?“

„Aber, Señor Moll, die Verantwortung ist zu groß. Bedenken Sie, die Höhle ist auch für uns ein Abenteuer. Jeder Schritt ist gefährlich...“

„So schlimm ist es nicht. Wenn die Kinder versprechen, bei uns zu bleiben und nicht auf eigene Faust etwas zu unternehmen, könnten sie wohl mitkommen.“

„Vielen Dank, Señor Moll!“ Angelika sah ihn strahlend an. „Wir werden folgsam wie Lämmer sein! Wir sind ja so gespannt, endlich mal eine richtige Höhle zu sehen.“

Dem Professor war das gar nicht recht, aber er willigte schließlich ein in der Hoffnung, daß dieses Höhlenabenteuer gut ausgehen möge.

Die Mutter winkte ihnen nach, als sie den großen Wagen bestiegen, und zog sich dann in den Schatten der Terrasse zurück.

Die kleine Gruppe fuhr nun durch Cala Pino, über das ein sanfter, lauer Morgenwind wehte. Man fuhr landeinwärts und ließ das Meer hinter sich. Die Landstraße lag grell in der Sonne. Pinien und Kakteen standen auf gelbem, ausgedörtem Boden. Sie waren das einzige Grün, das man sah.

„Ist es hier jeden Sommer so heiß, Señor Moll?“ fragte Angelika.

„Im Durchschnitt liegt die Temperatur bei 25 Grad im Schatten. Diesen Sommer haben wir es etwas wärmer. Im Winter beträgt der Durchschnitt zehn Grad, dabei sinkt die Temperatur nie unter fünf Grad. Das Klima ist nicht zu kalt und nicht zu warm, das heißt, es ist nicht subtropisch. Die Berge an der Nordküste halten Nordwinde und Kaltluft ab. So haben wir immer ein gemäßigtes Klima.“

„Mallorca ist doch die größte Insel der Gruppe?“ fragte Michael.

„Ja, Mallorca ist die größte der aus sechzehn Inseln bestehenden Balearengruppe. Dann kommen Menorca und Ibiza. Menorca liegt vierzig Kilometer von der Nordostküste Mallorcas entfernt.“

Sie schwiegen eine Weile. Der Wagen fuhr durch ein größeres Dorf. Die Dörfer zeigten die typisch südländische Bauweise. Die Fassaden waren aus gelbem Sandstein, die grünen Fensterläden vor den simslosen Fenstern waren geschlossen. Die Straßen lagen fast menschenleer in der Sonne. Auf der Fahrt durch die Hauptstraße sahen sie in die Nebengäßchen hinein, die recht trostlos und ärmlich dalagen. Das gleiche Bild großer Armut zeigten auch die anderen Dörfer, durch die sie fuhren. Angelika sagte das dem Vater.

„Die Leute im Lande haben nichts als ihre kärgliche Landwirtschaft, während die Orte an der Küste hauptsächlich vom Fremdenverkehr leben“, erklärte ihr der Vater. „Das bringt ihnen Geld und einen gewissen Wohlstand.“

„Vati, dort sind Windmühlen!“ Angelika wies aus dem Fenster. „Es gibt aber doch gar kein Getreide zu mahlen!“

„Diese Mühlen“, erklärte Señor Moll, „pumpen das Wasser nach oben, das die Leute für ihre Felder, Gärten und Küchen brauchen. Ihr wißt ja, daß ihr das Wasser nicht unabgekocht trinken dürft. Es ist brackig und schmeckt nicht gut.“

„Ja, ja“, Angelika sah nachdenklich vor sich hin, „also auch hier ist alles nicht so rosig, wie es aussieht. Aber trotzdem ist es schön. Mir gefällt es auf Mallorca, und ich freue mich, daß wir es gründlich kennenlernen.“

Señor Moll lächelte. Aber da nahm schon wieder etwas anderes das Mädchen gefangen. Ein zweirädriger Eselskarren kam ihnen entgegen. Das graue Eselchen trottete müde unter der immer stärker werdenden Hitze auf der staubigen Landstraße dahin. Der Mallorquino saß ebenso müde auf dem kleinen Gefährt und hatte seinen breitkrepigen Hut tief ins Gesicht geschoben.

„Ach, wie ist der Esel süß!“ rief Angelika begeistert, „er paßt so richtig in die Landschaft, man muß ihn einfach lieben.“

„Ihr werdet hier noch viele Eselgespanne sehen“, meinte Señor Moll, „denn der Esel ist genügsam, arbeitswillig und treu. Er ist das billigste Tier für die armen Bauern. Dazu hält er die Hitze im Sommer besser aus als jedes andere Arbeitstier.“

Sie fuhren tiefer ins Land hinein. Noch immer hatte sich das Landschaftsbild kaum geändert. Gelbbraun lag der Boden in der

Sonne, man glaubte fast das dürre Gras knistern zu hören. Steinmauern säumten Felder und Grundstücke ein. Johannisbrot- und Feigenbäume standen verstaubt an der Straße, und überall sah man Windmühlen auf Feldern und bei Gehöften.

„Wächst denn hier gar nichts weiter?“ fragte Angelika erstaunt.

„O doch, neben Johannisbrot, Feigen und Aprikosen vor allem Mandeln. Die Anbaugelände liegen hauptsächlich im Osten und Süden der Insel. Da gibt es Täler voller üppiger Fruchtbarkeit und ausgedehnter Orangenhaine. Im Winter ist das Land ein Blütenmeer.“

Bisher hatte im flimmerigen Sonnenlicht eine Bergkette weit vor ihnen gelegen. Jetzt schien sie näher zu kommen. Die Fahrstraße stieg an. Die Berge hoben sich neben ihnen empor, kahl, felsig und mit einzelnen Pinien bestanden. In Serpentinien wand sich die Straße ins Gebirge hinein. Kahle Schluchten, niederes Nadelgehölz und heiße, ausgedorrte Täler ließen sie hinter sich. Ein kühler, kaum merklicher Wind von den felsigen Bergen wirkte erfrischend. Nach einer halben Stunde senkte sich der Weg in ein stilles Tal. Vor ihnen lag ein flacher, langgestreckter Bau, von dichtem Wald umgeben.

„Das ist das Bergkloster, Monasterio de Montana“, antwortete Señor Moll auf die Frage des Professors, „ein Mönch hat die Höhle in der Nähe des Klosters entdeckt. Er wird uns den Weg zeigen.“

Sie rollten den Weg hinunter und hielten vor dem Kloster an. Ein Klosterbruder öffnete ihnen, nachdem sie die Glocke gezogen hatten. Hinter den weißen Mauern und in den Bogengängen war es angenehm kühl. Sie warteten in einer überdachten, schattigen Halle. Ein anderer Klosterbruder brachte ihnen Mineralwasser und begrüßte sie.

„Mein Name ist Fernando“, sagte er, „ich habe die Höhle entdeckt. Ich werde Sie führen.“

Er sprach spanisch. Señor Moll stellte Angelikas Vater vor.

„Das ist Professor Berkhoff aus Deutschland. Er wird die Höhle besichtigen und erforschen. Erreichen wir sie mit dem Wagen?“

„Ein Stück, ja, dann müssen wir eine halbe Stunde zu Fuß gehen“, gab der Klosterbruder zur Antwort.

Sie führen in die Berge hinein, solange es der holprige, steinige Weg erlaubte. Dann stiegen sie aus. Die Herren gingen mit Bruder Fernando voran, Angelika und Michael folgten. Michael hatte ein Seil um die Hüften geschlungen und zwei Taschenlampen daran gehängt. Der Vater trug ein Köfferchen mit Lampen, Meßapparaten

und Berechnungstabellen. Es ging bergan. Eine niedrige Pinienart und dorniges Gestrüpp waren das einzige, was auf den felsigen Bergen wuchs. Felsbrocken und Geröll säumten ihren Weg, den sie sich mühsam bahnen mußten.

Fernando bog in einen kleinen Seitenpfad ein und hielt an. Sie standen vor einer Felswand. Langnadliges Gehölz klammerte sich an den Berg. Fernando bog es zur Seite. Eine Felsspalte wurde sichtbar.

„Hier ist es“, sagte er und ließ den deutschen Professor vorangehen. Die Taschenlampen flammten auf, dann betrat der Professor den Eingang, und die anderen folgten. Zwischen hohen glatten Felswänden führte ein steiniger Pfad ungefähr fünf Meter in den Berg hinein. Er weitete sich zu einem übermannshohen Raum. Es roch nach Erde und Gestein. Professor Berkhoff ließ den Strahl der Lampe über die Felswände gleiten. Die Wände waren teils glatt, teils gerippt, sie zeigten nichts Außergewöhnliches.

Angelika sah ihren Bruder enttäuscht an.

„Wenn das alles sein soll, dann möchte ich wissen, weshalb sie Vati hierher geleit haben.“

Sie hatte leise gesprochen, aber ihre Worte kehrten wie ein knisterndes Flüstern von den Wänden zurück. Niemand achtete darauf. Der Professor hatte in der Rückseite des Felsenraumes einen Durchgang entdeckt und ging auf ihn zu. Señor Moll folgte mit dem Klosterbruder. Die beiden Herren der Kommission schlossen sich an. Angelika und Michael gingen wie immer am Schluß.

„Das war bestimmt erst der Anfang“, erwiderte nun Michael leise auf ihre Worte, „ich glaube, wir werden noch ganz tolle Sachen zu sehen bekommen.“

Er hatte eine seiner beiden Lampen eingeschaltet und erleuchtete Angelika und sich den Weg, denn die Männer vor ihnen verdeckten das Licht, das der Vater vorantrug.

Der zweite felsige Durchgang war breiter als der erste. Steine und Geröll knirschten unter ihren Füßen.

Mit einem Ausruf des Erstaunens war der Professor stehengeblieben. Die Herren traten neben ihn, und auch Michael und Angelika drängten sich nach vorn.

Vor ihnen hatte sich eine hohe Halle aufgetan, und die Kinder erkannten sofort, daß dies wohl die eigentliche Höhle war. Der Strahl aus ihren Lampen glitt die hohen Felswände hinauf, umspielte die vor Feuchtigkeit glänzenden Säulen und zeigte eine Felslandschaft von wahrhaft gigantischer Schönheit. Irgendwo tropfte es

gleichmäßig und stetig in der Stille, in der nur der Atem der Menschen zu hören war. Als Michael sprach, klang seine Stimme wie verloren inmitten der felsigen Weite.

„Wie kann das alles nur entstehen?“ fragte der Junge mit ehrfürchtigem Staunen. „Wie kann sich eine so riesige Halle bilden?“

Der Vater blickte auf die Felswände, über die der Strahl seiner starken Taschenlampe glitt.

„Ich muß mich noch genauer darüber informieren, wie und zu welcher Zeit die Balearen entstanden sind und wie ihre geologische Gliederung ist. Aber soviel kann ich jetzt schon sagen: In Jahrtausenden hat das Wasser diese Höhlen gebildet. Das ist vor allem ein chemischer Vorgang, denn das Regenwasser nimmt aus der Luft Kohlendioxyd auf, und die so entstehende Kohlensäure vermag Kalkstein aufzulösen und den Berg dadurch auszuhöhlen. Witterungseinflüsse haben Fels und Kalkgestein in Jahrtausenden rissig gemacht. Das Regenwasser sickerte hindurch und fraß das Gestein geradezu auf. So sind die Höhlen entstanden. Es kann sogar durch die Sickerwässer, so nennt das der Geologe, ein unterirdischer Flußlauf entstehen, wenn die Risse breit genug sind. Dann werden die Höhlen durch die Wassermassen noch mehr vergrößert.“

„Das ist einfach unfafßbar“, flüsterte Michael und ließ den Strahl seiner Lampe über die hohen Wände gleiten.

„Wie aber entstehen die Säulen, Vati?“ fragte Angelika.

„Ich habe euch gesagt, daß sich das Regenwasser durch den Kalk frißt, so wird es allmählich mit Kalk gesättigt. Wenn dann die Feuchtigkeit verdunstet, bleibt Kalk zurück. Die Tropfen fallen immer von derselben Stelle, und beim Verdunsten bleibt jedesmal etwas Kalk hängen. So wachsen in Jahrtausenden die Säulen von der Decke – diese nennt man Stalaktiten. Auf dem Boden, wohin die Tropfen gefallen sind,



geschieht durch Verdunsten das gleiche, und so wächst von unten ebenfalls Tropfstein; diese Bodentropfsteine nennt man Stalagmiten. Die beiden wachsen dann zu einer Säule zusammen.“

„Ja, das verstehe ich.“ Angelika blickte voll Staunen und Ehrfurcht zu den glatten glänzenden Säulen auf.

„Kann die Felsdecke auch einmal einstürzen?“ wollte Michael wissen.

„O ja, die dazwischenliegenden Erd- und Tonschichten verbinden die Felswände oft nicht fest miteinander. Dann geben sie nach, und die Decke stürzt herunter.“ Der Professor leuchtete über die Felsbildungen und die Tropfsteine am Boden. „Ich kann in dieser Höhle keinen neuen Versturz feststellen, denn überall haben sich schon wieder Tropfsteine gebildet. Das wäre nicht der Fall, wenn der Versturz noch jung wäre. Der Sinteransatz ist schon alt.“

„Was ist Sinteransatz, Vati?“

„Sinteransatz ist der Grundbegriff für alle Tropfsteinarten.“

Señor Moll hatte interessiert zugehört, denn er konnte gut Deutsch. Er übersetzte den beiden Herren vom Institut und dem Bruder Fernando die Worte des Professors. Daraufhin sahen sie sich doppelt interessiert um.

„Seien Sie bitte vorsichtig“, mahnte der Professor, „und achten Sie auf den Weg. Noch ist nichts zu einer ungefährlichen Begehung der Höhle eingerichtet. Es können überall kaum wahrnehmbare Spalten und Risse sein, und ein Unglück ist schnell geschehen.“

Er hatte es auf spanisch gesagt, und die Herren nickten zustimmend.

Wieder ging der Professor ihnen voran, sie folgten ihm im Lichtschein seiner Lampe. Säulen, bizarre Tropfsteingebilde und

seltsam geformte Felswände tauchten vor ihnen auf und versanken hinter ihnen wieder in Dunkelheit und Stille. Da und dort tropfte es, und so schaffte die Natur in steter, unermüdlicher Arbeit ein neues Wunderwerk, das in Tausenden von Jahren vollendet sein würde. Viele Gänge führten aus der großen Halle in Nebenhöhlen, die ebenso schön und überwältigend waren. Der Professor hatte ein dünnes Seil um eine der Säulen geschlungen und zog es neben sich her, es hier und da um einen Stalagmiten windend.

„Es ist zur Sicherung, damit wir uns nicht verlaufen, denn noch kennen wir die Höhle nicht. Bitte, halten Sie sich neben dem Seil und weichen Sie keinen Fußbreit davon ab.“

Die Kinder hatten es wohl gehört, waren aber von dieser unterirdischen Wunderwelt zu sehr überwältigt, um wirklich darauf zu achten. Als Angelika eine märchenhafte Stalagmitenbildung im Schein von Michaels Taschenlampe aufleuchten sah, lief sie darauf zu, um sie in der Nähe zu bewundern. Und schon stieß sie einen Schmerzenslaut aus und rutschte auf den Boden.

„Ich habe mir meinen Fuß eingeklemmt, Michael“, flüsterte sie, „schnell, hilf mir heraus, ehe Vati es merkt.“

Michael bemühte sich um die Schwester, aber der Professor war bereits aufmerksam geworden. Er kam zurück und leuchtete. Michael hatte aber schon vorsichtig Angelikas Bein gedreht und aus der Spalte gehoben.

„Da hast du noch einmal Glück gehabt, Kind.“ Der Vater sprach zwar ruhig, aber Angelika vermeinte in seinen Worten Tadel und Mißbilligung zu hören. „Haltet euch jetzt an das Seil und lauft nicht wieder davon. Die Höhle ist voller Gefahren.“

„Ja, Vati“, gab Angelika kleinlaut zur Antwort und schloß sich den anderen wieder an.

„Tut dein Fuß weh?“ fragte Michael und sah sie besorgt an.

„Nicht sehr“, flüsterte sie zurück, „ich konnte doch nicht ahnen, daß es hier wirklich so gefährlich ist.“

Die Nebenhöhlen waren kleiner, doch ebenso hoch wie die große Höhle und genauso schön und phantastisch. Es war eine unwahrscheinliche, märchenhafte Welt, die die Kinder nicht wieder losließ.

„Jetzt verstehe ich Vati“, sagte Michael leise, „daß er sich so ganz der Höhlenforschung verschrieben hat. Ich glaube, ich werde auch Geologie studieren, es wäre ja auch sein Herzenswunsch. Stell dir vor, wenn ich mit ihm zusammen neue Höhlen erforschen und

erschließen kann. Du, das wäre doch eine herrliche Sache.“

„Damit machtest du Vati bestimmt eine Freude“, gab Angelika zu, „aber leuchte doch mal dort hinüber. Ich habe da was aufblitzen sehen. Was mag das wohl sein?“

Michael leuchtete nach rechts. Sie sahen in eine kleine Höhle, in der es feucht und hell schimmerte.

„Michael, ich möchte mal hinüber. Nur einen Augenblick. Vati ist mit den Herren weit vorn, die merken das nicht, wenn wir mal für kurze Zeit verschwunden sind. Komm, sei kein Frosch. Wir sind ja gleich wieder zurück.“

Michael ließ sich überreden. Was tat er nicht für seine Schwester!

Der Professor ging mit seinem Gefolge weiter. Er erklärte in Deutsch und Spanisch. Er war der Überzeugung, daß ihm die Kinder folgten. Das Licht seiner Lampe verschwand hinter einer Felswand. Seine Stimme klang leiser und leiser zu Angelika und Michael herüber, dann war es still um sie her. Sie schlichen hinüber zu der kleinen Nebenhöhle. Die war schmal und eng. Die Decke des Ganges war nur mannshoch, aber an den Felswänden glitzerten die Tropfen wie Abertausende von Diamanten. Angelika strich über das Gestein.

„Ich kann es kaum glauben, daß diese kleinen Tropfen so herrliche Gebilde hervorzaubern können.“ Sie besah ihre feuchte Hand und schüttelte den Kopf. „Michael, das ist mir fast unheimlich.“

Der Junge lachte. Es klang hohl und rollte die Wände hinauf. Er leuchtete den Gang entlang und erfaßte dessen Ende, das in eine neue, hohe Halle mündete. Vorsichtig liefen sie darauf zu. Die Höhle zeigte das gleiche Bild wundervoller Tropfsteinbildungen, aber auch ihr steiniger Boden war nicht frei von Gefahren. Wie in einem Gebirge türmten sich Felsen und Gesteinsbrocken, hatten sich Täler und Schluchten gebildet, aus denen die Stalagmiten bizarr und phantastisch aufwuchsen. Die Kinder leuchteten den Boden ab. Angelika hielt die zweite Lampe und tastete sich vorsichtig mit den Füßen vorwärts. Beide dachten nicht mehr an den Vater und seine Begleiter, dachten nicht mehr an Vaters mahnende Worte. Immer tiefer drangen sie in die Höhle vor und gelangten in eine zweite und dritte. Die Wunder wollten kein Ende nehmen, und ihre Augen schauten und staunten. Stille war um sie, nur ihre eigenen Worte klangen hohl und geheimnisvoll von den Wänden wider.

Michael besann sich zuerst.

„Angelika, wir müssen zurück! Du liebe Zeit, wenn der Vater merkt, daß wir verschwunden sind! Das gibt eine Strafpredigt, und die haben wir verdient. Señor Moll wird uns böse sein, denn er war es ja, der uns die Mitfahrt erlaubt hat. Komm, wir dürfen nicht weitergehen.“ Er sah auf seine Uhr. „Wir sind jetzt schon eine Viertelstunde allein unterwegs. Sicher haben sie uns schon vermißt.“

Angelika schrak auf und sah sich um.

„Himmel, ich habe Vati ganz vergessen. Na, das wird was geben. Aber nun schnell zurück. Vati nimmt uns sonst nie wieder mit, auch wenn Señor Moll das zehnmal erlaubte.“

Michael leuchtete die Felswände ab.

„Wo sind wir denn hergekommen? War es von da drüben? Verflixt, da sieht ja eine Wand aus wie die andere. Hast du eine Ahnung?“

Angelika ließ ebenfalls ihren Lampenstrahl umherwandern. Sie schüttelte den Kopf.

„War es nicht der Durchgang da drüben? Nein, ich meine den weiter links? Nein, ich glaube, er war's nicht. Es war der andere, dort neben der Säule.“

Der Bruder zuckte die Schultern. „Ich kann mich nicht entsinnen, aber laß uns mal 'rübergehen, vielleicht erkennen wir den Weg an irgend etwas, das wir bewunderten, als wir stehenblieben.“

Sie stiegen über Geröll und Steine zurück, leuchteten in den Durchgang, gingen ein Stück hinein und kamen wieder zurück.

„Nein, der kann es nicht gewesen sein.“ Angelikas Stimme zitterte merklich. „Micha, jetzt mache ich mir wirklich Vorwürfe, daß wir nicht bei den anderen geblieben sind. Wie konnten wir aber ahnen, daß wir uns verirren würden?“

„Vorwürfe nützen uns jetzt auch nichts mehr. Im übrigen hab' ich genauso viel Schuld wie du. Ich hätte nicht zulassen dürfen, daß wir auf eigene Faust losgehen. Komm, wir gehen jetzt in den anderen Gang hinein, vielleicht ist er der richtige.“

„Wenn wir nur auf die Schnur treffen würden, die Vati gespannt hat, dann wären wir gerettet!“ Angelika stieg hinter Michael her. „Vati sucht uns bestimmt schon. Bleib mal stehen, damit wir hören, ob er uns ruft.“

Aber alles war still. Irgendwo im Berge rumorte es. Es klang, als stürze ein Felsstück herunter.

„Um Gottes willen!“ Angelika klammerte sich an Michael. „Die Höhlendecke stürzt ein! Jetzt können wir nie mehr heraus.“

„Unsinn, komm, wir müssen weiter. Wir finden bestimmt nach draußen. Ich werde jetzt rufen. Vati muß uns doch hören.“

Er legte die Hände um den Mund und rief: „Vati, Vati, wo bist du?!“

Das Echo war durchaus nicht so, wie die Kinder es erwarteten. Es klang hohl, aber schien sich in den Wänden zu fangen, die sie umgaben.

„Wenn er weiter weg ist, bezweifle ich, daß er uns gehört hat. Wir müssen vor allem versuchen, irgendwo auf das gespannte Seil zu treffen. Daran gehen wir entlang...“

„In welcher Richtung?“

„Das werden wir dann schon sehen, wenn wir’s erst mal haben. Wenn wir bis zum Anfang kommen, wo es Vati festgebunden hat, finden wir bestimmt aus der Höhle heraus. Die ersten Hallen sind nicht so schwierig wie dieses Labyrinth.“

Sie gingen weiter im Scheine ihrer beiden Lampen. Steine knirschten unter ihren Tritten. Zwischendurch riefen sie, aber die Enge der Gänge verschluckte ihre Stimmen.

Angelika sagte mit leisem Vorwurf: „Da hast du nun ein Seil mit. Warum hast du es nicht in der Höhle, wo wir Vati verlassen haben, an einer Säule festgebunden, damit wir wieder zurückfinden?“

„Du hast jetzt gut reden. Ich konnte ja nicht wissen, daß du immer weiter wolltest. Um die kleine Höhle anzusehen, brauchte ich das Seil nicht.“

„Du hast recht“, gab Angelika zu, „ich bin an allem schuld, ich ganz allein.“

„Laß das jetzt, ich habe genauso viel Schuld wie du. – Da, kommt dir das nicht bekannt vor? Hier war es doch, wo wir die Felswand bewunderten, die wie ein versteinertes Wasserfall aussieht!“

„Ja, das stimmt. Wir sahen ihn von vorn, also kamen wir von dort. Michael, ich glaube, wir sind auf der richtigen Spur.“

Er nickte, und sie gingen in den Durchgang hinein, der dem (Wasserfall) gegenüber lag. Jetzt kam ihnen alles bekannter vor, und da hörten sie auch die Stimme des Vaters von weit her:

„Angelika! Michael! Wo seid ihr?“

Sie riefen und schrien, stolperten über Geröll, und ihr Lichtstrahl tanzte wie wild die Wände hinauf und herunter.

„Dort ist das Seil!“ schrie Michael. „Angelika, wir sind gerettet. Himmel, das war wirklich eine tolle Sache!“ Er sah wieder auf seine

Uhr. „Fast eine Viertelstunde lang sind wir umhergeirrt, seit wir an die Rückkehr dachten. Vati wird uns für die halbe Stunde schön die Leviten lesen.“

„Davon bin ich überzeugt“, seufzte das Mädchen und machte sich auf alles gefaßt.

Sie blieben am Seil stehen und riefen. Von fern her kamen Schritte, antworteten Stimmen, und dann kam ihnen ein Lichtstrahl entgegen, erst schwach und tastend, dann heller werdend. Die Gestalten dahinter wirkten wie Schatten in der felsigen Umgebung.

Der Vater atmete erleichtert auf, als er seine beiden Kinder unversehrt vor sich sah.

„Ich hatte euch gebeten, bei uns zu bleiben und nicht vom Weg abzugehen“, er sagte es ganz ruhig, fast ein wenig traurig, „ich bin enttäuscht, daß ihr euer Wort nicht gehalten habt, und ich schäme mich für euch vor den anderen Herren. Wir haben uns schwere Sorgen um euch gemacht, besonders Señor Moll, weil er euch ja das Mitkommen erlaubt hatte. Wir sind froh, daß euer eigenmächtiges Abenteuer noch so gut abgelaufen ist. Es hätte auch ganz anders ausgehen können.“

„Entschuldige, Vati“, flüsterte Angelika schuldbewußt, „wir machen das nie wieder. Wir waren einfach so hingerissen, daß wir gar nicht daran dachten, wie gefährlich es hier ist.“

Der Vater nickte. Er wollte den Kindern vor den fremden Herren keine Strafpredigt halten. So meinte er nur:

„Nun kommt, wir haben unsern Rundgang beendet. Wir steigen wieder ans Tageslicht... Señor Moll, nach den ersten Eindrücken, die ich gewonnen habe, kann ich wohl sagen, daß sich eine Erschließung der Höhlen lohnen wird. Ich werde in den nächsten Tagen mit der Arbeit beginnen.“

Señor Moll lächelte freundlich.

„Warten Sie, bis Sie Ihren Wagen haben, Señor Professor. Dann kommen Sie hierher und fangen mit Ihren Arbeiten an. Wir geben Ihnen die nötigen Geologen zur Mitarbeit. Sie wohnen mit ihnen zusammen im Bergkloster. So sind Sie Ihrem Arbeitsplatz nahe. Die Wochenenden gehören natürlich Ihnen und Ihrer Familie in Cala Pino.“

„Herzlichen Dank, Señor Moll. Ich freue mich auf die neue Arbeit!“ Der Professor knüpfte das Seil los, und die Gruppe ging durch die beiden Hallen dem Ausgang zu.

„Wenn Sie nach Palma kommen, Herr Professor, bitte besuchen

Sie mich. Rufen Sie mich vorher an. Es wird mir eine Freude sein, Ihnen und Ihrer Familie Palma zeigen zu können. Es ist eine interessante Stadt.“

Alle schlossen wie geblendet die Augen, als sie ins Freie traten. In den Höhlen war es angenehm kühl gewesen. Hier draußen aber empfing sie die Sonne mit mittäglicher Glut. Die felsigen Berge rundum schienen die Hitze hundertfach verstärkt zurückzustrahlen; trocken, dumpf und flirrend stand die Luft über der gelben Erde.

Fernando wies nach dem Kloster hinunter, dessen Gebäude aus dem Grün der Pinien hervorsahen.

„Ruhen Sie sich erst im Kloster aus und nehmen Sie einen Imbiß“, sagte er auf spanisch.

Professor Berkhoff nahm es dankend an.

„Ich glaube, das war noch nicht alles, was uns Vati zu sagen hatte“, flüsterte Angelika dem Bruder zu, „zu Hause wird er uns sicher eine Strafpredigt halten.“

„Das glaube ich auch“, raunte Michael zurück, „verdient haben wir sie ja.“

## *EINE INTERESSANTE STADT*

„Halt dich ‘ran, Micha!“ rief Angelika vor der Badezimmertür. „Ich möchte nach dem Frühstück zu Margot. Seit zwei Tagen war ich nicht bei ihr. Sie muß ja denken, daß ich sie nicht mehr mag.“

„Soll sie’s doch denken, sie mag ja auch keinen. Jedesmal behandelt sie uns so überheblich!“ rief Michael unter dem brausenden Strahl der Dusche zurück. „Ich könnte sie ohrfeigen, wenn sie sich so aufführt, die eingebildete Gans...“

„Aber Micha!“ Angelika mußte über seinen Eifer lachen. „Ich habe immer das Gefühl, daß sie nur so tut, im Grunde aber ganz anders ist!“

„Die tut nicht so, die ist so! Da sind mir Ramon und die Mädchen zehnmal lieber, ebenso Pedro, Juan und Manuel. Mit deiner Margot kannst du mir gestohlen bleiben. Schön, wenn du aber zu ihr willst, komme ich mit. So kann ich ihr wenigstens eins aufs Dach geben, wenn sie wieder frech wird.“

Angelika wurde jedoch ein wenig nachdenklich. Vielleicht hatte Michael nicht unrecht. Margot war unfreundlich, unzugänglich und rechthaberisch. Dazu war sie eingebildet und hochnäsigt. Das waren unschöne Eigenschaften, die den beiden Geschwistern völlig fremd waren. Trotzdem kam Angelika nicht von dem Gedanken los, daß hinter der hochnäsigen Margot ein anderer Mensch steckte. Und den wollte sie mit Geduld herauslocken.

Margot muß meine Freundin werden, beschloß sie erneut und ging in die freundliche schattige Diele hinunter, wo der Frühstückstisch schon gedeckt war. Sie muß eine richtige nette Freundin werden, dachte sie.

Michael kam auch bald, und so ließen sich die Mutter und die beiden Kinder die Brötchen schmecken, die nicht anders waren als die Brötchen daheim.

„Ist Vati schon fort?“ fragte Michael. „Er wird doch nicht ohne uns zum Strand gegangen sein?“

„Er sitzt schon lange an der Arbeit“, antwortete die Mutter, „er studiert dicke Bücher über die geologische Beschaffenheit Mallorcas. Er kann es gar nicht erwarten, mit der Erforschung der Bergkloster-Höhlen beginnen zu können.“

„Es ist nur schade, daß er nicht ständig bei uns bleiben kann“, bemerkte Angelika bedauernd, „Señor Moll hat ihm angeboten, im Kloster zu wohnen.“

„Ja, das ist schade“, meinte die Mutter, „aber für ihn ist es so bestimmt bequemer. Er hätte sonst jeden Tag fast zwei Stunden mit dem Auto auf den schlechten Straßen hin- und zurückfahren müssen. So kann er in Ruhe im Kloster arbeiten und ist mit den Kollegen zusammen, mit denen er sich ja beraten möchte. Das Wochenende aber gehört uns, und darauf wollen wir uns freuen.“

Angelika und Michael wollten gerade das Haus verlassen, als der Briefträger um die Ecke des Waldweges kam.

„Ob er was für uns hat?“ Das Mädchen lief ihm entgegen und fragte, auf die gefüllte Posttasche zeigend: „Professor Berkhoff?“

„Sí, sí“, nickte er und holte zwei Briefe heraus.

„Michael! Jürgen und Ingrid haben geschrieben!“ rief sie und hielt dem Bruder den Brief entgegen. „Sie sind noch an der See. Der andere Brief ist für den Vater.“

Sie liefen zum Haus zurück. Der Brief kam aus Palma und war von der Hafenbehörde. Der Vater las ihn. Voll Freude sagte er: „Unser Wagen ist angekommen; nun kann ich mit der Arbeit anfangen. Morgen früh fahren wir nach Palma und holen ihn.“

„Im Wagen sind unsere Schwimmflossen und Tauchmasken“, rief Michael, „und unser Boot. Jetzt kann die Eroberung des Mittelmeeres beginnen!“

„Seid nicht wieder so leichtsinnig wie bei der Erforschung der Bergkloster-Höhlen“, ermahnte der Vater sie ernst. „Macht der Mutter keinen Kummer und keine Sorgen, während ich nicht da bin. Ich appelliere an eure Vernunft!“

„Nein, wir sind vorsichtig, Vati! Du kannst dich auf uns verlassen“, versprachen die Geschwister fast gleichzeitig.

„Ich werde heute Señor Moll anrufen. Er wollte uns Palma zeigen. Es wird ein interessanter Rundgang werden. Am Abend fahren wir dann in unserem Wagen heim.“

„Fein“, freute sich Angelika und wies auf die Bücher, die sich vor dem Vater auf dem Schreibtisch stapelten, „was hast du schon alles über Mallorca herausgefunden?“

„Oh, allerhand. Ich müßte euch einen langen Vortrag halten, wenn ich euch alles erzählen wollte. Kurzgefaßt ist es dies: Mallorca ist über 3600 Quadratkilometer groß, und seine Küste ist mehr als 300 Kilometer lang. 36.000 Menschen wohnen auf der Insel. Die drei größten Buchten sind die von Pollensia, Alcudia und Palma. Das flache Land liegt im Süden und Osten der Insel. Hier ruht auch der landwirtschaftliche Reichtum Mallorcas. Die Bergketten im Norden

und Westen halten die kalten Winde ab. Die Balearen sind nicht vulkanischen Ursprungs, ihr Urgrund besteht aus Kalkstein, Sandstein, Ton und Mergel. Ibiza und Mallorca sind aus gewaltigen Verwerfungen hervorgegangen wie die Alpen und andere Gebirge. Es dauerte Jahrmillionen, bis durch weitere Verschiebungen und unter der Wirkung des Meeres die Inseln so wurden, wie sie heute sind.“

„Einfach toll!“ Michael staunte. „Und noch toller, daß man das alles so genau feststellen kann. Vati, ich werde bestimmt Geologie studieren. Dann erforsche ich mit dir zusammen alle Höhlen der Welt.“

Der Vater lächelte. „Ich nehme dich beim Wort, aber jetzt verschwindet wieder. Ich habe noch zu tun.“

Auf der Straße warteten schon Ramon und die Mädchen.

„Nosotros andar casa de Solimar“, radebrecte Michael mit Hilfe des Wörterbuches, das er immer bei sich trug. „Wir gehen zum Hotel Solimar. Zu Margot Gettorf. Con acompañar? Kommt ihr mit?“

„Sí, sí!“ riefen die spanischen Freunde und schlossen sich ihnen an.

Margot lag in einem Liegestuhl im Schatten einer hohen Pinie. Sie sah gelangweilt den Gästen zu, die sich im Sande von der Sonne bräunen ließen oder sich in der Felsenbucht im Wasser vergnügten.

Herr Schweiger, der im Empfang stand, erkannte Michael und seine Schwester gleich wieder. Er erwiderte ihren Gruß freundlich und wies die Kinder zum Seitenausgang, der zum ummauerten Liegestrand des Hotels führte. Den spanischen Kindern sah er etwas unwillig nach. Sie paßten ihm wohl nicht ganz in das vornehme Hotel. Margot blickte gelangweilt auf, als Angelika mit den Freunden zu ihr trat.

„Was wollt ihr denn?“ fragte sie unwirsch, obwohl sie sich freute, daß jemand zu ihr kam, denn die Gästekinder aus dem Hotel wollten heute gar nichts von ihr wissen.

„Wir möchten einmal nach dir sehen und dich besuchen, Margot.“ Angelika ließ sich nicht anmerken, daß Margots unfreundlicher Ton sie kränkte. „Wie geht es dir? Willst du heute nicht baden?“

„Ich habe keine Lust“, maulte das Mädchen, „es ist doch immer dasselbe. Die Kinder hier sind langweilig und frech. Alles wollen sie besser wissen. Sie tun, als wüßten sie nicht, wer ich wäre.“

Michael sah seine Schwester bedeutungsvoll an. Sein Blick sagte:

es wird wohl umgekehrt sein. Er unterdrückte die Worte und meinte: „Wir sind gekommen, dir die Langeweile zu vertreiben. Komm, erhebe dich, wir gehen ins Wasser. Es ist heute wundervoll.“

„Das ist es doch immer. Laßt mich zufrieden!“ Margot zog die Augenbrauen zusammen, als sähe sie jetzt erst die spanischen Kinder und murrte: „Warum habt ihr die Dreckfinken mitgebracht? Sie gehören nicht in unser Hotel.“

Nun zog Michael seinerseits die Brauen hoch. „Hör mal, das sind keine Dreckfinken, sondern unsere Freunde. Sie sind so sauber wie wir. Wenn du uns sehen willst, mußt du dir schon gefallen lassen, daß wir sie mitbringen.“

„Ich will euch aber nicht sehen!“ Margots Worte waren voller Trotz und Abwehr. „Ich habe euch nicht eingeladen. Laßt mich doch in Ruhe. Warum kommt ihr immer wieder?“

„Weil wir dich mögen“, erwiderte Angelika ruhig. „Wir hatten dir unsere Freundschaft angeboten. Das hätten wir nicht getan, wenn wir dich nicht trotz deines Tones gern hätten!“

„Ach, hört doch auf, das glaubt ihr doch selbst nicht!“ Margot starrte eigensinnig in den Himmel: „Keiner mag mich.“

„Wenn du dich so benimmst, glaube ich das unbesehen“, erwiderte Michael grimmig und wütend. „Komm, Angelika, bei der ist Hopfen und Malz verloren. Man muß sie wirklich allein lassen. Sie verdient es gar nicht anders.“

Er wandte sich zum Gehen und winkte den Freunden. Ramon und die Mädchen blickten zögernd auf Angelika und dann auf Margot. Sie hatten nicht verstanden, was gesprochen wurde, aber sie merkten, daß sich Michael mit Margot stritt.

Angelika sagte freundlich: „Du hast heute schlechte Laune, Margot. Wir kommen ein andermal wieder. Man ist eben nicht jeden Tag in derselben Stimmung. Auf Wiedersehen, Margot, bis später!“

Das Mädchen erwiderte nichts. Es warf sich herum, als die anderen gegangen waren, grub den Kopf in die Arme und schluchzte verzweifelt. Warum war sie nur so ruppig? Sie



wollte das ja gar nicht sein. Sie mochte Angelika nämlich gern. Sie beneidete sie um ihr immer freundliches Wesen und wünschte, so zu sein wie sie. Warum war das nur so schwer?

\*

Am nächsten Morgen fuhren Angelika und Michael mit den Eltern im Bus nach Palma. Der Himmel war wie immer strahlend blau, und die Sonne war schon am Morgen glühend heiß. Sie fuhren fast quer über die Insel.

Señor Moll erwartete sie an der Plaza Mayor. Herzlich begrüßte er den Professor und seine Familie und ließ sie in seinen Wagen einsteigen. Er fuhr die Gäste zunächst zu seinem Haus, um ihnen eine Erfrischung zu reichen und sie seiner Frau vorzustellen.

Señor Moll öffnete eine der Türen auf dem Altan. Man betrat einen großen Raum, dessen Wände mit rotem Pinienholz getäfelt waren. Dunkle, alte Gemälde, Keramiken und Gobelins schmückten den Raum. Ruhesessel mit Sitzen aus Samt und Leder und viele große und kleine Truhen, wunderschöne, alte Handwerksarbeit spanischer und arabischer Künstler, ließen eine fremdartige Harmonie entstehen.

Señora Moll begrüßte die Gäste freundlich. Sie sprach nur wenig Deutsch, und Professor Berkhoff vermittelte als Dolmetscher die Verständigung.

Als sie nach einer halben Stunde das Haus Señor Molls verließen, hatten sie ein echtes vornehmes Mallorquiner Heim kennengelernt.

Häuser mit Innenhöfen begegneten ihnen auf ihrem Gang durch die Stadt noch oft. Hier wohnten die vornehmen, alteingesessenen

Familien, die seit Jahrhunderten die Geschicke des Landes bestimmten, wie Señor Moll ihnen erklärte.

Er schlug einen kleinen Stadtrundgang vor. Man begann auf dem Paseo de Sagrera und besichtigte das Seekonsulat und die frühere Handelsbörse La Lonja, in der jetzt ein Museum untergebracht war.

„Was sind das für hohe Mauern?“ fragte Michael und hob den Kopf.

„Das ist der alte Stadtwall“, entgegnete Señor Moll, „seine Mauern machten Palma zu einer Art Festung. Sie schützten vor allem den Königspalast La Almudaina und die Kathedrale.“

„Kann man den Königspalast besichtigen?“ fragte Angelika.

„Gewiß, aber heute ist es kein Königspalast mehr. Er beherbergt die Militärkommandantur und den Gerichtshof.“

Sie hatten das herrliche Bauwerk bald erreicht und bewunderten vor allem die dem Meer zugewandte Fassade. Zwei hohe, zinnenbewehrte Türme begrenzten die gotische Galerie mit den schlanken Säulenbögen. Die Besucher betraten die der heiligen Anna geweihte Kapelle und bewunderten das Altarbild aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Señor Moll führte seine Gäste durch den großen Hof des Palastes hinüber zum Haupteingang der Kathedrale.

Angelika und ihr Bruder hatten die Kathedrale schon von weitem gesehen, denn ihr gewaltiger, wuchtiger Bau erhob sich hoch über die Häuser der Stadt hinaus. Señor Moll erklärte ihnen die einzelnen Portale und deren reichen ornamentalen Schmuck. Dann betraten sie durch das Hauptportal die Kathedrale. Die Stille der Jahrhunderte empfing sie. Durch die bunten, hohen Fenster strömte das Sonnenlicht und lag hell auf den riesigen, aufstrebenden Säulen und dem rotbraunen Kirchengestühl aus Pinienholz. Zwei Priester zelebrierten vor dem Hauptaltar die Heilige Messe. Gläubige – Einheimische und Fremde – lauschten andächtig den Worten, die in der Höhe des Kirchenschiffs verklangen. Angelika und Michael blickten sich ehrfürchtig um. Die Größe der Vergangenheit ergriff sie, und die seltsame Weihe, die allen alten Kirchen und Domen eigen ist, versetzte sie in eine andere Welt. Sie vermeinten diesen Hauch noch zu spüren, als sie die Kathedrale längst verlassen hatten.

Señor Moll zeigte ihnen dann maurische Torbögen aus der Herrscherzeit der Araber, Paläste, Kirchen und die Patrizierhäuser der Vornehmen und Großen Palmas. Aber er führte sie auch durch die engen, romantischen Gäßchen der Altstadt. Hier bot sich ihnen das Bild, das sie bereits aus den Dörfern im Innern der Insel kannten,

doch sahen sie oft reichen Steinmetzschmuck über Türen und Fenstern. Ein Gewirr von Gassen, Durchgängen, Passagen und kleinen Plätzen tat sich vor ihnen auf. Señor Moll drängte sich mit seinen Gästen durch den Menschenstrom, der zum großen Teil aus Touristen bestand. Dazwischen hupten Autos und knarnten Eselgespanne.

„Weißt du, was mir hier auffällt, Vati?“ sagte Angelika. „Die Gassen können noch so klein und unscheinbar sein, aber immer ist irgendwo ein ganz moderner Laden zwischen all den alten. So modern sogar, daß man denken könnte, in Frankfurt zu sein.“

Der Vater lachte: „Man muß sich dem Fremdenverkehr anpassen, Kind. Die kleinen Läden fassen die Kauflustigen nicht, also baut man größer und natürlich auch moderner, ob allerdings schöner, das ist die Frage. Ich muß sagen, ich bin von Palma sehr angetan.“

„Ich auch“, stimmte Michael begeistert zu, „ich find’s toll. Ich könnte den ganzen Tag hier herumstreifen. Schade, daß wir nur heute hier sind.“

„Wir fahren später noch mal hierher, aber dann für einige Tage. Ich muß erst mit meiner Arbeit in Gang kommen. Palma geht uns ja nicht verloren.“

Señor Moll wies auf ein besonders schönes Eingangsportale an einem der alten Häuser, aber Angelika achtete nicht darauf. Sie hatte Michaels Arm gepackt.

„Du, guck mal da hinüber! Sind das nicht unsere beiden Geheimnisvollen?“

Michael sah in die angegebene Richtung und pfiß leise durch die Zähne.

„Das sind Adams und Hillen. Ganz bestimmt sind sie das. Sie sind also immer noch hier. Ob sie ihr Geschäft schon abgeschlossen haben? Oder machen sie anschließend gleich Ferien?“

Angelika wußte es auch nicht.

„Wir müßten sie mal ansprechen, Micha.“

„Das geht nicht. Wir können doch hier nicht einfach weglaufen. Señor Moll geht schon mit den Eltern weiter...“

„Die beiden verschwinden auch. Zu dumm, ich möchte doch gar zu gern wissen, was sie hier treiben. Geheuer kommen die mir nicht vor.“

„Angelika, Michael, wo bleibt ihr denn?“ rief die Mutter. „Wir werden uns in dem Gewühl verlieren, beeilt euch!“

„Da hast du’s“, brummte Michael und suchte mit den Augen die

beiden Männer, „Adams und Hillen sind verschwunden. Also vergessen wir sie.“

„Ich hatte in der Zeit, die wir hier sind, manchmal an sie gedacht“, meinte Angelika und lief mit Michael den Eltern und Señor Moll nach. „Ich werde ein komisches Gefühl nicht los, und ich ahne, daß wir ihnen noch begegnen werden.“

Michael lachte. „Na, also, dann werden wir sie aber aufs Korn nehmen, wenn sich deine Ahnung erfüllt.“

Angelika sollte recht behalten. Señor Moll hatte die Familie Berkhoff zum Mittagessen auf die Terrasse eines Hotel-Restaurants eingeladen. Sie hatten einen wundervollen Blick über einen belebten Platz mit gepflegten Grünanlagen und einem Springbrunnen in der Mitte. Während der Kellner die Bestellung entgegennahm, schweiften Michaels Blicke umher. Überraschung lag plötzlich auf seinem Gesicht, als er zum Tisch an der Wand unter der schattenspendenden Markise hinübersah.

„Angelika, dort sind sie wieder“, flüsterte er, während der Kellner Señor Molls Wünsche notierte und die Eltern aufmerksam zuhörten, „dort sind Adams und Hillen. Du, wir müssen hinüber, ehe sie uns entwischen.“

„Gemacht“, flüsterte die Schwester zurück.

Sie warteten, bis sich der Kellner entfernte, dann bat Angelika: „Mutti, Vati, laßt uns einen Augenblick aufstehen. Wir sehen dort zwei Bekannte, die wir gern begrüßen möchten. Wir hatten schon im Flugzeug mit ihnen gesprochen.“

„Meinethalben“, meinte der Vater, „aber nicht lange. Das Essen kommt gleich.“

„Danke!“ Angelika sprang auf, und Michael lief ihr nach.

Adams und Hillen blickten erstaunt, als die Kinder vor ihnen standen.

„Guten Tag, Herr Adams, guten Tag, Herr Hillen!“ Angelika lächelte ein bißchen belustigt. „Kennen Sie uns noch? Wir hatten uns auf dem Flug hierher kennengelernt.“

„Ja, ja!“ rief Hillen gleich. „Nun klar, das sind doch die beiden lieben Kinder, die dein Notizbuch gefunden hatten, Adams...“

Adams tat, als müßte er sich besinnen.

„Ja, ihr scheint es wirklich zu sein...“

„Wir sind es tatsächlich“, lachte Michael. „Wie geht es Ihnen? Haben Sie gute Geschäfte gemacht?“

„Hahahaha!“ Hillen lachte jetzt auch. „Das beste Geschäft fehlt

uns noch... Au!“ rief er, denn Adams hatte ihn gegen das Schienbein getreten.

„Wir sind zufrieden!“ Adams gab sich reserviert. „Wir machen nur noch ein paar Tage Ferien, dann fliegen wir zurück.“

„Was?“ Hillen sah seinen Kumpan überrascht an. „Davon weiß ich ja gar nichts...“

„Wann wüßtest du je etwas?“ seufzte der andere. „Hillen, du bist unbezahlbar!“

„Das muß ich dem Boß sagen... Au!“ Er nahm seine Beine unter dem Stuhl zurück und sah Adams beleidigt an.

Angelika blinzelte Michael bedeutungsvoll zu. Adams lud seine Gabel voll Reis und Fisch und fragte dann:

„Und wie geht es euch? Wohnt ihr hier in Palma?“

„Ja, nein“, stotterte Angelika, denn sie wußte nicht, wie weit man den beiden die Wahrheit sagen sollte.

Michael fiel ihr ins Wort: „Wir wohnen an der Küste...“

„Die Küste ist groß“, brummte Adams und ließ sich im Essen nicht stören.

„Sie wollen es uns nicht sagen“, kicherte Hillen.

„In Cala P...“, wollte Angelika gerade verraten.

Michael kniff sie in die Hand.

„Sie haben ja auch Geheimnisse vor uns“, meinte er vorsichtig, „warum sollen wir nicht auch ein Geheimnis haben?“

Adams sah von seinem Teller auf.

„Woher wollt ihr wissen, daß wir ein Geheimnis haben?“ Seine Stimme klang mißtrauisch.

„Oh, nur so“, Michael lächelte harmlos. Dann stieß er die Schwester an: „Du, die Eltern winken. Das Essen wird aufgetragen.“ Er wandte sich an die beiden Männer. „Auf Wiedersehen, vielleicht sehen wir uns einmal wieder...“

„Ja, das hoffe ich sehr“, krächte der unverwüstliche Hillen sofort, aber Adams brummte: „hoffentlich nicht“, und lud sich seine Gabel voll.

„Sag, was du willst“, meinte Angelika auf dem Weg zu ihrem Tisch unter der Palme, „die beiden kommen mir nicht geheuer vor. Es ist schade, daß wir sie aus den Augen verlieren, wenn wir heute nach Cala Pino zurückfahren.“

Michael nahm es nicht so wichtig. „Das ist nicht zu ändern; aber wie es auch sei, ich lasse mir jetzt mein Essen gut schmecken.“

Nach dem Essen gingen sie gemächlich im Schatten, den die

breiten Blätter der Palmen warfen, auf der Sagrera-Promenade spazieren. Die Luft war sehr warm, aber ein frischer Wind wehte vom Meer herüber und machte die Hitze erträglich. Señor Moll zeigte ihnen noch viele Sehenswürdigkeiten, an denen Palma so reich ist, dann verabschiedete er sich von ihnen.

„Sie holen nun noch Ihren Wagen vom Hafen, Herr Professor. Ich wünsche Ihnen eine gute Heimfahrt nach Cala Pino und einen guten Arbeitsanfang. Morgen schicke ich die Geologen und Ingenieure zum Bergkloster. Setzen Sie die Leute ein, wie Sie sie brauchen. Sie haben ganz freie Hand.“

„Herzlichen Dank, Señor Moll. Die Arbeit wird gut vorangehen.“

„Das wird mich freuen.“

Professor Berkhoff machte sich mit seiner Familie auf den Weg zum Hafen.

„Ich habe noch etwas vor“, sagte der Vater unterwegs zu seinen Kindern. „Dort ist das richtige Geschäft für das, was ich im Sinne habe.“

Die beiden folgten ihm erstaunt. Es war ein großer Laden, fast ein Kaufhaus, in dem es alles gab, was Touristen gern kaufen.

„Weißt du, was Vati vorhat, Mutti?“ fragte Angelika.

„Ich habe keine Ahnung“, gestand diese, „aber wenn er so geheimnisvoll tut, ist es sicher etwas Schönes.“

Sie hatte recht. Die Kinder machten große Augen, als der Vater mit dem Verkäufer sprach und dabei auf ein Schlauchboot zeigte.

„Vati, du bist großartig“, rief Angelika begeistert, „daran hätte ich nicht einmal zu denken gewagt. Das wird einfach herrlich. Jetzt können wir das Wasser noch mehr genießen!“

„Ja, aber nur wenn ihr mir versprecht, in meiner Abwesenheit der Mutter keinen Kummer durch Leichtsinn zu machen. Ihr seid alt und vernünftig genug, um die Grenzen zu kennen. Das Boot soll eine kleine Entschädigung dafür sein, daß ich nun die Woche über nicht bei euch sein kann. Außerdem bekommt ihr noch zwei Luftmatratzen, damit ihr euch nicht auf die Steine zu legen braucht, wenn ihr euch im Wasser aalen wollt!“

„Vielen, vielen Dank, Paps!“ Angelika fiel ihrem Vater einfach um den Hals, unbekümmert um die Leute um sie herum.

„Mit den Luftmatratzen können wir ja auch auf den Wellen schaukeln. Ja, ja“, lachte sie, als er drohte, „wir passen schon auf, hab keine Angst. Ach, das wird großartig, Micha!“

Der Bruder teilte ihre Freude und dankte dem Vater herzlich. Ein

Schlauchboot war schon immer sein geheimer Wunsch gewesen. Jetzt gab es erst den richtigen Spaß an der Küste von Cala Pino. Der Vater ließ noch zwei Paddel und einen Blasebalg dazupacken. Die zwei stattlichen Pakete würden sie später mit dem Wagen abholen, vereinbarten sie mit dem Verkäufer.

Nachdem die Formalitäten erledigt waren, bekam Professor Berkhoff seinen Wagen.

Das Meer flimmerte blau-golden in der Sonne, als sie am Abend Palma verließen. Angelika hatte die Augen geschlossen. Sie sumnte leise vor sich hin und merkte nicht, daß es eine kleine spanische Melodie war, die sie erst kürzlich in Cala Pino gehört hatte.

## DER PERLENFISCH

Der Vater war am frühen Morgen nach dem Bergkloster abgefahren. Die Mutter und die Kinder hatten sich herzlich von ihm verabschiedet. Immer, wenn er die Erforschung einer neuen Höhle vor sich hatte, beschlich Frau Berkhoff ein kleines Gefühl der Bangigkeit. Jahrtausende hatte die Höhle geruht, ohne daß eines Menschen Fuß sie betreten hatte. Neue Tropfsteine hatten sich gebildet, aber es hatten sich auch Verstürze gelöst, die, ungehört von Menschenohren, im Innern des Berges aus der Höhe der Höhle abgebrochen waren. Konnte man wissen, ob nicht ein neuer Versturz sich gerade in dem Augenblick löste, wenn die Forscher in den stillen Berg eindrangten?

Michael und Angelika dachten nicht an diese Gefahren. Sie vertrauten auf die Tüchtigkeit des Vaters und machten sich keine Sorgen. Jetzt liefen sie vor das Haus und riefen nach Ramon und den Mädchen.

„Buenos días!“ hörte man die spanischen Freunde schon von weitem rufen. „Guten Morgen!“ Michael lachte.

„Sie können doch schon ganz gut deutsch, Angelika, was? Paß auf, in ein paar Wochen können sie sich schon fließend mit uns unterhalten...“

„Hoffentlich wir uns mit ihnen auch“, meinte Angelika, „ich möchte, wenn wir nach Hause kommen, die Sprache so einigermaßen verstehen und sprechen können.“

„Das schaffen wir dicke! Und nun paß mal auf, was die für Augen machen.“

Emilia wies auf die beiden großen Pakete, die Michael neben sich gestellt hatte.

„Packt mit an!“ Michael zeigte zu den drei Pinien hinunter, jeder packte an, und gemeinsam schleppten die Kinder die Pakete nun zum Strand.

Die spanischen Freunde machten lange Hälse, als Michael auspackte. Zunächst sahen sie nur einen Berg aus Gummistoff. Emilia, Teresa und Alcina begriffen noch nichts, aber über Ramons Gesicht lief ein verstehendes Strahlen.

„Oh, bote neumático!“ rief er begeistert, „bote neumático!“

Michael nahm den Blasebalg und blies das Schlauchboot auf. Es war leuchtend gelb und wirkte stabil und sicher.

Michael deutete darauf und wiederholte: „Bote neumático?“

Ramon nickte: „Sí, sí, bote neumático.“

„Das ist ein Schlauchboot“, sagte nun Michael langsam und deutlich, „ein Schlauchboot. Sag es nach, Ramon.“

„Schlauchboot“, Ramon grinste und freute sich, daß er Michael verstand, „Schlauchboot.“

Die Mädchen wiederholten es auch und lachten. Nun blies Michael noch die beiden Luftmatratzen mit dem Blasebalg auf. Sie waren rot und rochen nach warmem Gummi.

„Angelika, holst du unser Schiff? Dann haben wir die ganze Flotte beisammen.“

Das Mädchen lief davon und brachte nach wenigen Minuten das Boot ‚Lisa‘. Ramon bestaunte es von allen Seiten.

„Das haben wir selbst gemacht“, erklärte Michael und zog sein Wörterbuch, „hacer mismo.“

Ramon machte große Augen und sprudelte seine Begeisterung in einem wahren Wortschwall heraus.

„Kein Wort verstanden, aber wir wollen unsere Flotte nun aufs Wasser setzen!“ Michael wies auf das Meer und zog das Schlauchboot hinter sich her. „Kommt mit!“

Sie nahmen die Luftmatratzen und das Boot ‚Lisa‘ und stiegen vorsichtig über die Steine den plätschernden Wellen zu. Da es von früh bis abends unverändert warm war, liefen sie meist den ganzen Tag im Badeanzug herum, wenn sie in der Nähe des Meeres waren. So gab es kein Problem mit dem Umziehen. Von der Sonne wurde man schnell wieder getrocknet.

Michael setzte die ‚Lisa‘ aufs Wasser und hielt den Kunststoffaden fest in der Hand. Das Schiffchen schwamm vorschrittmäßig auf den Wellen und schaukelte lustig auf und ab.

„Weißt du was, Angelika? Wir binden die ‚Lisa‘ ans Schlauchboot. Ich mache die erste Paddeltour jetzt mit Ramon. Ich muß es doch ausprobieren. Ramon kommt als Gast zuerst ins Boot.“

„Das ist in Ordnung“, meinte Angelika, ohne gekränkt zu sein, daß der Bruder sie nicht mitnahm, „ich wünsche gute Fahrt, Käpt’n.“

Ramon setzte sich stolz Michael gegenüber und tauchte das Paddel ins Wasser. Sie trieben das Boot von den Klippen weg, dorthin, wo das Wasser ruhiger war. Die ‚Lisa‘ schaukelte, vom Boot gezogen, hinter ihnen her und hielt sich tapfer in den kleinen Wellen, die sie gegen die Klippen drücken wollten.

„Es geht einfach großartig!“ schrie Michael zum Strand zurück, „das Boot liegt ganz sicher auf dem Wasser. Wir könnten uns noch

weiter hinaus wagen!“

„Nein!“ schrie Angelika zurück. „Wir müssen erst feststellen, wo Strömungen sind!“

Michael winkte zurück, daß er verstanden hatte, und hielt sich in Strandnähe. Emilia und Alcina hatten sich währenddessen auf die Luftmatratzen gelegt und schaukelten in den kleinen Buchten, die die Klippen bildeten.

„Espléndido, espléndido!“ riefen sie, „herrlich, herrlich!“

Angelika lachte. Sie mochte die Mädchen gern. Sie waren so einfach, so herzlich, ganz anders als die hochmütige Margot. Bei dem Gedanken an die neue Freundin seufzte sie auf. Sie nahm sich vor, so bald wie möglich wieder zum ‚Solimar‘ zu gehen. Vielleicht konnte man sogar im Schlauchboot zu dem Hotel paddeln.

Ein dreistimmiger Ruf riß sie aus ihren Gedanken. Er kam vom Ufer her, wo die drei Pinien standen.

„Micha, Micha! Amigo mejor! Bester Freund!“

Angelika lief die Klippen hinauf, bis die Jungen sie sahen, und winkte. Es waren Pedro, Manuel, Juan und die kleine Juanita. Sie sprangen ihr entgegen, wiesen auf das Meer, und Manuel fragte: „Hat Micha bote neumático, ein Schlauchboot?“

„Ja, ja, ist es nicht herrlich? Jetzt können wir uns aufs Meer hinauswagen.“

„Vorsicht vor Klippen unter Wasser“, mahnte Manuel, der sie gut verstand, „unter Wasser sind die Steine scharf wie Messer. Bote neumático...“, er fand die richtigen Worte nicht und zeigte mit den Händen an, wie man etwas zerreißt.

„O ja, ich verstehe, das Boot geht kaputt, es wird aufgerissen“, nickte Angelika.

„Ja, kaputt, Luft weg.“

Michael hatte die Freunde gesehen, winkte zurück und drehte bei. Es gab eine laute und herzliche Begrüßung. Nun wurden das Boot, die Luftmatratzen und das Schiff ‚Lisa‘ von allen Seiten sach- und fachkundig bewundert. Pedro schlug auf spanisch vor, einen Hafen zu bauen, wo tagsüber die ganze Flotte ankern konnte. Manuel übersetzte es, und Michael fand den Gedanken einfach großartig.

„Das machen wir!“ Er war begeistert. „Aber wie?“

Sie berieten hin und her, sprangen über Steine und suchten eine geeignete Stelle. Sie fanden sie schließlich dort, wo die Klippen einen natürlichen, leicht gebogenen Steg wenige Meter ins Meer hinein bildeten. Dort war das Wasser kaum einen Meter tief.

„Wir müssen den Steg noch etwas verlängern“, schlug Manuel vor, „zwischen die einzelnen Steinklippen schütten wir Kies mit Zement vermischt. Dann haben wir eine Mole wie in Cala Pino.“

„Nicht schlecht“, gab Michael zu, „aber zwischen den Steinen ist Wasser. Wie sollen wir den Kies und den Zement zum Halten bringen. Das Meer spült doch alles wieder fort.“

„Wir bauen rundum Bretter. Dann pumpen wir das Wasser zwischen den Klippen heraus und füllen Kies und Zement auf. Ist er hart, dann entfernen wir die Bretter und haben Mole.“

„Das hört sich ganz schön an“, lachte Michael, „aber ich glaube, die Praxis ist ein bißchen anders. Das ist ja eine Heidenarbeit. Wie sollen wir das schaffen?“

Manuel verteidigte lebhaft seinen Plan. „Wir helfen alle mit!“ Er erklärte es den anderen in seiner Sprache, und sie nickten alle zustimmend und begeistert. Die Mädchen waren ebenfalls Feuer und Flamme. Noch am Nachmittag trugen sie alles herbei, was sie brauchten. Sie schlepten Steine vom Strand und der felsigen Küste herüber, um damit die Lücken zwischen den Klippen ihrer zukünftigen Mole zu füllen. Um so weniger Kies und Zement würden sie brauchen.

Das Meer blieb die ganzen Tage so ruhig wie bisher. Der Wellengang war gering. Die Kinder hatten schon die ersten Meter der Mole mit Holz verschalt und füllten nun die kleinen Lücken auf, die zwischen den Steinen noch verblieben waren. In einem alten Blechbottich rührten sie Kies, den es ja im Überfluß gab, mit Zement zusammen, den Pedro beschafft hatte, während die Mädchen abwechselnd mit einem Schlauch und dem Blasebalg das Wasser zwischen den Steinen absogen. Es war eine tolle Arbeit, aber sie machte ihnen Spaß. Sie mühten sich schwer und ausdauernd wie die bestbezahlten Hafenarbeiter, brachten einen gewaltigen Appetit mit nach Hause und stürzten sich dann wieder in die Arbeit.

Ihr Werk war nicht gerade kunstgerecht, aber es hielt, als sie zwei Tage später die Verschalung lösten.

„Hurra! Hurra!“ schrie Michael, als er die ersten drei Meter der Hafenmole stehen sah, „es wird tatsächlich etwas! Ich hatte es nicht geglaubt. Es fragt sich nur, ob es auch hält, wenn wir starken Wellengang oder Sturm haben.“

„Das hält“, meinte Manuel zuversichtlich, „wenn nicht, bessern wir es wieder aus!“

„Das soll ein Wort sein!“ Michael lachte. „Also laßt uns die

nächsten drei Meter bauen. Unser Privathafen muß aber auch einen Namen haben. Wie wollen wir ihn nennen?“

Sie sprachen alle auf spanisch und deutsch durcheinander, so daß keiner auch nur ein Wort verstehen konnte.

Manuel sagte schließlich. „Wollen wir den Hafen nennen: Blaue Lagune – Laguna azul?“

„Das klingt hübsch“, nickte Angelika, „nennen wir ihn Laguna azul!“

Dabei blieb es.

\*

Michael und Angelika dachten in ihrem Baueifer kaum noch an Margot. Seit das Mädchen sie so unfreundlich behandelt hatte, waren sie nicht wieder im ‚Solimar‘ gewesen. Sicher wäre Angelika trotzdem wieder zu Margot gegangen, wenn das Bauen der Mole sie nicht so sehr in Anspruch genommen hätte.

Margot hatte oft nach ihnen Ausschau gehalten, wenn sie durch das Hotel ging. Immer glaubte sie, die beiden neuen Freunde müßten plötzlich unter den Gästen auftauchen. Sie sah sehnsüchtig über das Meer zu den drei Pinien hinüber, ob sie nicht in einem Boot zu ihr kämen. Oder sie sah die Straße entlang, die sich vom Hotel ‚Solimar‘ zu den ersten Häusern von Cala Pino hinzog. Aber weder Angelika noch Michael kamen zu ihr. Sie ärgerte sich über sich selbst, denn sie allein trug ja die Schuld, daß Michael und Angelika sich nicht blicken ließen. Sie hatte sie zu schlecht und hochmütig behandelt. Da begrub sie ein wenig ihren Stolz und machte sich auf den Weg zu den drei Pinien. Sie wollte die Freunde nur von weitem sehen. Sie sollten nicht meinen, daß eine Margot Gettorf ihnen nachlief.

Der Waldweg mit den kleinen Häusern, zu denen auch die Villa Laguna gehörte, lag still und schattig unter der heißen Nachmittagssonne. Von den Kindern der Waldstraße war niemand zu sehen, aber sie hörte Stimmen, gedämpft und fröhlich, die aus der Richtung der drei Pinien kamen. Leise schlich sie auf den knirschenden Steinen näher und hielt sich in dem Schatten, den die Pinien warfen.

Die beiden Geschwister standen mit den Kindern der Straße im warmen, flachen Wasser zwischen den Klippen. Es waren noch andere Jungen dabei, die Margot nicht kannte. Ein kleines, schwarzhhaariges Mädchen hüpfte auf den Steinen umher und

jauchzte. Es klangen spanische und deutsche Worte durcheinander, dazwischen wurde gehämmert und in einem großen Bottich gerührt.

Margot sah, daß die Kinder eine Steinmauer gebaut hatten, die ein geräumiges Hafenbecken umschloß. Auf dem Wasser schaukelte, am Ufer fest vertäut, ein gelbes Schlauchboot; zwei rote Luftmatratzen und ein Schiffchen mit Segeln lagen daneben.

„Noch drei Meter“, sagte Angelika gerade, „dann ist unser Hafen fertig. Wir werden eine große Einweihungsfeier veranstalten und ihn auf den Namen ‚Laguna azul‘ taufen. Jeder, der uns besuchen will, kann unsern Hafen anlaufen. Er ist uns herzlich willkommen.“

„Ob ich ihnen wohl auch willkommen wäre?“ dachte Margot ein wenig bitter. ‚Ich werde Vati bitten, mir ein Boot zu schenken. Dann werde ich zu ihnen rudern, und es wird sich zeigen, ob sie mich noch mögen.‘ Sie war ein wenig näher getreten und stand fast im hellen Sonnenschein, als Juanita sie sah.

„Da ist ein Mädchen!“ rief die Kleine in ihrer Muttersprache. „Ob es zu uns will?“

Angelika und Michael verstanden ihre Worte nicht, aber sie blickten in die Richtung, in die Juanita wies.

„Das ist Maro!“ rief Ramon, der sich den Namen nicht merken konnte. „Oh, sie kommt zu uns. Sie will uns helfen!“

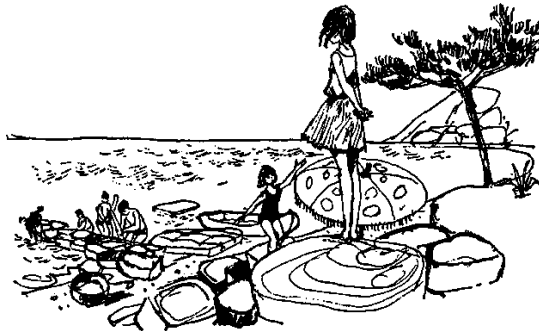
Emilia, Alcina und Teresa lachten, und Ramon lachte mit, denn er glaubte natürlich nicht, daß Margot zum Helfen gekommen war.

„Margot!“ rief Angelika erfreut und watete durch das Wasser, sprang auf die Steine und lief der Freundin entgegen.

„Komm doch herunter zu uns. Wir bauen einen Hafendamm für unsere Schiffe. Wir sind fast fertig. Komm, sieh es dir an.“

Margot folgte zögernd. Manuel, Pedro und Juan sahen dem braunhaarigen Mädchen neugierig entgegen, das ein wenig hochmütig auf sie herabblickte.

Juan spuckte in die Hände und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Angelika stellte die Freundin vor, aber mehr als ein gnädiges Kopfnicken hatte Margot nicht für die anderen übrig. Angelika übersah es.



„Setz dich hier unter unseren Schirm, Margot!“ Angelika rückte ihn zurecht. „So bist du im Schatten. Ich komme dann gleich und setze mich zu dir, aber erst muß ich noch ein bißchen mithelfen. Weißt du, bei uns geht das ganz kameradschaftlich zu. Alle haben von dem Hafen ihre Vorteile, deshalb müssen auch alle mithelfen!“

Margot erwiderte nichts; sie setzte sich, stützte die Arme auf die Knie und legte den Kopf in die Hände. Sie sah ein Weilchen der Arbeit der anderen zu, die alle fröhlich und mit Eifer ausführten. Juanita sang ein Liedchen, sprang auf nackten Füßchen von Stein zu Stein und kreischte, wenn sie ins Wasser rutschte.

Margot wurde es mit der Zeit langweilig. Was sollte sie hier? Sie war ihnen doch nur im Wege. Deshalb stand sie auf.

„Magst du nicht mehr sitzen?“ rief Angelika ihr zu. „Ich bin gleich fertig.“

„Es ist so langweilig“, erwiderte Margot müde, „ich gehe heim.“

„Ach, warte doch“, bat Angelika, „ich will mir nur die Hände waschen.“

„Es braucht auch für dich nicht langweilig zu sein“, rief Michael, „komm doch einfach her und mach mit. Wir können jede Arbeitskraft gebrauchen. Du könntest hier die Bretter festhalten, damit wir sie vernageln können.“

Margot lächelte geringschätzig.

„Ich brauche daheim nicht zu arbeiten, wir haben genug Personal. Ich denke nicht daran, mir die Finger schmutzig zu machen. Das habe ich nicht nötig.“

„Du hast wohl wieder deinen Hochmutskoller?“ fragte Michael bissig. „Ich glaube, die Hitze bekommt dir nicht. Stecke mal deinen Kopf ins kalte Wasser, vielleicht wird dir da besser!“

Margot wandte sich wütend ab. „Du bist ein frecher Kerl, du bist unausstehlich und unerzogen...“

„Nach dir“, grinste Michael, „nach dir. Ich lasse dir gern den Vortritt!“

Manuel, der viel von diesem Streitgespräch verstand, übersetzte es den Freunden. Pedro und Juan schüttelten lachend den Kopf. Sie wandten sich wieder dem Dammbau zu, und Margot schickte sich zum Gehen an.

„Bleib doch!“ rief Angelika, „bitte, bleib doch, Margot!“ Das Mädchen lief aber den Felshang hinauf und ging davon.

„Du hast sie vertrieben, Michael!“ Angelikas Worte klangen vorwurfsvoll.

„Ach, Mädels, sie wollte ja sowieso nicht hierbleiben. Wir sind ihr eben nicht fein genug. Laß sie doch endlich laufen. In der findest du nie eine gute Freundin.“

Angelika seufzte bekümmert. Sie wollte nicht glauben, daß Michael recht haben sollte. Sie beschloß, so bald wie möglich zum ‚Solimar‘ zu gehen, und wenn es ohne Michael sein sollte.

\*

Angelika watete wieder durchs Wasser zu den Gefährten zurück. Aber plötzlich blieb sie überrascht stehen und starrte zwischen zwei Steinblöcke, die vom leichten Schlag der Wellen umspielt waren.

„Was hast du?“ fragte ihr Bruder erstaunt. „Siehst du Gespenster?“

„Ich weiß nicht“, erwiderte Angelika langsam und versuchte mit zusammengekniffenen Augen das dämmrige Dunkel der Felsspalte zu durchdringen, „mir war es, als husche ein großer Schatten an mir vorbei. Er verschwand zwischen den Steinen dort. Ich weiß nicht, was es war, und ich kann auch nichts erkennen.“

„Es wird eine Sonnenspiegelung gewesen sein.“ Michael fand keinen Grund zur Aufregung und hämmerte kräftig zwei Bretter zusammen. „Drück mal hier fest dagegen!“

Aber Angelika starrte immer noch zwischen die Steine und rührte sich nicht.

„Es sah aus wie ein Fisch“, meinte sie, „wie ein großer, silberner Fisch.“

Jetzt blickte Manuel auf. In seinen Augen malten sich Erstaunen und ein freudiger Schreck.

„Oh, sollte das ein pescado con perla sein? Der Perlenfisch? Er ist hier bei uns?“

Angelika schüttelte den Kopf. „Ein Perlenfisch? Was ist denn das für einer? Von dem habe ich noch nie etwas gehört.“

Manuel hatte in hastigen Worten den Freunden von Angelikas Beobachtung berichtet. Sie ließen ihre Arbeit im Stich, tauchten mit dem Kopf ins Wasser und griffen mit den Händen in die Felsspalte. Aber mehr als Tang und Steine brachten sie nicht aus dem Wasser.

„Er ist davongeschwommen. Er läßt sich nicht fangen. Er ist schlau wie ein zorro, wie ein Fuchs.“

Die Jungen schwammen um den fast fertigen Hafendamm herum ins tiefere Wasser, tauchten und suchten, aber der geheimnisvolle Schatten, der Angelika so erschreckt hatte, war verschwunden.

„Was ist denn das für ein Fisch?“ wollte Angelika wissen. „Ist der besonders schmackhaft?“

„Oh, nicht essen!“ wehrte Manuel ab. „Er ist so wertvoll, er hat eine kostbare Perle im Maul und kostet viele, viele tausend Peseten.“

„Ich verstehe noch immer nichts“, lachte Angelika, „seit wann haben Fische Perlen im Maul? Was ist das für eine komische Sorte?“

„Das möchte ich auch wissen.“ Nun wurde auch Michael neugierig. „Es würde sich ja dann direkt lohnen, mal auf Perlenfisch-Jagd zu gehen.“

„Nur ein Fisch hat eine Perle im Maul“, klärte Manuel ihn auf, „aber wir wissen nicht, ob es wahr ist.“

„Das ist ja eine verworrene Geschichte. Wahrscheinlich weiß keiner davon was Rechtes.“

Manuel beriet sich mit den Freunden in einem hastigen, sich überstürzenden Mallorquin. Für einige Augenblicke gab es ein hartes Für und Wider, dann sagte Manuel:

„Pedro, Juan und Ramon meinen, daß sei eine schöne Geschichte, eine Legende aus alter Zeit. Sie ist nicht wahr. Niemand hat den Perlenfisch gesehen, auch Angelika nicht. Es war der Schatten von einem Vogel am Himmel.“

„Das kann sein“, gab Angelika zu, „vielleicht habe ich mich getäuscht. Trotzdem möchte ich gern die Geschichte vom Perlenfisch wissen. Was erzählt man denn von ihm? Wenn sich die Geschichte bis heute gehalten hat, dann muß doch etwas daran sein. Erzähl sie mir bitte, Manuel.“

„Ich weiß nicht alles, aber der Großvater von Pedro weiß alles. Der kann erzählen die ganze Geschichte vom Perlenfisch.“

„Also gut, fragen wir Pedros Großvater. Spricht er deutsch?“  
„Nein, nur spanisch, aber ich sage euch das wieder in Deutsch.“

\*

Nach dem Abendessen zogen Michael und Angelika mit Ramon und den Mädchen den Uferweg zum Hafen entlang. Dort lief gerade ein Ausflugsboot mit Touristen ein. Sie waren laut und fröhlich. Einige von ihnen standen nicht mehr ganz fest auf den Beinen. Das hatte weniger mit dem leichten Wellengang zu tun als mit dem Wein, den sie auf der Fahrt als Erfrischung zu sich genommen hatten.

Señor Roca trat vor seinen Laden und sprach mit seinem Sohn Manuel, der jetzt allzuviel unterwegs war und darüber seine Pflichten versäumte.

„Morgen fährst du mit dem Boot nach Porto Cristo. Du mußt mir helfen, solange noch Touristen hier sind. Es ist viel zu tun.“

„Ich weiß, Vater, ich helfe ja auch mit. Nur laß mich jetzt zu Großvater Nadal. Ich habe den deutschen Freunden versprochen, ihnen die Geschichte vom Perlenfisch zu übersetzen.“

„Ein Märchen, nichts als ein Märchen“, wehrte Señor Roca ab, aber er ließ Manuel gehen.

Michael, Angelika und die spanischen Freunde schlenderten also die Ladenstraße am Hafen herunter. Sie grüßten Señor Roca freundlich, der noch immer an seiner Ladentür stand, und dieser grüßte ebenso freundlich zurück. Manuel schloß sich ihnen an. Sie gingen gemeinsam in das kleine Hafengäßchen, in dem die Nadais wohnten.

Das Haus sah glatt und schmucklos aus wie alle anderen Häuser in den Gassen. Die grünen, verstaubten Fensterläden waren noch gegen die Tageswärme geschlossen. Man würde sie erst in der Nacht öffnen, wenn der Wind die Kühle vom Meer herübertrug. Vor dem Hauseingang hing der typische Vorhang aus Holzperlen, der die Sicht nach innen verwehrte und die Hitze abhielt.

Manuel schob ihn beiseite und ließ die Freunde eintreten. Aus einem engen Gang führten zwei Türen zu den Räumen im Erdgeschoß. Der Gang endete auf einen Hof, der geräumig und fast kühl war. Pedro kam ihnen entgegen. Neben ihm sprang Juanita.

„Großvater freut sich schon“, sagte der Junge, „er freut sich immer, wenn er vom Perlenfisch erzählen kann. Juanita will das Märchen immer wieder hören. Sie kann gar nicht genug davon

kriegen.“

Manuel übersetzte es Michael und Angelika.

Sie sagte: „Also ein Märchen ist das. Das macht nichts. Wir hören es uns trotzdem gern an.“ Sie nahm Juanita in die Arme, die ihr entgegengesprungen war, und lachte.

Großvater Nadal betrat den Hof. Er hatte ein braunes, zerknittertes Gesicht, von Sonne, Wind und Wetter gegerbt. Er war zeit seines Lebens Fischer gewesen, und er kannte das Meer in all seiner Schönheit und seinen Gefahren. Jetzt besorgten sein Sohn Miguel zusammen mit Juan Sancho und dessen Vater den Fischfang. Großvater Nadais braunes Gesicht stach dunkel von dem schneeweißen Haar ab. In seinen Augen lag ein Schimmer von Weisheit und Güte. Michael und Angelika hatten ihn sofort gern.

„Bitte, erzählen Sie uns die Geschichte vom Perlenfisch“, bat sie, „Manuel sagte, keiner wüßte sie so gut wie Sie.“ Manuel übersetzte ihre Worte.

Der Großvater zog sich einen Stuhl herbei, und die Kinder gruppierten sich auf Kisten und Kasten um ihn. Dann fing Großvater Nadal an zu erzählen, und Manuel übersetzte die geheimnisvolle Geschichte des Perlenfisches.

„Vor vielen, vielen Jahren wohnte ein Fischer in einem kleinen Dorf an der Küste. Er war arm, denn damals kamen noch keine Fremden hierher und brachten Geld unter die Leute. Das ganze Dorf lebte vom Fischfang und vom Perlentauchen. Der Fischer Juan aber hatte außer ein paar kleinen Perlen noch nie etwas gefunden, das ihm ein einigermaßen gutes Auskommen gesichert hätte.

Doch eines Tages schien ihm das Glück zu lachen. Er war wieder ins Meer hinabgetaucht, um nach Perlen zu suchen. Das Säckchen an seinem Gürtel war noch leer. Er hoffte, wenigstens eine zu finden, die er verkaufen konnte. Da sah er im Dämmerlicht des Meeres einen hellen, schimmernden Strahl. Er war nicht besonders breit und auffallend, aber der Fischer Juan sah ihn und schwamm voller Erwartung darauf zu. An einer Felsspalte klebte eine erstaunlich große Muschel. Ihre beiden Schalen klappten etwas auseinander, und dazwischen lag eine herrliche Perle. Juan sah, daß der schimmernde Glanz von ihr ausging. Sie leuchtete in allen Regenbogenfarben und flimmerte wie ein Diamant.

Juan startete sie an, und sein Herz schlug laut und froh. Er hatte die schönste Perle gefunden, die es gab. Er würde sie teuer verkaufen können und sein ganzes Leben keine Sorgen mehr haben. Seine

Brust schmerzte, die Lungen verlangten frische Luft. Nur ungern riß er sich von dem Anblick der Perle los, ließ sich nach oben treiben, sog tief die Luft ein und schwamm wieder nach unten.

Die Perle war noch da. Mit zitternden Händen griff Juan danach und löste die Muschel vom Fels. Die Perle schimmerte und leuchtete. Juan konnte sich nicht satt daran sehen. Da kam ein dunkler Schatten auf ihn zugeschwommen, entriß die Muschel seiner Hand und schwamm davon.

Juan hatte es genau gesehen, es war ein Fisch gewesen, ungefähr siebzig Zentimeter lang. Er hatte silberne Schuppen gehabt, die auf seinem Rücken in allen Regenbogenfarben geleuchtet hatten. Es war ein schöner Fisch gewesen, doch er hatte Juan die Perle entrissen, die ihn aus seiner Armut erlösen konnte.

Juan nahm sofort die Verfolgung auf. Ein paarmal noch sah er den Fisch zwischen Wasserpflanzen und allerlei Seegetier schwimmen, dann verschwand er zwischen zwei Felsklippen. Juan mußte aber an die Wasseroberfläche, um erneut Luft zu schöpfen. Immer wieder tauchte er, er wollte den Fisch suchen, aber er fand ihn nicht wieder.

Erschöpft und traurig ging er in sein Dorf zurück. Die Freunde fragten nach seinem Kummer, und er erzählte ihnen von seinem Mißgeschick. Erst wollten sie ihm nicht glauben. Seit wann stehlen Fische Muscheln? Wozu braucht ein Fisch eine kostbare Perle? Aber als Juan immer wieder beteuerte, daß es so gewesen sei und nicht anders, versprachen sie, ihm zu helfen. Sie wollten mit ihm nach dem Fisch suchen, und Juan würde ihnen etwas von seinem Reichtum abgeben, wenn die Muschel mit der Perle dem geheimnisvollen Fisch entrissen sei. Juan versprach es, und er gedachte auch, sein Wort zu halten. Tagelang tauchten sie vom Morgen bis zum Abend, aber sie fanden keine Spur des Perlenfisches. Da begannen sie Juan für einen Aufschneider und Angeber zu halten. Sie machten sich über ihn lustig und verspotteten ihn.

Juan konnte das bald nicht mehr ertragen. Er verließ sein Dorf und lebte in einer halbverfallenen Hütte in einem andern Küstenort. Er war von der Idee besessen, den seltsamen Fisch zu finden, der ihm seine Muschel gestohlen hatte. Er tauchte immer und immer wieder ins Meer. Er dachte nur noch an den Fisch und vernachlässigte jede andere Arbeit. Mitleidige Leute brachten ihm ab und zu etwas zu essen, sonst wäre er verhungert.

Viele Jahre lebte Juan so, ohne den Fisch mit der Perle gefunden zu haben. Eines Tages war er verschwunden, und man vergaß ihn. Aber in den Fischerschenken lebt seine Geschichte weiter, die Geschichte vom Perlenfisch.“

„Das ist eine traurige Geschichte“, sagte Angelika nach einer Weile, „es wäre so schön gewesen, wenn sie gut ausgegangen wäre. Hat denn nie jemand nachher den merkwürdigen Fisch gesehen?“

Großvater Nadal schüttelte den Kopf. „Nie, und so wird es wohl nur ein Märchen sein, das man sich abends am Hafen erzählt.“

„Angelika hat ihn gesehen“, lachte Manuel, „er ist an ihr vorbeigeschwommen.“

„Ich bin nicht sicher, ob es wirklich ein Fisch war. Es war wie ein Schatten, der durchs Wasser huschte. Vielleicht war es aber doch der Perlenräuber? Vielleicht ist das gar kein Märchen, sondern wirklich wahr?“

Die Kinder sahen Angelika an. Wenn sie nun recht hatte? Wenn es den Perlenfisch wirklich gab? Nie hatte man gehört, daß er gefangen worden wäre. Also müßte er noch leben, wenn die Erzählung des armen Perlenfischers Juan kein Märchen war.

„Wir werden die Augen in Zukunft offenhalten“, meinte nun Michael, „ihm nachzujagen hat wohl keinen Sinn. Ein Zufall bringt meist weiter. Ich meine, etwas Wahres ist an jeder Geschichte. Warum sollte der Fisch nicht immer noch die wertvolle Perle mit sich herumtragen?“

Großvater Nadal lächelte, als Manuel ihm Michaels Worte übersetzte.

„Dann paßt nur gut auf. Kinder haben in ihrer Unschuld oft mehr Glück als die Großen. Es sollte mich freuen, wenn ihr dem Geheimnis auf die Spur kommt.“

Als die Kinder heimgingen, war es schon dunkel. Himmel und Meer waren eins geworden. Die Wellen schlugen gegen die Ufermauern des Hafens. Weit ausholend kreisten die Scheinwerfer des Leuchtturmes und sandten ihr grünes Warnlicht in die Nacht.

„Glaubst du wirklich, daß es den Perlenfisch gibt?“ fragte Angelika.

Der Bruder zuckte die Schultern.

„Warum nicht? Vielleicht hat er sich in unserem Hafen ‚Laguna azul‘ verkrochen. Wir haben genug Klippen dort. Aufpassen werd’ ich auf jeden Fall.“

„Ich auch.“

Schweigend gingen sie mit den spanischen Freunden den drei  
Pinien zu.

## *INES MAURA*

Das Geheimnis um den Perlenfisch ging Michael nicht mehr aus dem Kopf. Es mußte doch etwas daran sein, wenn sich die Geschichte so lange erhalten hatte. Auch Angelika war dieser Ansicht. Trotzdem sprachen sie mit den Freunden nicht mehr darüber. Michael und Angelika hofften, sie eines Tages mit dem seltsamen Fisch und seiner kostbaren Beute überraschen zu können.

Es war hauptsächlich die Hoffnung auf diesen Fang, die Michael die Mutter bitten ließ, Pedro und Juan auf einer ihrer nächtlichen Fischerfahrten begleiten zu dürfen.

Die Mutter war recht erstaunt. „Aber Junge“, meinte sie, „das will mir nicht gefallen. Die Nacht ist zum Schlafen da, und du kannst deinen Schlaf gut gebrauchen. Den ganzen Tag seid ihr unterwegs, kaum daß ihr mittags ein bißchen ausruht, wenn es zum Umfallen heiß ist... Und an die Schulaufgaben müssen wir jetzt auch bald denken. In Deutschland nähern sich die Ferien ihrem Ende...“

„Mutti, bitte, es kann ja nichts passieren. Das Schiff ist seetüchtig, das Meer ist ruhig. Ich möchte so gern einmal dabeisein. Ich möchte alles kennenlernen, was meine Freunde angeht...“

„Was möchtest du kennenlernen?“ fragte Angelika von der Tür her.

Dem Jungen war es nicht recht, daß Angelika dazu kam. Hatte er sie sonst bei allen Unternehmungen gern dabei, so wäre er diesmal lieber allein mit den Freunden gewesen. Ein Mädchen war bei einer Fischfangfahrt fehl am Platze.

„Denke dir nur, Michael will mit seinen Freunden zum Fischfang aufs Meer“, sagte die Mutter, „ich weiß wirklich nicht, ob Vater das erlauben würde...“

„Du willst mit zum Fischfang?“ Angelika war überrascht. „Warum hast du mir nichts davon gesagt? Wir haben doch immer alles gemeinsam gemacht. Wolltest du gar heimlich fort, ohne mich?“

Michael versuchte sich herauszureden, aber Angelika ließ nicht locker.

„Mutti“, versuchte es der Junge wieder, „Vater hätte bestimmt nichts dagegen. Er freut sich, daß wir alles mitmachen und alles kennenlernen, was mit unserm Aufenthalt hier auf Mallorca zusammenhängt. Er würde mir bestimmt erlauben, mit Pedro und Juan aufs Meer zu fahren. Ihre Väter sind ja auf dem Schiff. Beide

sind erfahrene Fischer und Schiffer.“

„Mutti, bitte laß mich auch mit. Wir bringen dir auch den schönsten und dicksten Fisch mit, den wir gefangen haben. Du brauchst dich wirklich nicht um uns zu ängstigen.“

Die Mutter willigte schließlich ein. Sie wußte, daß der Vater diese Fahrt auch genehmigt hätte.

So sagte sie: „Gut, ich lasse euch beide fahren. Aber versprecht mir, daß ihr vorsichtig seid.“

Das versprachen Michael und Angelika natürlich. Das Mädchen sagte, als sie mit dem Bruder allein war:

„Gib zu, du wolltest ohne mich fort. Ich weiß auch warum; du hoffst, daß euch der Perlenfisch ins Netz geht, damit du dann sagen kannst, ihr ganz allein hättet ihn gefangen. Stimmt's?“

Michael mußte lachen.

„Gut, ich geb's zu. Ich hatte an den Perlenfisch gedacht. Und ich wollte auch ohne dich fort.“

„Das ist nicht schön von dir, Micha. Bis jetzt war ich von klein auf bei allen Spielen dabei. Du darfst mich nicht einfach ausschließen.“

„Beruhige dich, du kommst ja mit. Wir fangen den Perlenfisch gemeinsam.“

Die Lichter der Hotels und Läden an der Uferstraße spiegelten sich im Wasser des Hafenbeckens, als sie am Abend in das kleine Gäßchen zu den Nadais gingen. Pedro erwartete sie schon. Die kleine Juanita lief im Hof umher und jagte einer Katze nach, die dann über die Mauer zum Nachbarhaus sprang.

Gabriel Nadal winkte dem Großvater zu, dann verließ er mit Pedro und den deutschen Freunden das Haus.

Sie wandten sich zum Hafen, über den die Scheinwerfer des Leuchtturms strichen, liefen die Treppen zwischen der Hafenmauer hinunter und gingen über den weiten Platz.

Drüben an der Mole lagen die Fischerboote. Juan und sein Vater waren schon auf dem Schiff. Die Kinder stiegen den schmalen Steg hinauf und betraten einen kleinen Raum. Das Boot schaukelte leicht. Señor Sancho warf den Motor an. Das Boot drehte bei und tuckerte langsam aus dem Hafen, vorbei am aufblitzenden grünen Warnlicht auf der Molenspitze.

Michael und Angelika standen neben Juan und Pedro auf dem Deck. Die Nacht stand dunkel und samten über ihnen. Unzählige Sterne flimmerten. Immer winziger wurden die Lichter von Cala

Pino, dann verschwanden sie ganz, und nichts war mehr da als das dunkle Wasser und die Weite des Himmels. Das Boot tuckerte seewärts. Der Motor war, außer den spanischen Worten der Fischer, das einzige Geräusch in der unendlichen Stille.

Angelika sah die Lichter zuerst. Sie waren wie Pünktchen, die aufflackerten und verloschen. Sie wies in die Richtung und fragte:

„Was ist das? Was sind das für Lichter?“

Pedro und Juan verstanden die Worte nicht, aber sie wußten, was das Mädchen meinte.

„Menorca“, sagte Juan, „Menorca.“

Angelika war überrascht. Dort also lag Menorca. Man konnte die Lichter auf der Insel sehen. Aber nach einer Viertelstunde waren auch sie verschwunden.

Es war gegen elf Uhr, als Señor Nadal und Señor Sancho das Netz auswarfen. Kleine Holzbojen markierten die Stelle, an der es versunken war. Langsam tuckerte das Boot weiter.

Nach einer Stunde zogen die Fischer das Netz ein. Im Schein der Bordlaternen zappelte es silbern zwischen den Maschen. Der Fang war nicht allzu groß, aber die Fischer waren zufrieden. Aufmerksam hatten Michael und Angelika das Entleeren des Netzes verfolgt. Es war kein Fisch dabei, der dem Perlenfisch auch nur annähernd ähnlich sah. Das leere Netz wurde wieder über Bord geworfen. Wieder beobachteten die beiden genau, wie es nach einer Stunde entleert wurde.

Pedro lachte.

„Oh, pescado con perla? Sino cuento! Das ist nur ein Märchen!“

„Kann sein“, lachte nun auch Michael, der seine Worte erriet, „es macht aber trotzdem Spaß, daran zu glauben.“

Die Stunden vergingen.

„Bist du müde?“ fragte Michael.

Angelika schüttelte den Kopf: „Kein bißchen. Ich war nachts noch nie so munter. Ich hätte nie gedacht, daß die Nacht auf dem weiten Meer und unter dem flimmerigen Sternenhimmel so herrlich ist. Ich bin froh, daß wir mitgefahren sind. Die Nacht vergesse ich mein Leben lang nicht!“

Als der Himmel sich rosa zu färben begann, wendete Señor Sancho zur Heimfahrt. Das Meer verlor nun seine dunkle Farbe. Rotgolden spiegelte es sich am Horizont im Widerschein der aufgehenden Sonne. Der rote Schein lief dem Boot nach, bis er es erreichte. Es war, als führen sie auf einer goldenen Wolke dahin.

Dann war die Sonne aufgegangen. Ihr Licht tanzte auf dem Wasser, das sich nun blaugrün unter dem Boot wellte. Michael und Angelika waren begeistert von diesem Schauspiel.

„Wie ist das herrlich“, flüsterte das Mädchen, „schon dieses Erlebnis der aufgehenden Sonne allein ist diese ganze Fahrt wert. Den Perlenfisch haben wir nicht gefunden, aber wir haben gesehen, wie ein neuer Tag beginnt. Man dürfte dieses Ereignis nie verschlafen. Dazu ist es zu schön.“

Die Häuser von Cala Pino tauchten auf. Das Boot umfuhr die Mole und lief in den Hafen ein. Juan sprang vom Schiff und vertäute es.

Manuel kam die Treppe auf den weiten Hafenplatz heruntergesprungen.

„Wie war es?“ fragte er. „Habt ihr den Perlenfisch gefangen?“

„Es war einzig schön“, schwärmte Angelika, „aber von dem sagenhaften Perlenfisch haben wir nichts gesehen. Es wird wohl doch nur ein Märchen sein, wie Pedro sagt.“

Die Jungen sprachen in hastigem Mallorquín miteinander.

„Pedro fragt, ob ihr zusehen wollt, wie die Fische verkauft werden“, übersetzte Manuel, „er sagt, heute sei Donnerstag. Da bringe er Fisch zu Antonio Maura. Ob ihr mitkommen wollt?“

„Wer ist das, Antonio Maura?“ wollte Michael wissen. „Wohnt er hier in Cala Pino?“

„O ja, er wohnt dort auf der anderen Seite von Cala Pino. In einem großen Haus. Er ist pintor, Maler für Bilder.“

„Wir möchten schon gern mitkommen“, meinte Angelika unentschlossen, „aber wir müssen erst mal heim, damit Mutti weiß, daß wir gut angekommen sind. Dann kommen wir gern mit.“

Wieder sprach Manuel mit Pedro, und Pedro nickte.

„Pedro geht in einer Stunde zu Señor Maura. Er wartet auf euch hier am Fischschuppen.“

Michael und Angelika sagten zu. Sie verabschiedeten sich und liefen die Uferstraße hinunter, an den Läden vorbei, die noch geschlossen waren.

Als sie nach einer Stunde zurückkamen, wurde gerade der letzte Fisch an die Händler verkauft. Pedro nahm einen Korb, legte drei große Fische und eine schwere Languste hinein und machte sich mit Angelika und Michael auf den Weg zu Antonio Maura. Der Weg war staubig, steinig und lag prall in der fast schon heißen Morgensonne. Auf der linken Seite lagen am Hang einzelne Häuser. Steinstufen

fürten zu ihnen hinauf. Jetzt lag vor den Kindern die Felsspitze, auf der der Leuchtturm stand.

Als sie ein Weilchen gegangen waren, bog der Weg nach links ab. Angelika blieb überrascht stehen. Eine kleine Bucht hatte sich vor ihnen aufgetan. Der Weg war nicht mehr staubig und sonnig. Pinien und Kakteen säumten ihn und boten kühlen Schatten. Die Klippen lagen jetzt tief unter ihnen. Grüne Wellen rollten gegen einen kleinen Badestrand, hinter dem sich ein schattiger Pinienwald auftat. Drei Häuser umstanden die Bucht, an deren Strand sich schon einige Badelustige eingefunden hatten. Zwischen Steinen und Geröll führte ein kleiner Weg nach unten.

Pedro wies auf das Wasser der Bucht.

„Playa malo“, sagte er und schüttelte den Kopf.

Michael zog sein Wörterbuch.

„Pedro sagt, der Strand sei hier schlecht. Tatsächlich, der Grund ist schwarz. Es gibt nur einen schmalen Streifen weißer Steine. Es sieht aus, als wäre hier Teer angespült worden. Darum wird der Strand sicher auch nur von wenigen benutzt. Aber malerisch ist die kleine Bucht trotzdem. Ob hier der Maler Maura wohnt?“

Als Pedro den Namen Maura hörte, schüttelte er den Kopf und wies zur Steintreppe hinauf, die aus der kleinen Bucht zum Pinienwald führte. Zwischen Wald und Meer verlief ein schmaler Weg, und wieder bot sich den Kindern nach einer Wegbiegung ein bezauberndes Bild.

Vor ihnen lag, durch eine kleine Bucht getrennt, eine weiße Villa auf dem Felsen. Ihre Fenster blickten gegen die Morgensonne auf das Meer hinaus. Auf der großen Terrasse vor dem Hause lagen die Schatten breitkroniger Pinien. Der Felsen war grau und zeigte in farbigen Ablagerungen und Schichten, wie er in Jahrtausenden gewachsen war. Eine aus dem Fels gehauene Treppe wand sich zum Meer hinunter und endete auf einer kleinen Plattform. Von dort aus konnte man auf einer roten Leiter ins Wasser steigen.

„Das ist wundervoll!“ rief Angelika begeistert und wies über das grüne Wasser der Bucht, in der die Wellen gegen den Fels spielten, „das ist ja eine richtige Traumvilla am Meer. Ob dort Antonio Maura wohnt? Dann hat er sich als Maler das romantischste Eckchen Cala Pinos ausgesucht.“

Pedro nickte, als er den Namen hörte.

„Sí, sí, Antonio Maura“, sagte er und zeigte auf die weiße Villa.

„Da ist ja jemand im Wasser!“ rief Michael, „dort drüben an der

Felsspitze. Ich glaube, das Wasser ist dort ganz schön tief.“

Pedro lächelte. „Ines, hija de Antonio Maura.“

Michael sah im Wörterbuch nach. „Hija heißt Tochter. Es ist die Tochter von Antonio Maura. Na, mal sehen, ob die auch so einen Hochmutskoller hat. Wundern sollte es mich nicht, wo sie doch einen berühmten Vater hat.“

Pedro rief und winkte hinüber: „Ines, Ines!“

Das Mädchen hob den Arm und winkte zurück. Erkennen konnten Angelika und Michael nichts von ihr. Dazu war sie zu weit. Nur ihre weiße Kappe tanzte wie ein Pünktchen auf den Wellen.

Pedro führte die Geschwister auf dem schmalen Weg um die Bucht herum zu der Villa.

„Ich möchte nur wissen, ob sich die Bäume halten können“, meinte Angelika, „sie wachsen doch buchstäblich aus dem Felsen heraus.“

„Irgendwo in einer Spalte wird schon genug Erdreich sein“, meinte Michael. „Ich finde es richtig romantisch hier.“

Ines war inzwischen zurückgeschwommen und stieg jetzt auf der Leiter aus dem Wasser. Sie winkte Pedro zu und kam die Treppe heraufgelaufen, die auf halber Höhe mit dem kleinen Pfad zusammentraf. Einen Augenblick lang sahen sich Ines, Michael und Angelika an. Ines' weißer Badeanzug tropfte kaum, obwohl sie gerade aus dem Wasser gekommen war. So schnell sog die Sonne die Nässe auf.

Ines lächelte. Ihr Blick ging über Angelikas helles Haar und streifte Michaels offenes Jungengesicht mit den blauen Augen. Sie sah sofort, daß es deutsche Kinder waren, die vor ihr standen.

Pedro erklärte in einem mallorquinischen Wortschwall: „Das sind meine Freunde Michael und Angelika. Sie waren heute nacht mit uns zum Fischfang. Ich habe sie mitgebracht, damit du sie kennenlernst. Sie sind einfach prima.“

Ines nickte und lächelte noch immer. Sie sagte auf spanisch:

„Ich bin Ines Maura. Seid ihr Deutsche? Alemán?“

„Ja“, fiel Pedro gleich ein, „sie sind Deutsche. Sie wohnen auf der Calla Mételo, neben Roman und Alcina. Das ist das Haus des Geologischen Instituts. Ihr Vater ist Höhlenforscher. Er erforscht die neue Höhle am Bergkloster.“

„Oh, interessante!“ rief Ines, und ihre Freude und ihr Wohlgefallen äußerten sich in einem fröhlichen Wortschwall, den Michael und Angelika nicht verstanden.

„Na, ich glaube, unsympathisch sind wir ihr nicht“, meinte Michael erleichtert, „es ist schon ein Kreuz, daß man nichts verstehen kann und daß einen die anderen nicht verstehen. Ein Lichtblick, daß wir wenigstens Manuel haben...“

„Und Margot“, fiel Angelika ein.

„Ach, hör doch mit Margot auf. Da ist mir die Ines zehnmal lieber. Du, das ist bestimmt ein feiner Kerl. Wie alt mag sie sein? Ich werde sie mal fragen. Moment“, er blätterte in seinem Wörterbuch, während ihm Ines mit einem kleinen spitzbübischen Lächeln zusah, „Doce, trece?“

Ines lachte hell auf.

„Doce“, sagte sie.

„Aha, sie ist zwölf. Na fein, ich muß sagen, wir haben unsere Freunde alle im passenden Alter gefunden...“

„Du weißt ja noch gar nicht, ob sie mit uns Freund sein will“, erwiderte Angelika, „mir gefällt sie allerdings gut. Sie ist ein hübsches Mädchen. Aber ich finde, sie sieht nicht wie eine Spanierin aus. Sie hat dunkelblaue Augen, die habe ich hier bei den Einheimischen noch nicht gesehen. Die haben doch alle schwarze Augen. Braune Haut hat sie ja, aber das besagt nichts, die haben wir von der Sonnenhitze alle.“ über Ines' Gesicht zog es wie ein Schatten, aber dann lächelte sie wieder. Sie streifte sich die weiße Kappe vom Kopf. Halbblanges, dunkelblondes Haar, von einem blauen Band zusammengehalten, fiel auf ihre Schultern. Angelika sah es mit Verwunderung. Ines merkte es wohl, aber sie wandte sich an Pedro und sagte:

„Komm mit zur Küche. Señora Mafalda wartet auf die Fische.“

Sie stieg mit Pedro die Treppe weiter hinauf, und Angelika und Michael folgten ihnen.

„Ich würde mich freuen, wenn wir uns mit ihr anfreunden könnten“, sagte Angelika wieder, „sie ist sehr nett. Ich möchte sie gern als Freundin haben. Glaubst du, daß sie uns auch mag, Micha?“

„O ich denke schon. Mir ist sie jedenfalls sympathischer als deine hochnäsige Margot.“

Sie betraten die große Steinterrasse, die eine wunderschöne Säulenbalustrade umschloß. Von hier aus schweifte ihr Blick weit über das Meer. Ines zeigte auf die blaugrünen Wellen, dann hinüber zur Felsspitze, auf der sich der Leuchtturm emporreckte, und zur anderen Seite, wo man einen Teil Cala Pinos zwischen grünen Pinien und grauem Fels liegen sah.

„Ist das alles nicht herrlich? Oh, ich liebe es so sehr“, sagte sie auf spanisch mit leuchtenden Augen, „ich würde sehr unglücklich sein, wenn ich das Meer nicht mehr sehen sollte. Ich sehe, daß ihr hier auf Mallorca auch glücklich seid. Ich habe euch gleich gern gemocht, als ich euch sah. Ja, ich möchte, daß wir gute Freunde werden. Sehr gute, denn ich kenne hier keine deutschen Kinder, obwohl so viele Touristen hier sind.“ Sie zeigte auf sich. „Amigo“, sagte sie dann einfach.

Angelika reichte ihr erfreut die Hand, wies auf sich und Michael und sagte ebenfalls: „Amigos.“

So war ihre Freundschaft geschlossen, die noch eine große Überraschung bringen sollte.

In der modernen, geräumigen Küche nahm die Haushälterin Mafalda Pedros Fischkorb in Empfang. Sie prüfte die Fische und den kräftigen Krebs und war zufrieden. Als sie aber Angelika und Michael sah, zog sie erschrocken und mißbilligend die Brauen zusammen und sah fragend auf Ines. Das Mädchen erwiderte den Blick etwas trotzig und sagte kurz:

„Das sind meine neuen Freunde Angelika und Michael.“

„Sie sind Deutsche?“ Señora Mafalda fragte es ängstlich.

„Ja, sie sind Deutsche. Ich freue mich, ich mag gern deutsche Kinder.“

Señora Mafalda war mittleren Alters, etwas rundlich und behäbig, aber im allgemeinen freundlich und ungemein tüchtig im Haushalt. Sie liebte Ines herzlich und ersetzte ihr die früh verstorbene Mutter. Immer kam das Mädchen mit all seinen kleinen Sorgen zu ihr, wenn der Vater sich bei seinen Arbeiten im Atelier nicht stören lassen wollte. Das Kind war folgsam gewesen und hatte sich nie der Bitte des Vaters widersetzt, keinen Umgang mit Deutschen zu suchen. Und nun brachte Ines auf einmal zwei deutsche Kinder ins Haus. Warum hatte sie das getan?

Michael und Angelika sahen sich an.

„Du, ich glaube, die Köchin mag uns nicht. Merkwürdig, sie kennt uns doch gar nicht. Was haben wir denn an uns, daß wir ihr so mißfallen?“

„Ich weiß es auch nicht“, erwiderte Angelika ungeniert, denn es konnte sie ja keiner verstehen, „dabei sieht sie eigentlich gemütlich aus. Eine richtige nette Spanierin. Schade, sicher wird sie Ines den Umgang mit uns verbieten.“

„Dazu hat sie kein Recht. Ines hat ja noch Eltern, die das zu

entscheiden haben. Die Hauptsache ist ja schließlich, ob uns Ines mag.“

Ines hatte sich ihnen zugewandt, als sie sprachen, und ein kleines Lächeln ging über ihr Gesicht. Sie nickte Michael und Angelika zu und sagte zu Señora Mafalda:

„Jetzt gehe ich zu meinem Vater und stelle ihm meine neuen Freunde vor.“

Señora Mafalda schlug erschrocken die Hände über dem Kopf zusammen, aber Ines war nicht umzustimmen, sie nahm Angelikas Hand und zog sie aus der Küche. Pedro blieb bei der Köchin zurück.

„Warum mag Señor Maura die Deutschen nicht?“ fragte der Junge, als sie allein waren.

„Ich weiß es nicht“, murmelte Señora Mafalda, aber sie wußte es wohl.

In dem großen lichterhellen Atelier, dessen Fenster auf die Terrasse hinausgingen, saß Antonio Maura vor seiner Staffelei. Er war so versunken in seine Arbeit, daß er die Kinder nicht eintreten hörte. Erst als Ines vor ihm stand, sah er auf und lächelte herzlich. Er liebte sein hübsches, kluges Mädchen innig. Ines war das einzige, was ihm aus einer dunklen Vergangenheit geblieben war. Er war ihr Vater und Kamerad, Lehrer, Freund und Spielgefährte. Jeden Wunsch erfüllte er ihr gern, nur den einen nicht.

„Papa, das sind Michael und Angelika“, sagte das Mädchen mit mutigem und festem Blick, „ich habe mit ihnen Freundschaft geschlossen. Sie werden dir bestimmt auch gefallen. Sie sind die Kinder des deutschen Professors, der die Bergkloster-Höhlen erforscht.“

Antonio Maura wandte sich hastig den jungen Gästen zu. In seinem Blick stand der gleiche Schrecken, den Michael und Angelika in den schwarzen Augen der Köchin Mafalda gesehen hatten. Der Mann war bestürzt und fühlte sich überrumpelt.

„Papa, was hast du nur?“ fragte Ines traurig, „Michael und Angelika sind so nett. Warum darf ich keine Freundschaft mit deutschen Kindern schließen? Du mußt doch einen Grund haben.“

„Ich kann es dir nicht sagen“, wehrte der Vater ab, „vielleicht später einmal. Warum hast du sie hierhergebracht?“

„Pedro hat sie mitgebracht, als er die Fische bei Señora Mafalda ablieferte. Ich mag sie gern. Bitte, Papa, erlaub' mir, daß ich mit ihnen spiele.“

Michael und Angelika hatten von der Unterhaltung nichts

verstanden. Sie blickten beklommen auf den Mann, der vor ihnen saß. Er war groß, hatte dunkles Haar und dunkle Augen, aber es waren nicht das Haar und die Augen, wie sie die Spanier haben. Auch sein Gesicht war nicht das Gesicht eines Südländers. Es war das Gesicht eines Mittel- oder Nordeuropäers. Die Kinder spürten die Abwehr, die ihnen Ines' Vater entgegenbrachte. Sie dachten an das Erschrecken der spanischen Köchin, als Ines sie vorstellte, und fühlten, daß hinter all dem ein Geheimnis liegen mußte.

Michael nahm sich vor, das herauszubekommen und den beiden Menschen zu helfen. Er wußte, daß ihn der Mann und Ines nicht verstanden, und trotzdem sagte er freundlich und wohlherzogen:

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn wir Ihnen ungelegen kommen. Wir wollten Sie nicht in Ihrer Arbeit stören. Wir haben Ines gerade kennengelernt, und sie gefällt uns so gut, daß wir sie um ihre Freundschaft bitten. Wir sind seit einem Monat hier auf Mallorca. Unser Vater erforscht die Bergkloster-Höhlen. Voraussichtlich bleiben wir noch einige Monate. Wir haben schon viele spanische Freunde gefunden. Manuel Roca kann ganz gut deutsch, die anderen aber verstehen uns nicht. Trotzdem mögen wir sie gern. Angelika hat ein deutsches Mädchen kennengelernt. Es ist die Tochter vom Besitzer des ‚Solimar‘ - Hotels. Aber sie ist eine blöde Gans...“

„Michael!“ fiel Angelika erschrocken ein und sah auf Ines und ihren Vater.

„Ach, sie verstehen uns ja nicht“, sagte der Bruder verzweifelt, „es ist zum Heulen. Es hat doch keinen Sinn, daß ich hier einen Vortrag halte. Der Mann mag uns einfach nicht, dabei ist er so sympathisch. Es müßte schön sein, wenn er sich mit uns und unseren Eltern anfreunden könnte. Jedenfalls muß ich ihm noch sagen, daß wir uns freuen, Ines kennengelernt zu haben, denn mit Margot Gettorf ist ja nichts los. Sie...“

Er brach ab und zuckte resigniert die Schultern, über das Gesicht Antonio Mauras ging ein belustigtes Lächeln, und in seinen ernsten Augen stieg ein seltsames Leuchten auf. Ines lachte hell auf. Michael war verdutzt über die Wirkung seiner Worte.

Hatten ihn die beiden etwa gar verstanden? Du lieber Himmel, das wäre eine schöne Geschichte! Was hatte er denn nur alles gesagt? Ines schlang die Arme um den Hals des Vaters und bat:

„Bitte, Papa, laß mir diese Freunde. Du hast gehört, was sie gesagt haben. Sie mögen dich gern und mich auch. Ich habe doch nur

spanische Freunde.“

Sie sagte es auf spanisch. Michael und Angelika verstanden nichts davon. Der Vater schmunzelte noch ein wenig, als er sagte:

„Gut, Kind, aber gib dich ihnen nicht zu erkennen. Sage ihnen nicht, daß wir sie verstehen. Ich kann dir dafür noch keine Erklärung geben. Du mußt mir vertrauen. Die beiden Kinder gefallen mir, aber trotzdem wollen wir vorsichtig sein. Versprich mir das.“



„Danke, Papa. Sie dürfen also kommen, wenn sie wollen? Wir dürfen zusammen spielen und schwimmen? Vielleicht darf ich auch einmal ihre Eltern besuchen?“

„Nein, das noch nicht, Ines. Vielleicht später.“

Ines gab sich zufrieden. Warum war Papa nur so seltsam? Ach, wenn sie ihm doch helfen könnte. Irgend etwas schien ihn zu bedrücken, so lange sie zurückdenken konnte. Aber nie sprach er darüber. Ob Señora Mafalda etwas wußte?

Zum erstenmal machte sich Ines ernste Gedanken über das seltsame Verhalten ihres geliebten Vaters. Immer hatte sie seiner Bitte, nur mit spanischen Kindern zu spielen, nachgegeben. Nun aber, da sie Michael und Angelika kennengelernt hatte und die kaum begonnene Freundschaft nicht schon wieder beenden wollte, mußte sie Klarheit haben. Señora Mafalda mußte etwas wissen.

Michael blätterte im Wörterbuch.

„Después de tarde natación?“ radebrecte er, „wollen wir

nachmittags schwimmen?“

„Oh, sí, sí!“ rief Ines mit einem bittenden Blick auf den Vater.

Er nickte und sagte: „Ja, schwimmt zusammen unten in der Bucht. Viel Spaß miteinander.“

Ines fiel ihrem Vater um den Hals. „Danke, Papa, danke. Das ist lieb von dir.“

Michael sagte auf dem Heimweg zu Angelika: „Dieser Antonio Maura ist ein Künstler. Er ist ein großartiger Maler. Hast du die Bilder gesehen, die im Atelier standen? Künstlern sieht man einiges nach. Glaubst du, daß er Künstlerlaunen hat, weil er auf unseren Anblick so merkwürdig reagierte?“

„Das glaube ich nicht“, erwiderte Angelika nachdenklich, „denn die Köchin benahm sich genauso seltsam. Und die ist bestimmt keine Künstlerin. Irgend etwas scheint da nicht zu stimmen.“

„Das denke ich auch. Aber das kriegen wir raus. Verlaß dich darauf.“

Sie gingen mit Pedro den steinigen, staubigen Weg am Meer entlang, Cala Pino entgegen. Im Hafen war es wieder still geworden, nur die Touristen bummelten zwischen den Fischhallen und auf der Kaimauer entlang.

Ein Ausflugsdampfer legte an. Manuel Roca, in kurzen Hosen und barfüßig, stand zwischen den Fahrgästen und kassierte das Geld. Als er die Freunde sah, winkte er ihnen zu. Dann tuckerte das Boot zum Hafen hinaus. Pedro verabschiedete sich und lief in das Hafengäßchen hinein, seinem Hause zu. Die Sonne brannte vom Himmel und lag heiß und grell auf den weißen Häusern.

Am Nachmittag gingen Michael und Angelika allein den Weg zu Antonio Mauras Haus. Sie hatten das Schlauchboot mit, das sie aufblasen wollten, wenn sie des Schwimmens müde geworden waren. Ines erwartete sie schon. Sie sprangen die in den Fels gehauenen Stufen zum Meer hinab, kletterten die rote Leiter hinunter und ließen sich ins Wasser gleiten. Angelika jubelte voll Seligkeit. Es war alles so herrlich, so phantastisch! Sie hätte sich eine Ewigkeit lang auf den leichten Wogen treiben lassen mögen. Sie sagte es Michael, der faul auf dem Rücken lag und in die unendliche Bläue des Himmels starrte. Ines lächelte. Meist war der Vater ihr einziger Schwimmgefährte gewesen. Nun aber hatte sie gleichaltrige Freunde, und das machte sie glücklich.

Señora Mafalda rief von der Terrasse aus und winkte. Die Kinder kletterten aus dem Wasser und stiegen die Treppe hinauf. Unter den

schattigen Pinien hatte die Haushälterin den Tisch gedeckt. Da Señor Maura die deutschen Kinder in seinem Haus duldeten, machte auch sie ein freundliches Gesicht, aber ein kleiner sorgenvoller und bedenklicher Blick lag noch immer in ihren Augen, wenn sie Michael und Angelika ansah.

Nach dem Kaffeetrinken blies Michael mit dem Blasebalg das Schlauchboot auf. Die drei Kinder brachten es zu Wasser, kletterten hinein und ließen sich aus der Bucht ins offene Meer treiben.

Als sie am Abend heimwärts gingen, waren sich Michael und Angelika einig, daß sie einen schönen Tag verbracht hatten.

Michael meinte: „Entweder ist Ines arg klug oder sie versteht uns ein bißchen. Warum aber gibt sie das nicht zu? Auf alles, was ich sagte, ging sie schnell ein, und wenn sie auch spanisch antwortete, so hatte ich doch das Gefühl, daß sie uns gut verstand. Was meinst du?“

„Ja, den Eindruck hatte ich auch. Sie kann sicher etwas Deutsch. Warum macht sie ein Geheimnis daraus?“

„Wie dem auch sei“, erklärte Michael, „mir gefällt sie. Von mir aus kannst du deine eingebildete Margot abbestellen.“

„Nein, das tue ich nicht. Die ändert sich auch noch. Wer weiß, was für einen Kummer sie hat.“

„Die hat keinen, das sag ich dir. Jedenfalls gehen wir morgen wieder zu Ines. Vielleicht komme ich bald hinter das Geheimnis. Sie und ihr Vater haben eins, das ist sicher.“

\*

Ines saß an diesem Abend mit ihrem Vater auf der Terrasse. Sie saßen oft dort, wenn die Nacht über das Meer sank. Ein leichter, lauer Wind wehte dann vom Wasser herüber, und in den breiten Kronen der Pinien raschelte es leise.

Antonio Maura und Ines hatten sich in Liegestühlen nebeneinander ausgestreckt. Sie sahen zum Himmel hinauf, an dem die Sterne flimmerten. Die Wellen rauschten unterhalb des Felsens in der Bucht. Es war ein gleichförmiges, einschläferndes Lied.

Ines dachte an Señora Mafalda, die ihrer Frage ausgewichen war. Nun sollte der Vater ihr antworten.

„Papa, bitte sage mir, warum du nicht magst, daß ich Bekanntschaft mit Deutschen schließe. Du hast mir das immer verboten. Jetzt aber siehst du doch selbst, wie nett Michael und Angelika sind. Du kannst doch wirklich nichts gegen sie haben, denn

du sprichst auch deutsch und hast mich diese Sprache von kleinauf gelehrt. Warum liebst du die deutsche Sprache, wenn du die Deutschen nicht magst?“

Der Vater hob erschrocken den Kopf.

„Nein, nein, ich habe nichts gegen sie“, wehrte er ab, „du bist noch zu jung, ich kann dir das nicht erklären. Ich sage es dir eines Tages, wenn du älter bist.“

„Wann, Papa? Jetzt bin ich bald dreizehn. Immer sagst du, ich sei dein bester Kamerad und Freund, seit Mutti tot ist. Einem Kameraden und Freund vertraut man. Aber du hast kein richtiges Vertrauen zu mir.“

„Doch, das habe ich, Ines. Vielleicht ist es auch besser, du weißt alles, um mich verstehen zu können. Zunächst aber möchte ich dich fragen, ob du von hier weg möchtest, weg von der Villa Vallori, weg vom Meer, weg von Cala Pino, fort von Mallorca?“

Ines richtete sich entsetzt auf.

„Nein, Papa, niemals! Wie kannst du so etwas denken? Hier sind wir doch zu Hause. Will uns denn Señor Vallori wegschicken?“

Der Vater lächelte. „Nein, Ines, der bestimmt nicht. Er hat uns in sein Haus aufgenommen und hat uns das Gefühl gegeben, hier daheim zu sein. Nein, es ist anders, es ist viel schrecklicher.“

Er ließ sich wieder in seinen Liegestuhl zurücksinken, während Ines sich auf den Arm stützte und ihn ansah. Sein Gesicht erschien ihr so blaß, daß sie erschrak. Sollte sie nicht lieber auf das verzichten, was er ihr sagen wollte? Nein, nun war es einmal begonnen, jetzt wollte sie die ganze Wahrheit wissen.

Vater und Tochter hatten ihre Unterhaltung wie meist, wenn sie allein waren, in deutscher Sprache geführt, und so sprach auch jetzt der Vater in seiner Muttersprache von dem, was ihn die ganzen Jahre über bedrückte hatte.

„Ich habe dir immer gesagt, daß deine Mutter eine Deutsche war, Ines. Sie war es aber nicht allein. Auch ich bin Deutscher, in Frankfurt geboren. Frankfurt ist auch dein Geburtsort. Wir waren sehr glücklich alle drei, deine Mutter, du und ich. Bis zu dem Tage, als das Schreckliche geschah. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie alles kam, aber ich habe es nie ganz begriffen. Es war eine unglückliche Verkettung der Geschehnisse. Ich arbeitete in einer großen Firma als Graphiker. Man war zufrieden mit mir und schenkte mir Vertrauen. Eines Tages vertraute mir der Chef eine größere Summe an, die ich für ihn, da ich an der Bank vorbeiging,

einzahlen sollte. Ich hatte das Geld in der Gegenwart des Chefs entgegengenommen und nachgezählt. Als ich auf der Bank ankam, hatte ich einen Packen Zeitungspapier statt des Geldes in der Mappe. Ich war verzweifelt. Wie konnte das geschehen sein? Wo war das Geld geblieben? Wo, um Gottes willen, hatte ich die Tasche einmal abgesetzt und ein anderer das Geld gegen das Papier ausgetauscht?

Ich konnte mich an nichts mehr erinnern. Der Chef sah mich mit merkwürdigen Blicken an, als ich zurückkam – und so sahen mich auch die andern an. Ich konnte nichts mehr begreifen. Ich hob meine gesamten Ersparnisse ab und gab sie dem Chef, aber sie reichten nicht aus, um die fehlende Summe zu decken. Ich wollte sie abarbeiten, ich wollte gutmachen, was mir ein anderer angetan hatte. Niemand glaubte an meine Unschuld, man begegnete mir deutlich mit Mißtrauen. Auch deine Mutter ließ man dieses Mißtrauen merken. Sie grämte sich so darüber, daß sie bald darauf starb.

Da verlor ich die Nerven. Ich nahm mein letztes Gehalt, buchte einen Flug nach Mallorca und flog mit dir hierher. Mein lieber alter Freund Vallori nahm uns in sein Haus auf. Er gab mich als Antonio Maura aus Madrid aus. Seit dieser Zeit leben wir hier bei ihm und gelten als Spanier. Du warst damals fünf Jahre alt und wirst dich sicher an nichts mehr erinnern können.“

„Oh, Papa!“ Ines warf sich erschüttert in seine Arme. „Niemals hast du etwas Böses getan, niemals! Wie konnten die Menschen nur so etwas glauben! Magst du deswegen die Deutschen nicht?“

„Nein, nicht deswegen. Ich fürchte, daß man mich von hier wegholt und daheim in Deutschland eines Verbrechens anklagt, das ich nie begangen habe. In den Augen meines Chefs und meiner Kollegen bin ich ein Dieb, und ich weiß heute noch nicht, wie ich ihnen meine Unschuld beweisen könnte. Immer denke ich, jeder deutsche Tourist müßte mich erkennen und meine Überführung nach Deutschland veranlassen. Deswegen verlasse ich das Haus kaum, deswegen wollte ich nicht, daß du deutsche Kinder kennlernst, deren Eltern meinen Fall vielleicht kennen. Ich möchte hierbleiben, Ines, denn ich habe hier eine Heimat gefunden.“

„Ich auch, Vati. Jetzt weiß ich alles, und ich danke dir, daß du es mir gesagt hast. Wie lieb war es von Señor Vallori, daß er uns aufgenommen hat, daß er nicht an dir gezweifelt hat...“

„Nein, das hat er nie. Siehst du, er läßt uns ganz allein in seinem Hause, wenn er verreist ist, und er ist oft unterwegs. Seine Schwester Mafalda kennt meine Geschichte. Auch sie ist von meiner Unschuld

überzeugt. Darum ist sie auch so gut zu uns. Dich hat sie besonders ins Herz geschlossen, Ines.“

Das Mädchen sagte nachdenklich: „Papa, ich war noch ganz klein, als du mit mir von Deutschland weggingst. Ich kann mich nicht mehr an viel erinnern, aber eines sehe ich immer wieder vor mir, wenn ich abends einschlafe. Das ist ein kleines Zimmer mit bunten Bildern. Eine Frau tritt durch die Tür. Sie ist noch jung und sehr lieb. Sie tritt an mein Bett und streicht über mein Haar. Sie hat die gleichen Augen wie ich und auch die gleiche Haarfarbe. Dann geht sie still hinaus. An der Tür aber wendet sie sich noch einmal um und sieht mich mit einem Blick an, an den ich immer denken muß. Das war meine Mutter, nicht wahr, Papa?“

„Ja, das war sie!“ Er nickte mit traurigen Augen. „Wir hatten sie beide sehr lieb. Es ist schön, daß du dich an sie erinnern kannst. Vergiß die Erinnerung nie, Ines.“

Das Mädchen fragte nach einer Weile: „Du sagtest, Vati, daß du jetzt spanischer Bürger bist und Antonio Maura heißt. Auch ich heiße Maura. Hatten wir früher einen deutschen Namen?“

Er antwortete lange nicht. Dann sagte er: „Ich hieß einmal Anton Mauden, aber das habe ich fast vergessen. Dich hatten wir Ines getauft wie Mutter, als hätten wir geahnt, daß du den spanischen Mädchennamen einmal brauchen würdest.“

„Ines Mauden“, wiederholte das Mädchen leise, „ich werde es nicht vergessen, denn so hieß ja auch meine Mutter.“

## *ALLERLEI NEUIGKEITEN*

Sie gingen durch den Pinienwald zum Playa soleado. Trotz der frühen Morgenstunde waren sie leicht gekleidet, denn mit dem neuen Tag war auch die Wärme wiedergekommen, die seit Wochen Angelikas und Michaels Dasein auf Mallorca verschönte. Ein kleines Bündel mit Badezeug hatten die Mädchen unter den Arm geklemmt. Die Jungen hatten nur ihre Shorts über der Badehose. Die Sonne würde sie trocknen. Wozu brauchte man ein Handtuch?

„Es ist wie bei uns in der Heide“, lachte Angelika und schüttelte den Sand aus den Schuhen. „Aber hier ist der Sand weißer und feiner. Bei uns stehen Kiefern, hier stehen breitkronige Pinien. Unsere Heidelandschaft ist herb und nordisch, hier ist es warm, freundlich und so echt südländisch. Ich könnte nicht sagen, welche Landschaft mir besser gefällt. Ach, es ist einfach herrlich!“

Manuel lachte und übersetzte Angelikas Worte Pedro, Ramon und den Mädchen.

Versandete Wege verzweigten sich überall. Die Fußstapfen der Kinder hinterließen tiefe Eindrücke, die hinter ihnen langsam zurieselten.

Manuel sagte: „In einer Woche beginnt unsere Schulzeit wieder. Ich brauche nicht mehr zur Schule zu gehen. Ich bin ja fünfzehn, aber Ramon, Alcina, Teresa und Emilia haben dann vormittags keine freie Zeit mehr...“

„Und Pedro?“

„Der muß auch zur Schule. Sein Vater nimmt ihn dann nur noch manchmal mit zum Fischfang. Pedro meint, er brauche die Schule nicht, denn er würde ja doch einmal Fischer werden wie sein Vater.“

„Das ist Unsinn“, meinte Angelika sofort, „man kann nie genug lernen. Wir brauchen zwar nicht zur Schule zu gehen, aber jetzt müssen wir auch Schularbeiten machen, damit wir nicht den Anschluß verloren haben, wenn wir im Herbst wieder daheim sind. Zum Spielen bleibt aber immer genug Zeit!“

Michael nickte: „Das richten wir uns schon so ein, daß wir nicht zu kurz kommen. Das ganze Leben hier ist ja für uns wie eine Art Schule. Was haben wir schon gelernt! Unser Spanisch wird immer besser, wenn es auch noch recht schwach ist. Es ist schade, daß wir nach Schulbeginn nicht mehr so oft mit euch Zusammensein können, aber heute sind wir ja noch alle beisammen zu Angelikas Geburtstag. Es ist gut, daß ihr heute noch nicht schon wieder Schule habt!“

„Ja, heute bin ich dreizehn Jahre alt geworden!“ Angelika sagte es froh und mit leuchtenden Augen, „wir wollen alle zusammen meinen Geburtstag feiern!“ Ein kleiner Schatten huschte über ihr Gesicht. „Es ist schade, daß Margot sich ausschließen will. Einen Grund dafür hat sie mir nicht gesagt...“

„Laß sie doch endlich!“ Michael stieß ärgerlich mit dem Fuß durch den Sand, der unter seinen Füßen aufwirbelte. „Sie will nun mal nichts mit uns zu tun haben. Freue dich, daß Ines zu uns kommt. Sie ist uns allen tausendmal lieber als Margot.“

Angelika seufzte tief auf, aber sie sagte nichts mehr.

Sie traten aus dem Wald heraus. Das sandige Gelände, von Steinen und niederem Nadelholzgestrüpp durchsetzt, zog sich hügelig bis zum Strand hinunter. Unter tiefblauem Himmel lag das Meer in einem dunklen Grün, das sich zum Strand hin aufhellte. Breite Wellen rollten mit weißen Schaumkämmen gegen den Strand, zogen sich zurück und prallten mit der nächsten anrollenden Welle zusammen. Das Wasser bäumte sich donnernd auf.

„Nanu?“ Angelika blieb verdutzt stehen. „Was ist denn das? So haben wir ja das Meer noch gar nicht gesehen? Ich habe geglaubt, das Mittelmeer sei immer friedlich. Das sieht ja aus, als wären wir am Ozean.“

„Am Ozean ist es noch toller“, meinte Michael, „aber du hast recht. Heute zeigt sich das Meer mal von einer anderen Seite. Dabei ist der Himmel blau und wolkenlos wie immer. Ob sich das Wetter ändert? Kriegen wir Sturm?“

Manuel lachte: „Nein, keinen Sturm. Das Wetter bleibt schön. Morgen hat sich das Meer wieder beruhigt. Das ist manchmal so, daß die Wellen plötzlich höher gehen als sonst!“

Sie liefen zwischen Steinen und Gestrüpp nach unten. Angelika zeigte nach rechts zum Weg hinüber. Er führte bis zum Strand. Dort standen mehrere Autos.

„Siehst du das schwarze Auto, Micha? Kannst du lesen, was daran steht?“

„Ja, Hotel ‚Solimar‘. Sie fahren die Gäste zum Playa soleado. Das nenne ich Kundendienst. Paß auf, da ist Margot auch hier.“

„Das dachte ich eben. Ich werde sie nochmals bitten, zu meinem Geburtstagsfest zu kommen.“

Michael sagte darauf nichts.

Emilia hatte schon ein hübsches Plätzchen zwischen den Hügelchen gefunden und winkte den Mädchen zu.

„Hier können wir uns umziehen“, sagte sie mit der entsprechenden Handbewegung.

Angelika verstand. Hinter den mannshohen Pinien waren sie vor jeder Sicht geschützt. Die Jungen hatten einen anderen Platz gefunden und waren verschwunden.

„Hali hala!“ rief Michael nach einer Weile, „wir sind fertig! Ihr auch?“

Angelika zog noch im Laufen die Badekappe über. Der lichtblaue Badeanzug paßte gut zu ihrer langbeinigen, schlanken, braungebrannten Gestalt. Lachend liefen die Kinder zum Wasser hinunter.

Die Wellen stürzten rauschend und donnernd dem Strand entgegen. Von hier aus sah man erst richtig, daß das Meer von einer ungewöhnlichen Lebendigkeit war. Es waren nicht viele Menschen im Wasser. Sie tummelten sich meist in der Nähe des Strandes und sprangen wie Puppen in den anrollenden Wellen auf und ab. Die meisten lagen in der Sonne und ließen sich braun brennen. Einige hatten sich in den Schatten zurückgezogen, den das Dach der kleinen Strandkabine warf. Vor ihr flatterte an einem langen Stab eine rote Fahne.

Michael blieb stehen und las das Schild darunter.

„Warnung! Heute ist das Baden an diesem Strand gefährlich. Er wird gebeten, in Strandnähe zu bleiben!“

„Toll!“ meinte Angelika. „Das ist das erstmal, daß wir hier so etwas lesen. Gehen wir ins Wasser?“

„Aber ja! Wir bleiben eben in Strandnähe. Dann kann nichts passieren.“

Dieser Ansicht waren Manuel und die anderen auch. Angelika packte Michael am Arm.

„Du, dort ist Margot. Da, am Wasser. Nein, die im roten Badeanzug und mit der roten Kappe. Es sind noch Kinder aus dem ‚Solimar‘ dabei. Ich werde schnell mal zu ihr gehen.“

„Ich habe kein Verlangen. Komm, Manuel, wir stürzen uns in die Fluten!“

Langsam gingen sie den anrollenden Wellen entgegen. Hatten sie eben gerade noch in knöcheltiefem Wasser gestanden, so reichten ihnen im nächsten Augenblick die Wellen plötzlich bis an die Brust. Dabei waren sie noch keine zehn Meter vom Lande entfernt. Bei ruhigem Meer konnten sie hundert Meter weit hinausgehen, ehe ihnen das Wasser bis zur Brust reichte. Schaum spritzte ihnen ins

Gesicht, und ihr Lachen und Kreischen vermischte sich mit dem Rauschen der Wellen.

Angelika war zu Margot gelaufen. Ihre Freude war echt und herzlich.

„Margot, wie schön, daß du auch hier bist! Kommt doch alle zusammen zu uns. Das gibt einen Heidenspaß.“

Die Kinder aus dem ‚Solimar‘ waren gleich dabei. Margot zögerte noch, dann aber schloß sie sich ihnen an. Michaels Freude war nicht so herzlich, als er Margot sah, aber er nahm es hin, Angelika zuliebe.

Sie vergnügten sich ein Weilchen in den schaumigen Wellen, dann sagte Margot:

„Das ist langweilig. Habt ihr gesehen, daß das Wasser da draußen viel ruhiger ist als hier am Strand? Hier brechen sich die Wellen, da sie nicht auslaufen können. Draußen aber ist das Meer ruhig wie immer. Kommt ihr mit?“

„Nein“, sagte Manuel entschieden, „das trägt. Draußen ist das Meer ebenso wild wie hier. Wir kommen nicht mit.“

„Du bist nicht gescheit, Margot!“ Angelika faßte die Freundin am Arm. „Es ist doch nicht dein Ernst, dich da hinauszuwagen? Hast du die Warntafel nicht gelesen?“

„Natürlich habe ich sie gelesen. Aber das gilt doch nur für unbegabte Schwimmer. Ich bin eine gute Schwimmerin. Ich habe schon mehrere Preise bekommen. Ihr könnt doch auch gut schwimmen. Warum kommt ihr nicht mit? Habt ihr Angst?“

„Das hat mit Angst nichts zu tun“, antwortete Manuel ernst, „man kommt einfach nicht gegen den Wellengang an.“

Margot lächelte geringschätzig.

„Ihr seid ganz einfach feige. Kommst du mit, Michael?“

„Ich bin doch nicht lebensmüde“, lachte Michael, „du weißt ganz gut, daß sich in dem Wellengang heute kein Schwimmer halten kann. Du willst uns nur aufhetzen, um Unfrieden zwischen uns zu stiften. Dir gefällt es wohl nicht, wenn die Menschen sich vertragen, wie?“

Margots verächtliches Lächeln vertiefte sich.

„Du bist, wie immer, unausstehlich. Was könnte man auch von dir erwarten? Ich gehe allein. Ich brauche euch nicht.“

Sie warf sich gegen die Wellen, die sie nach oben trugen und wieder in ein Wellental fallen ließen. Eine zurückflutende Welle riß sie nach draußen. Ihre rote Kappe tauchte auf und nieder, aber die Schwimmerin hielt sich.

„Sie ist verrückt“, keuchte Manuel atemlos, „sie kann sich auf keinen Fall halten. Das Meer ist zu wild.“

„Sie ist immer verrückt“, meinte Michael trocken, „sie denkt, sie sei etwas Besonderes und könnte sich alles erlauben, und immer müßte alles gut ausgehen. Dabei habe ich sie schon einmal aus dem Wasser gezogen. Aber das will sie nicht wahrhaben. Sie ist ein dickköpfiges Biest.“

Sie starrten auf das rote Pünktchen im Meer.

Manuel sagte nach einer Weile: „Sie hält sich. Vielleicht ist das Meer draußen doch ruhiger als hier. Trotzdem... ich schwimme nicht hinaus. Ich finde es hier am Strand schöner.“

Die anderen gaben ihm recht. Unterdessen waren noch mehrere Badegäste auf die kühne Schwimmerin aufmerksam geworden. Sie liefen zum Strand und starrten aufs Meer.

Der Kantinenwirt kam gelaufen und schimpfte. Sein Mallorquín überstürzte sich wütend und zornig. Er hatte die Pflicht, die rote Fahne zur Sicherung aller Badegäste aufzustellen, und fühlte sich verantwortlich. Er schrie in das Donnern der Wellen und drohte zu der einsamen Schwimmerin hinaus.

Manuel schrie: „Da, sie kann sich nicht mehr halten! Ich habe es ja geahnt. Sie sinkt wieder. Jetzt hebt sie die Arme.“

Eine riesige Welle rollte vom offenen Meer her. Sie überspülte das rote Pünktchen und drückte es nach unten. Dann rollte sie gegen den Strand, bäumte sich mit weißen Schaumkronen auf und vereinigte sich mit der nachfolgenden Welle zu einer fast gläsernen, tiefgrünen Wasserwand. Sie überspielte beinahe die Badegäste am Strand und rollte rauschend zurück. Das rote Pünktchen war verschwunden.

„Das Boot!“ schrie der Kantinenwirt.

Drei spanische Burschen stürzten zum Rettungsboot, das fest vertäut am Strand lag. Minuten vergingen, bis sie es losgebunden und den Motor angeworfen hatten. Michael hatte nicht lange überlegt. Er warf sich den Wellen entgegen, nutzte geschickt die Rückflut aus und arbeitete mit kräftigen Stößen gegen das Wasser, das ihn an den Strand zurückreißen wollte.

Angelika schrie:

„Nein, Micha, das schaffst du nicht! Das Boot wird sie holen! Komm zurück!“

„Dann ist es zu spät!“ schrie er, aber sie verstanden seine Worte kaum. Seine Lungen keuchten. Vor ihm lag die grüne Wasserwüste

und über ihm der blaue Himmel. Wellen hoben ihn hoch und ließen ihn wieder in ein Wassertal fallen. Das Salzwasser brannte in seinem Gesicht und in seinen Augen, die unablässig suchten. Da sah er das rote Pünktchen wieder auftauchen. Die Schwimmerin machte keine Bewegung mehr. Hastig und nach Atem ringend hielt er auf sie zu. Eine Welle riß ihn hoch und schleuderte ihm das Mädchen entgegen. Er packte sie schnell und hielt ihren Kopf über Wasser.

„Lieber Gott“, dachte er, „wenn das Boot nicht bald kommt, weiß ich nicht, wie wir hier herauskommen sollen. Ich bin bald am Ende meiner Kräfte. Manuel hat recht. Das Wasser ist hier keinesfalls ruhiger. Man kann das vom Strand aus nur nicht sehen.“

Er sah der nächsten Welle entgegen, hielt das Mädchen fest und ließ sich dem Strand entgegenragen. Dann hörte er das Rattern des Bootes. Es tanzte auf den Wellen wie ein Ball. Die Burschen hatten ihn gesehen. Michael hielt ihnen das ohnmächtige Mädchen entgegen, kletterte in das Boot und setzte sich heftig atmend auf den schmalen Sitz.

„Ich möchte dir eine kleben“, sagte Michael mit einem Blick auf Margot voller Wut und Verachtung und atmete tief, „jetzt kann ich das ja sagen, denn die spanischen Jungen verstehen mich nicht. Schade, daß du mich nicht hörst, du eingebildete Gans. Du hast eine gehörige Tracht Prügel verdient, auch wenn du ein Mädchen bist. Man spielt nicht mit seinem Leben und nicht mit dem Leben anderer Menschen.“

Die Burschen hörten ihm zu und grinnten. Etwas Nettos war das sicher nicht, was der deutsche Junge sagte. Sie sahen es an seinem Gesicht, und sie gaben ihm recht. Das Mädchen hatte leichtfertig gehandelt.

Sie wären mit dem Boot wahrscheinlich zu spät gekommen, wenn der Junge sich nicht vorher ins Meer geworfen und sie über Wasser gehalten hätte. Das Boot stieg auf und ab, kam aber wohlbehalten am Strand an.

Sie trugen Margot heraus und legten sie im Sande nieder. Ein Arzt, der als Badegast am Strand in der Sonne gelegen hatte, stand schon bereit. Nach kurzen Wiederbelebungsversuchen schlug Margot die Augen auf.

„Das wäre noch einmal gutgegangen“, sagte der deutsche Arzt ernst, „Mädchen, bei so einem Wellengang schwimmt man nicht hinaus. Laß dir das eine Lehre sein. Du hast nicht nur dein Leben, sondern auch das anderer gefährdet. Bedanke dich bei dem Jungen

und bei den Bootsleuten. Sie haben dir das Leben gerettet.“

Margot murmelte etwas und wurde rot. Sie schämte sich vor den Leuten, die sie neugierig umstanden. So ein Pech, daß sie nicht durchgehalten hatte. Sie hatte sich eingebildet, sie würde als mutige Schwimmerin zum Strand zurückkommen und von allen als Heldin gefeiert werden. Nun lag sie hier, und jeder gaffte sie an.

„Komm, Margot!“ Angelika beugte sich hilfsbereit über sie. „Kannst du wieder aufstehen? Wir gehen zu unserem Lagerplatz. Dort ruhest du dich noch ein bißchen aus.“

Margot ergriff Angelikas Hand und ließ sich hochziehen. Das alles war ihr sehr peinlich, denn einer Margot Gettorf durfte so etwas einfach nicht passieren. Ihr mußte alles gelingen. Matt und taumelig ging sie neben den anderen her, während die Kinder vom ‚Solimar‘ unschlüssig zurückblieben.

„Kommt mit“, sagte Angelika freundlich, „wir haben einen netten Lagerplatz gefunden. Dort können wir Ball spielen oder was wir sonst mögen. Ich glaube, wir alle haben nach der Aufregung eine kleine Ruhepause nötig!“

Die Kinder trotteten durch den dicken, weißen Sand hinter ihnen her.

Michael brummte. Ihm war der Zuwachs nicht recht, auch Emilia, Teresa und Alcina machten ein unmutiges Gesicht. Sie mochten Margot nicht leiden.

Es wollte keine frohe Stimmung aufkommen. Sie lagen im Sand, spielten dann ein bißchen mit dem Ball, legten sich wieder hin, starrten gelangweilt in den blauen Himmel und hörten dem donnernden Rauschen des Meeres zu.

Margot stand nach einer Weile auf.

„Ich möchte heim. Ich bin müde. Laßt euch nicht stören. Ihr seid ja doch froh, wenn ich fort bin.“

„Aber, Margot, wie kannst du so etwas sagen!“ Angelika war gekränkt. „Du sollst dir nicht immer solchen Unsinn einbilden. Ich habe dich schon so oft gebeten, mit uns zusammen zu sein. Ich verstehe aber, wenn du jetzt heim und dich ausruhen willst. Kommst du heute nachmittag zu mir?“

„Ich weiß nicht“, Margot sagte es rasch, aber unentschlossen, „vielleicht. Nein, ich weiß es wirklich nicht. Warte nicht auf mich.“

Angelikas Gesicht zeigte ehrliches Bedauern. „Schade, eigentlich gehörst du doch zu uns. Wir hatten doch Freundschaft geschlossen.“

Margot zögerte einen Augenblick, dann wandte sie sich zum

Gehen.

„Ihr müßt mitkommen“, sagte sie noch zu den Kindern aus dem ‚Solimar‘, „sonst müßt ihr den ganzen langen Weg laufen. Ich glaube nicht, daß der Wagen noch einmal hierherkommt.“

Die Kinder standen auf, verabschiedeten sich freundlich von Angelika und ihren Freunden und liefen Margot nach, die über die sandigen Hügel zum Weg am Strand hinunterging.

Vor dem Mittagessen machten sich auch Angelika, Michael und ihre spanischen Freunde auf den Nachhauseweg. Michael sagte:

„Ich bin tatsächlich froh, wenn wir jetzt daheim sind. Ich muß ehrlich sagen, daß die Sache mit Margot nicht ganz ohne war. Wäre das Boot nicht so schnell gekommen, ich hätte keine Kraft mehr gehabt, sie und mich noch länger über Wasser zu halten. Der Wellengang war zu stark. Es war wirklich gefährlich, sich da hinauszuwagen.“

Angelika sah den Bruder erschrocken und erstaunt an. Sie wunderte sich, daß er, der stets mutig war und nie Angst zeigte, so unumwunden zugab, am Ende seiner Kräfte gewesen zu sein. Sie sah, daß es ihm bitter ernst mit seinen Worten war.

„Es war unverantwortlich“, gab ihm Manuel recht, „sie hätte bestraft werden müssen für ihren Leichtsin.“

„Hoffentlich siehst du nun ein, Angelika, daß mit Margot ganz einfach nichts los ist!“ Der Junge stapfte wütend durch den Sand. „Sie ist nicht zu belehren. Sie legt es geradezu darauf an, uns mit ihrem unkameradschaftlichen Verhalten immer wieder vor den Kopf zu stoßen.“

Angelika lächelte.

„Ich glaube eher, daß dies ihr letzter Streich gewesen ist, Michael. Ich habe sie beobachtet. Sie hat sich schrecklich vor den anderen Leuten geschämt. Anstatt allen zu imponieren, hat sie sich vor allen blamiert. Paß auf, sie wird doch noch ein guter Kamerad!“

„Deinen Optimismus möchte ich haben!“ Michael mußte trotz der ernstesten Situation lachen. „Na, ich lasse mich überraschen. Überraschungen liebt sie ja. Diese war aber ihre bisher übelste.“

Angelika sagte nichts dazu. Sie traten aus dem Pinienwald auf die Straße und gingen durch den Ort der Calle Métozu.

Ramon und die Mädchen verabschiedeten sich, und Angelika und Michael betraten die Villa Laguna.

Die Mutter hatte den Tisch festlich gedeckt. Der Vater, der für diesen Festtag vom Bergkloster gekommen war, begrüßte sein

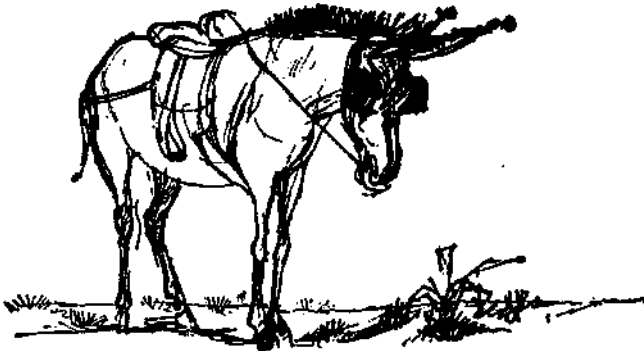
Geburtstagskind herzlich.

\*

Die Glocke an der Haustür schlug an. Angelika sprang aus dem Zimmer und öffnete. Ein alter Spanier grinste über sein faltiges Gesicht, als er das Mädchen sah. Er überschüttete es mit einem hastigen Wortschwall und wies auf die Straße hinaus. Angelika sah ein Eselchen stehen, das melancholisch auf den steinigen Weg starrte, und zuckte, zum Zeichen, daß sie nichts verstand, die Schultern. Wollte er den Esel verkaufen, oder kam er, um Altpapier zu sammeln?

Der Vater war hinter Angelika getreten, hörte sich den Wortschwall an und lachte.

„Angelika, was meinst du, was er sagt? Señor Moll schickt dir und Michael das Eselsgefährte als Leihgabe für die Zeit, die wir noch hier sind. Er hat nicht vergessen, daß du so viel Spaß an einem Eselchen hattest, und er möchte Michael und dir eine Freude damit machen.“



Angelika jubelte auf. Sie rief den Bruder und lief auf die Straße. „Vati, wußte denn Señor Moll, daß ich heute Geburtstag habe?“ „Von uns weiß er es nicht. Ich vermute, es ist ein Zufall, daß er das Eselchen gerade heute schickt. Es ist doch eine nette Überraschung, wie?“

„Es ist einfach herrlich, Vati! Ist das ein liebes Tier!“ Sie umarmte den Hals des Esels und schmiegte ihr Gesicht in sein weiches graues Fell. „Frage bitte den Mann, ob der Esel einen Namen hat.“

Der alte Mann schüttelte den Kopf, als ihn Professor Berkhoff fragte.

„Er sagt, er habe keinen Namen. Man habe einfach gesagt: ‚He Alter!‘, und dann sei er losgetrabt.“

„So kann man das Tier doch nicht rufen!“ entrüstete sich Angelika. „So alt ist er bestimmt noch nicht. Wir müssen ihm einen recht schönen Namen geben.“

Michael freute sich ebenso über die hübsche Überraschung wie Angelika. Er streichelte das Tier, das sich recht verwundert umschaute, denn mit Zärtlichkeiten hatte man es bisher nicht verwöhnt. Man war nicht schlecht zu ihm gewesen, aber es war eben bloß ein Tier. Man glaubte, es brauche kein freundliches Wort und kein Lob, und seien sie noch so verdient. Der Esel war vor einen zweirädrigen Wagen gespannt, der außer den beiden Sitzplätzen auf dem Bock noch vier weitere Sitzplätze hatte. Ramon, Alcina, Emilia und Teresa kamen aus ihren Häusern gelaufen und staunten. Angelika erklärte ihnen, daß dies jetzt ihr Eselchen sei und daß sie immer mitfahren dürften. Professor Berkhoff übersetzte es den Kindern. Die Mädchen klatschten in die Hände und sprangen erfreut umher. Ramon nickte mit strahlenden Augen.

„Oh, amigos“, sagte er, „ihr seid richtige Freunde.“

„Jetzt fahren wir zu Margot und holen sie ab“, schlug Angelika vor.

„Na, das hat mir noch gefehlt“, empörte sich Michael, „sie will doch gar nicht mit uns zusammen sein. Und du fährst noch mit unserm Eselchen hin und holst sie ab. Sie lacht dich ja aus.“

Angelika lächelte nur. Sie konnte und wollte nicht glauben, daß das Erlebnis von heute früh, das mit einer Katastrophe hätte enden können, ohne Eindruck an Margot vorübergegangen sein sollte. Sie würde sich schämen und nun erst recht nicht mehr den Anschluß an die Freunde finden. War es da nicht Angelikas und Michaels Pflicht, sich um Margot zu kümmern?

Angelika erklärte das Michael, und der meinte schließlich: „Also gut, du überredest mich ja immer. Es ist deine Freundin und nicht meine. Wir holen sie ab und bringen sie im Triumph zur Villa Laguna.“

Angelika überhörte den Spott. Sie ließ sich von dem alten Mann zeigen, wie der Wagen gelenkt wurde, dann stieg sie auf den Bock. Die Mädchen setzten sich hinter sie in den Wagen, und die Jungen liefen nebenher. Der Alte ging ein paar Straßen weit mit, bis er sich

überzeugt hatte, daß Angelika das Gefährt geschickt zu lenken verstand, dann blieb er lächelnd zurück und winkte ihnen nach.

Das Eselchen trottete die pinienbestandene Hauptstraße zum Hotel ‚Solimar‘ entlang, und seine Hufe klapperten fröhlich auf dem Pflaster.

Auf dem Tennisplatz des Hotels am Meer spielten einige Kinder Tennis, aber Margot war nicht darunter. Angelika erkundigte sich am Empfang nach ihr. Während der Empfangschef mit der Wohnung des Hotelbesitzers telefonierte, sah sich Angelika um. Das elegant gekleidete Publikum paßte recht gut in den vornehmen Rahmen des Hotels. Ein livrierter Boy stand am Lift, und ein würdevoll dreinblickender Kellner servierte auf silbernem Tablett eisgekühlte Getränke in der Halle.

Michael, der neben Angelika stand, interessierte sich für einen langbeinigen Rassehund, den eine Dame an rotledernem Band hielt.

„Herr und Frau Gettorf erwarten euch oben in der Wohnung“, sagte der Empfangschef und legte den Hörer auf, „im ersten Stock, Zimmer 24.“

Angelika und Michael dankten und stiegen die teppichbelegte Treppe hinauf. Frau Gettorf stand schon an der Tür.

„Du bist Angelika, nicht wahr?“ Sie fragte es freundlich und herzlich, „und das ist dein Bruder Michael? Oh, ich kenne euch schon lange. Kommt doch herein. Ich lasse Margot gleich holen.“

Verwundert traten Michael und Angelika in den mit einfacher Vornehmheit eingerichteten Wohnraum. Frau Gettorf hatte sie erst einmal gesehen, woher wollte sie sie so gut kennen? Sollte gar Margot...?

„Ja, Margot hat uns schon so viel von euch erzählt“, nahm Frau Gettorf wieder das Wort, während der Hotelbesitzer die Kinder ebenfalls freundlich begrüßte, „sie sagte uns, sie sei so froh, euch gefunden zu haben. Margot kann sich schwer anschließen. Es fällt ihr nicht leicht, Freunde zu finden...“

„Weil sie zu eingebildet und hochnäsig ist“, dachte Michael belustigt, „deshalb mag sie keiner leiden. Aber das wird Margot ihren Eltern wahrscheinlich nicht erzählt haben.“ Angelika meinte: „Wir freuen uns auch, daß wir Margot gefunden haben, denn trotz der vielen Touristen hier haben wir bisher kaum deutsche Kinder kennengelernt. Wir sind gekommen, um Margot abzuholen. Ich hatte sie zu meinem kommen eingeladen.“

„Das ist nett von euch. Margot kommt bestimmt gern mit, denn

sie sprach die letzten Tage nur davon. Sie hat dich recht ins Herz geschlossen, Angelika.“

Das Mädchen wurde rot. Es erkannte sofort, daß es recht hatte mit der Annahme, daß Margot nur so rauhbeinig tat, in Wirklichkeit aber ganz anders war. Angelika beschloß, sich Margot gegenüber nichts von dem anmerken zu lassen, was sie eben von ihrer Mutter erfahren hatte.

Frau Gettorf läutete nach dem Zimmermädchen und trug ihm auf, Margot zu holen.

\*

Margot hatte in ihrem Zimmer auf der Couch gelegen und mit Sehnsucht, Bitterkeit, Verlangen und Beschämung an Angelika und ihre Geburtstagsfeier gedacht. Die ganzen Tage vorher hatte sie sich sehr darauf gefreut, wenn sie es Angelika gegenüber auch nicht zeigen wollte. Nun hatte sie selbst sich alles verdorben. Warum mußte sie auch heute früh Michael herausfordern. Das tollkühne Unternehmen hätte schief ausgehen können, wenn Michael nicht ein so guter Schwimmer gewesen wäre. Jetzt hatte sie die Geschwister vollends vor den Kopf gestoßen. Dabei mochte sie beide so gern.

Margot biß sich auf die Lippen, um nicht zu heulen. Es war doch ein rechtes Kreuz, wenn man einen reichen Vater hatte. Daß der Reichtum des Vaters gar nichts mit ihrem Verhalten zu tun hatte, sah das Mädchen noch nicht ein... Verzweifelt wühlte es den Kopf in die Arme. Da klopfte es an die Tür. Das Zimmermädchen sah kurz herein und rief:

„Margot, die Eltern wollen dich sprechen. Sie sind im Wohnzimmer. Ein Junge und ein Mädchen sind auch da!“ und verschwand wieder.

„Sie haben mich verpetzt“, dachte Margot, „meinethalben. Jetzt ist mir alles gleich. Ich hätte mir gleich denken können, daß sie nicht dichthalten.“

Sie stand langsam auf, fuhr sich mit der Bürste durch das Haar und ging über den Korridor zum Wohnzimmer. Das erste, was sie sah, war Angelikas frohes Gesicht. Nichts darin sprach von Verrat oder Bösesein.

„Wir wollen dich abholen, Margot“, sagte Angelika freundlich, „wir haben eine große Überraschung, sie steht unten auf der Straße. Komm, du mußt unbedingt an meinem Geburtstag dabeisein. Ich

hatte dich doch eingeladen. Hast du das vergessen?“

Margot sah die beiden Freunde an und dann die Eltern.

„Nein, ich hatte es nicht vergessen“, gestand sie leise, „aber ich dachte, nachdem ich heute früh...“

„Unsinn“, fiel ihr Angelika rasch ins Wort, „ich weiß nicht, was du meinst. Komm, unten warten die spanischen Freunde. Du wirst Augen machen, wenn du unsere Überraschung siehst.“

Die Eltern wünschten ihnen einen fröhlichen Tag, und Margot schloß sich Michael und Angelika an. Auf der Straße, vor dem Hotelportal, stand das kleine Eselsgespann. Ramon hielt die Zügel, während die Mädchen im Wagen lachten und kicherten.

Margot blieb überrascht stehen.

„Ist das die Überraschung? Meinst du den Esel?“

Angelika erzählte schnell, wie sie dazu gekommen war. Sie ließ Margot neben sich aufsteigen, nahm die Zügel und kutscherte die Straße hinunter. Ramon lief nebenher und piff vergnügt vor sich hin.

Als sie in die Calle Métego einbogen, standen dort schon Manuel, Pedro und Juanita vor der Villa Laguna. Sie liefen ihnen schreiend und lachend entgegen.

Der kleine Esel wurde gestreichelt und gekraut. Er drückte voll Behagen die Augen zu, rief ein freudiges „Iaah“ und ließ sich von zärtlichen Kinderhänden verwöhnen.

„Wir müssen ihm einen schönen Namen geben“, sagte Angelika und grub ihre Hand in sein weiches Fell, „er gehört jetzt zu uns wie Ramon und die Mädchen und wie Pedro, Manuel und Juanita. Er ist unser Freund und Kamerad.“

„Na, das ist doch ganz einfach!“ lachte Michael. „Nennen wir ihn doch ‚Amigo‘. Das klingt schön und gibt jedem zu verstehen, daß er unser Freund ist.“

„Ja, da hat Micha recht“, nickte Manuel, „Amigo paßt gut zu ihm.“

„Angenommen“, stimmte Angelika zu, „wir müssen ihn aber noch taufen, damit er ganz genau weiß, daß Amigo sein Name ist.“

„Wie? Am Meer mit Meerwasser?“ Michael zwinkerte ihr zu.

„Du hast Humor! Meerwasser kommt nicht in Frage. Wir können ihn auch nicht an die Klippen führen, dazu ist das Meer heute zu wild. Wir taufen ihn im Garten mit ganz gewöhnlichem Leitungswasser.“

Hatte man das Rauschen des Meeres in der Calle Métego bisher

nur wie ein Flüstern gehört, so hörte man heute ein kräftiges Donnern zwischen den Klippen, in denen sich die anstürmenden Wellen brachen. Durch die Stämme und Zweige der drei Pinien am Uferweg leuchtete das Wasser tiefgrün hindurch, man sah das Abrollen der schaumgekrönten Wogen gegen das felsige Land.

„Ich will mal schnell nach unserem Hafen sehen!“ rief Manuel.  
„Vielleicht haben ihn die Wellen weggespült.“

Angelika warf die Zügel über den kleinen Zaun des Gartentürchens und lief mit den Freunden hinunter zum Meer. Quirlend, gurgelnd und rauschend stürmten die Wellen gegen die Klippen. Weißschäumend überspülten sie die Steine und die Mole des Hafens ‚Laguna azul‘. Aber der Damm hielt.

„Es war gut, daß wir unser Schlauchboot und die ‚Lisa‘ hereingenommen haben“, meinte Angelika. „Wenn auch das Wasser im Hafen etwas ruhiger ist, so hätten die Wellen doch immer noch genug Kraft, um die Fahrzeuge über die Mole zu spülen. So lange wir hier sind, haben wir das Meer noch nicht so gesehen. Aber schön sieht es aus, phantastisch schön!“

Pedro gab Juanita einen geheimen Wink, und die Kleine sprudelte in einem hastigen, aufgeregten Mallorquín los. Angelika und Michael verstanden immer nur „pescado con perla“ und sahen sich fragend an.

Pedro kletterte schon nach unten.

„Was hat er denn?“ fragte Angelika verwundert.

„Oh, er hat etwas entdeckt!“ Manuel tat fast ein wenig zu aufgeregt. „Juanita sagt, sie habe den Perlenfisch gesehen.“

„Um Gottes willen, Pedro kann doch nicht auf die Klippen steigen? Das Wasser reißt ihn ja fort!“

Manuel lächelte. Pedro war nur bis zu den ersten Klippen gekommen, wo das Wasser sich in kleinen Wellen verlief. Dann bückte er sich und holte etwas zwischen den Steinen hervor. Er hob es hoch und lachte.

„Pescado con perla!“ rief er und kraxelte den Uferweg herauf. Die Kinder umringten ihn und staunten. Pedro hielt einen großen Fisch in den Händen. Die silbernen Schuppen glänzten in der Sonne. Auf seinem Rücken schimmerten sie wie Perlmutter in allen Regenbogenfarben.

Pedro wies auf den Kopf. Er öffnete dem Fisch das Maul. Eine große weiße Perle fiel zu Boden. Sie lag buntschimmernd zwischen dem Kies des Weges im Sonnenlicht. Angelika hob sie auf.

„Ich werde verrückt“, flüsterte Michael, „das ist ja eine tolle Überraschung...“

„Und gerade an meinem Geburtstag“, sagte Angelika fassungslos. „Ich hatte doch gleich geahnt, daß sich der Perlenfisch in unserem Hafen aufhält. Nun haben ihn die Wellen an das Ufer gespült, und er ist zugrunde gegangen...“

„Eigentlich ist das merkwürdig“, überlegte Michael, „wieso konnte er sich nicht halten?“

„Er ist schon recht alt“, meinte Manuel, „er hatte einfach keine Kraft mehr. Nun wissen wir, daß es ihn wirklich gegeben hat.“

„Was meint er?“ wollte Margot wissen.

Angelika erzählte ihr in kurzen Zügen die Geschichte vom Perlenfisch.

„Na, ich weiß nicht“, Margot zog skeptisch die Nase kraus, „als Märchen kommt mir die Geschichte glaubhafter vor.“

Angelika und Michael sahen die Freunde an. Manuel und Pedro machten ein harmloses Gesicht, fast ein wenig zu harmlos. Ramon und die Mädchen wußten von nichts. Die kleine Juanita unterdrückte ein Kichern.

„Das ist ein Ulk!“ rief nun Angelika. „Gebt zu, ihr habt euch einen Spaß gemacht?!“

„Wieso?“ Manuel versuchte die Situation zu retten. „Ist das nicht der Perlenfisch? Er hat doch eine Perle im Maul, oder nicht?“

Angelika besah sich die Perle genauer. Sie lag in ihrer braunen Hand und bildete mit ihren irisierenden Farben einen schönen Kontrast dazu. Aber Manuel und die anderen spanischen Kinder hatten in der Aufregung etwas Wichtiges übersehen. Die Perle hatte zwei winzige Löcher, die sich genau gegenüberlagen.

Jetzt lachte Angelika herzlich und übermütig.

„Von welcher Halskette stammt denn die Perle, ihr beiden? War es Juanitas Kette?“

Nun lachten sie alle.

„Nein, sie ist von meiner Mutter“, gestand Manuel, „ihre Halskette ist gestern gerissen. Ich muß ihr die Perle wieder zurückgeben. Oh, das war ein Spaß! Pedro hat den Fisch vorhin zwischen die Steine geklemmt, als ihr noch nicht da wart, und ihm dann, als er ihn herausholte, die Perle ins Maul gesteckt. Sieht er nicht aus wie der Perlenfisch?“

Angelika sagte: „Doch, es ist ein schöner Fisch. Habt ihr ihn auf eurer Fischfahrt gefangen, Pedro?“

Manuel übersetzte und Pedro nickte.

„Ja, ich schenke ihn dir!“

„Das war wirklich ein netter Spaß“, versicherte Michael, „wenn’s auch nicht der sagenhafte Perlenfisch war.“

Sie gingen lachend zur Villa Laguna zurück. Angelika trug den Fisch in die Küche und kam gleich wieder zurück.

„Nun wollen wir den Esel taufen!“ rief sie. „Ein Töpfchen mit Wasser habe ich mitgebracht. Michael, du hältst die Taufrede!“

Pedro wies die Straße hinunter. Ein Mädchen im bunten Kleid und mit weißem Band im dunkelblonden, halblangen Haar kam ihnen entgegen.

„Oh, das ist ja Ines!“ Angelika lief ihr erfreut entgegen. „Wie schön, daß du zu mir kommen durftest, Ines! Jetzt sind alle meine Freunde beisammen.“

Ines lächelte und erwiderte etwas auf Spanisch. Margot sah der Ankommenden neugierig entgegen. Das also war Angelikas neue Freundin. Nun, wie eine Spanierin sah sie nicht aus, aber das hatte nichts zu besagen. Ein hübsches Mädchen war diese Ines auf jeden Fall.

Angelika stellte sie vor. Margot sah Ines grübelnd an.

„Ines Maura?“ Margot zog überlegend die Brauen zusammen. „Eine Ines habe ich mal gekannt. Ich weiß aber nicht mehr, wie ihr Familienname war. Aber Ines hieß sie. Ich habe mir das gemerkt, weil mir der Name so gut gefiel. Das ist schon lange her. Ich war mit ihr zusammen im Kindergarten in Frankfurt in der Rosenstraße. Ines...? Nein, ich weiß wirklich nicht, wie sie noch hieß. Aber sie sah dir ähnlich. Sie hatte dein Haar und auch dunkelblaue Augen. Komisch, daß ich jetzt wieder an sie denken muß.“

Ines’ Gesicht hatte sich gerötet. Wie gut, daß Margot sich nicht mehr dieses Familiennamens entsinnen konnte. Das Mädchen wußte, es konnte nur der Name ‚Mauden’ sein. Margot Gettorf, hatte Angelika gesagt. Hatte sie diesen Namen schon einmal gehört? Ines preßte die Lippen aufeinander und dachte nach.

Angelika sagte: „Margot, Ines kann dich nicht verstehen. Sie spricht nur Spanisch. Soll Manuel übersetzen, was du gesagt hast?“

„Ja, das kann er ruhig, auch wenn sie nicht die Ines sein sollte, die ich meine.“ Sie blickte wieder prüfend in das Gesicht der anderen und sagte dann: „Je länger ich Ines ansehe, desto wahrscheinlicher wird es mir, daß sie doch die Ines ist, mit der ich zusammen im Kindergarten war. Ihre Mutter war sicher eine Deutsche, nicht

wahr?“

„Ja, das wohl“, gab Angelika zu, „aber du irrst dich bestimmt, Margot. Ines' Mutter lebt schon lange nicht mehr. Ines hat mit ihrem Vater in Madrid gewohnt. Sie leben erst seit kurzer Zeit hier. Das hat mir Ines einmal durch Manuel gesagt. Es gibt doch viele Menschen, die sich ähnlich sehen.“

Ines war Angelika im stillen dankbar, daß sie das sagte, dennoch aber bereute sie, hierhergekommen zu sein. Wie hätte sie ahnen sollen, daß sie hier einen Menschen traf, der etwas aus ihrer Vergangenheit wußte?

Der Vater hatte ihr, nachdem er ihr das Geheimnis aus seinem Leben preisgegeben hatte, einiges aus ihrer frühen Kindheit erzählt. Sie sprachen jetzt oft darüber, denn Ines wollte alles wissen, was sie und die Eltern betraf. Der Vater hatte dabei erwähnt, daß sie vor der Schulzeit einen Kindergarten besucht hatte.

Ines dachte verzweifelt nach. Margot Gettorf? Ja, es mußte schon stimmen. Sie waren damals fünf Jahre alt gewesen. Da ließen sich Namen schlecht behalten.

„Kommt, jetzt taufen wir den Esel!“ rief Angelika, der es peinlich war, daß Margot Ines so neugierig musterte. „Ines, sieh dir unseren neuen Freund an. Wir wollen ihn ‚Amigo‘ taufen. Ist er nicht süß?“

„Ja, er ist einfach süß“, erwiderte Ines darauf, „Amigo, der Freund, es paßt großartig zu ihm. Einen besseren Namen hättet ihr nicht finden können.“

Angelika, Margot und Michael hatten sie nicht verstanden, aber jetzt staunten die spanischen Kinder, denn Ines hatte schnell geantwortet, und Manuel, der ja wußte, daß sie genau auf Angelikas Worte geantwortet hatte, fragte:

„Hast du denn Angelika verstehen können, Ines?“

Ines erschrak, aber sie faßte sich schnell.

„Ich habe mir denken können, was sie gesagt hat“, meinte sie, und damit war die Sache erledigt.

Im Garten hielt Michael eine schöne Taufrede. Er sprach von Freundschaft und Kameradschaft, von Zusammenhalt und Treue. Das Eselchen rief ein paarmal „Iiaah!“ dazwischen, als wolle es Michaels Worte bekräftigen. Dann durfte Juanita das Eselchen taufen. Michael ließ sie auf einen Stuhl klettern und gab ihr das Wassertöpfchen. Manuel flüsterte ihr vor, was sie sagen müsse.

Langsam und mit Bedacht sagte sie in deutscher Sprache: „Wir

taufen dich Amigo!“ Sie wiederholte es schnell noch einmal in Spanisch, denn es war ja ein spanischer Esel, und dann goß sie ihm das Wasser über den Kopf.

„Iiaahh!“ schrie der Esel empört und schüttelte die Tropfen aus seinem Fell, „Iiaahh!“

Die Kinder lachten, und Angelika sagte: „Das war nicht böse gemeint, Amigo. Wenn man getauft wird, muß man sich schon ein bißchen Wasser gefallen lassen. Du bist doch nicht wasserscheu, oder doch?“

„Wo soll denn der Esel nachts schlafen?“ fragte Margot und sah sich um.

„Ja, daran haben wir noch gar nicht gedacht“, gestand Angelika, „er kann im Garten schlafen, denn es ist ja auch nachts noch warm. Wenn es auf den Winter zugeht, müssen wir ja doch Abschied von ihm nehmen.“

Also war auch dieses Problem gelöst. Frau Berkhoff rief zu Kaffee und Kuchen. Die Geburtstagsfeier nahm ihren fröhlichen Fortgang.

Am Abend, als ihre Gäste gegangen waren, sagte Angelika zu Michael:

„Ich freue mich vor allem, daß Margot und Ines da waren. Hast du gemerkt, daß Margot viel netter war als sonst? Glaub mir, der Vorfall heute früh hat sie umgestimmt. Sie war sogar zu Emilia, Teresa und Alcina nett.“

„Nur gegen Ines hatte sie etwas. Sie sah sie immerzu an. Ich glaube, sie wittert hinter Ines ein Geheimnis. Und Margot ist nicht dumm, sie wird das herauskriegen. Wir müssen ihr zuvorkommen, sonst stellt sie wieder etwas an, was mehr schadet als nützt.“

Angelika sah nachdenklich vor sich hin. „Ob wir Ines einfach mal fragen?“

Michael zuckte die Schultern. Er strich über Amigos graues Fell und kraulte ihn zwischen den Ohren.

## ZWEI GAUNER FINDEN EINE SPUR

Das Hotel in Palma war klein und gemütlich. Es lag an einem verkehrsreichen Platz in der Altstadt, und es war voll mit Touristen belegt. Adams und Hillen hatten ein Zimmerchen unter dem Flachdach, auf das tagsüber die Sonne brannte. Sie fühlten sich wohl und wären mit diesem ‚Ferienaufenthalt‘ recht zufrieden gewesen, wenn der Boß sie nicht immer wieder an ihren Auftrag erinnert hätte.

Zweimal in der Woche übergab ihnen der Empfangschef in der kleinen Rezeption einen grünen Brief, den Adams fürchtete. Er brauchte ihn gar nicht erst zu öffnen. Er wußte schon so, welchen Inhalt er hatte. Adams seufzte dann tief auf, schrieb mit seiner ungelinken Handschrift eine beruhigende und bedauernde Antwort und übergab sie in weißem Briefumschlag, der von seiner Unschuld zeugen sollte, dem Briefkasten.

Hillen sah ihm dabei zu und freute sich im stillen, daß er nicht an Adams Stelle war.

„Heute ist wieder ein Brief fällig“, mutmaßte Adams und sah auf den Kalender, „es ist Dienstag. Der Boß wird immer unangenehmer.“

„Mir auch“, seufzte Hillen, obwohl er in der Angelegenheit ‚Anton Mauden‘ keinerlei Verantwortung trug.

„Komm, wir holen ihn uns unten ab, bummeln dann zum Central-Café und beantworten ihn bei einem herrlichen Stück Torte.“

„Das ist eine gute Idee!“ Hillen grinste übers ganze Gesicht. „Solange der Boß alles bezahlt, mache ich auch alles mit.“

„Wie lange noch?“ stöhnte Adams bekümmert. „Er hat wirklich große Geduld mit uns.“

„Wir können ja nichts dafür“, meinte Hillen, „warum hat sich der Mauden so gut versteckt? Wir hätten ihn sonst längst gefunden.“

Sie schlenderten die Treppe hinab. Adams steuerte mutig auf die Rezeption zu und verlangte:

„Ich möchte den grünen Brief, Sie wissen schon.“

Der Empfangschef verstand deutsch. Er nickte, suchte im Brieffach und kam mit leeren Händen zurück.

„Heute ist keiner da, meine Herren!“ Er war selbst darüber verwundert, denn die grünen Briefe pflegten mit absoluter Regelmäßigkeit zu kommen.

Adams und Hillen sahen sich an. Was hatte das zu bedeuten? Was hatte der Boß vor?

„Das ist doch großartig!“ krächte Hillen schließlich. „Adams, die Torte wird uns auch schmecken, wenn wir den Brief nicht zu beantworten brauchen.“

Nun grinste auch Adams. Er drehte sich auf dem Absatz um, winkte Hillen heran und schlenderte mit ihm frohgemut zur Tür. Hinter ihnen klingelte das Telefon.

„Halt, halt, meine Herren!“ rief ihnen der Empfangschef nach, gerade als die Tür hinter ihnen zuschlagen wollte. „Sie werden am Telefon verlangt!“

Adams blies die Backen auf und machte runde Augen. Wer konnte das schon anders sein als der Boß?

Hillen drängte sich hinter Adams in die kleine Telefonzelle. Eine Minute lang war nichts weiter darin zu hören als ein kräftiges Donnerwetter, das wütend, sich überschlagend, aber deutlich aus der Hörmuschel kam. Adams duckte sich unwillkürlich.

„Sie haben ja recht, Boß“, warf er ab und zu dazwischen, „Sie haben vollkommen recht. Aber ich kann den Mauden doch nicht herzaubern. Vielleicht ist er gar nicht auf der Insel. Wir haben ihn ja jedenfalls, trotz eifrigen Suchens“ – hier nickte Hillen bekräftigend – „noch nicht gefunden. Oder er hat sich einen anderen Namen zugelegt.“

„Das sollt ihr ja gerade herausbekommen!“ tobte der Boß aus Frankfurt, „deswegen seid ihr ja dort. Oder dachtet ihr, ich hätte euch zur Erholung nach Mallorca geschickt?“

„Natürlich nicht, Boß.“ Adams hatte eine ganz sanfte Stimme. „Wir sind Tag und Nacht auf der Suche, und wir wollten jetzt gerade wieder losgehen. Ganz Palma haben wir durchgekämmt“ – Hillen nickte heftig – „leider haben wir ihn noch nicht gefunden.“

„Mallorca besteht doch nicht nur aus Palma!“ brüllte der Boß. „Dehnt eure Suche weiter aus. In einer Woche habt ihr ihn. Verstanden?“

„Ja, Boß“, erwiderte Adams resigniert, hörte sich noch ein Weilchen das Donnerwetter aus der Muschel an und hängte dann ein.

„Was machen wir nun?“ fragte Hillen verdattert.

„Jetzt gehen wir erst mal Torte essen“, entschied Adams, „mir ist ganz flau im Magen geworden.“

Das fand Hillen auch, und so verließen sie das Hotel, aßen im Central-Café etwas gedrückt, aber mit Appetit, mehrere Stücke Torte und gingen dann ziellos und unmutig durch Gassen und Straßen.

Plötzlich blieb Adams stehen. An einem alten schönen

Patrizierhaus wies ein Schild aus, daß in den unteren Räumen eine Ausstellung einheimischer Maler zu sehen sei.

„Komm, das sehen wir uns an“, Adams zog den Gefährten hinein, „wir haben ja als Kunsthändler ein gewisses Interesse daran. Vielleicht sind auch Graphiken ausgestellt.“

„Aha“, Hillen grünte, „gute Idee. Ich denke nur, Mauden wird sich hüten, seine Graphiken in der Öffentlichkeit auszustellen.“

Adams war schon ins Haus getreten. Einige wenige Besucher betrachteten die Bilder an den Wänden. Adams und Hillen gingen von Bild zu Bild. Die Künstler zeigten Motive ihrer Heimat: die Landschaft, das Meer, die Menschen auf den Dörfern.

Die Bilder eines Künstlers fielen besonders auf durch die Schönheit und Natürlichkeit der Farben, die Wahl der Motive und die Aussage der Empfindung.

Adams trat näher und studierte den Namenszug in der unteren rechten Ecke eines der Bilder.

„Maura“, las er, „Maura. Nie gehört, aber malen kann der, das muß man ihm lassen.“

„Ich finde, diese sind die schönsten Bilder“, bestätigte Hillen schwärmerisch, „sieh dir nur dies Mädchen da auf den Klippen an. So gut hat noch keiner das Meer gemalt wie dieser Maura. Man meint, das Wasser müßte aus dem Rahmen fließen.“

Ein leises Lachen war hinter ihnen zu hören. Adams und Hillen wandten sich um.

„Sie verstehen etwas von Bildern?“ fragte der Mann.

„Ja, ja“, versicherte Adams schnell, „wir haben gelegentlich geschäftlich damit zu tun.“

„Mein Name ist Moll, Leonor Moll“, stellte sich der Mann vor, „Sie sind Deutsche, nicht wahr? Ich freue mich, daß Ihnen die Bilder unserer einheimischen Künstler gefallen.“

Adams hatte grübelnd die Brauen zusammengezogen. Wo hatte er diesen Mann schon einmal gesehen? Einmal, und nur kurz, aber das schöne, markante Gesicht des Spaniers war ihm im Gedächtnis geblieben. Nein, er kam nicht darauf, daß er ihn auf dem Flugplatz gesehen hatte, als Moll Professor Berkhoff und seine Familie begrüßte.

„Ja, Antonio Maura ist augenblicklich unser begabtester Künstler auf dem Gebiet der Malerei und der Graphik“, sagte Señor Moll, „wir sind sehr stolz auf ihn...“

„Der Graphik?“ fragte Adams, „sagen Sie, lebt er schon lange

hier?“

„O ja, einige Jahre sind es schon. Er war aus Madrid gekommen. Er lebt recht einsam und zurückgezogen, er lebt nur seiner Kunst, wie man so sagt.“

Adams' Gedanken überschlugen sich. Anton Mauden – Antonio Maura! Klang das nicht ähnlich?

„Sagen Sie, kennen Sie den Maler persönlich?“ Adams' Augen waren gespannt auf den Spanier gerichtet.

„O ja, ich habe ihn schon einige Male gesehen. Viel geht er ja nicht unter die Leute, aber es ist ihm nicht immer möglich, kleinen Empfängen auszuweichen. Ich sah ihn zuletzt vor einem Vierteljahr, als er sein neuestes Bild ausstellte. Dieses hier: Mädchen am Meer.“

„Ach“, Adams merkte, daß er auf der richtigen Spur war, „ist das seine Tochter Ines?“

„Sie kennen ihn auch?“ Señor Moll war verwundert. „Ja, es ist seine Tochter Ines. Seine Frau ist tot...“

„Ist er das?“ Adams hatte ein Bild aus der Tasche gezogen. Der Boß hatte es ihm gegeben, damit er das Gesicht Maudens nicht aus dem Gedächtnis verlor.

„Ja, das ist Maura. Ist er ein Freund von Ihnen?“

„Ich habe ihn lange gesucht“, seufzte Adams wahrheitsgemäß, „ich möchte ihn gern wiedersehen. Wo ist er? Wohnt er hier in Palma?“

Señor Moll lachte.

„Nein, nein, der hat sich in die Einsamkeit zurückgezogen. Er wohnt in Cala Pino an der Nordostküste. Dort lebt er nur für seine Malerei und für seine kleine Tochter.“

„Vielen Dank, Señor Moll!“ Adams atmete erleichtert auf. „Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen. Endlich habe ich meinen alten Freund wiedergefunden. Wir werden ihn bald besuchen, nicht wahr, Hillen?“

Hillen war der Unterhaltung mit großen Augen gefolgt. Nein, so ein Glück, endlich waren sie ihrem Ziel nahegekommen. Jetzt konnte das große Geschäft mit Mauden, nein, mit Maura, steigen. Der Boß sollte mit ihnen zufrieden sein.

„Ja, wir werden ihn bald besuchen“, nickte Hillen, „wir haben uns so auf ihn gefreut.“

Señor Moll sah den beiden nach, als sie das Haus verließen. Er schüttelte ein bißchen belustigt den Kopf. Wie kam Antonio Maura zu solchen Freunden? Nun ja, Künstlern mußte man einiges

nachsehen.

Er wandte sich wieder den Bildern zu und beschloß, sich demnächst mit Maura in Verbindung zu setzen, um das Bild (Mädchen am Meer' zu kaufen.

Adams hatte Hillen auf die Straße gezogen.

„War es nicht ein Glück, daß wir in das Haus gingen, um die Bilder anzusehen?“ fragte er mit pffiffigem Gesicht. „Verlaß dich nur auf Adams, mein Lieber, da tust du gut daran. Und heute nachmittag fahren wir nach Cala Pino.“

\*

In den Bars an der Hauptstraße saßen die Touristen bei Eis und erfrischenden Getränken. Auf der niederen Mauer, die die eine Hafenseite von der Hauptstraße abgrenzte, hockten die Einheimischen zu einem Schwatz beisammen. Hinter ihnen rollte das Wasser des Hafens und brach sich an den Steinen, die am Ufer lagen. Es war das übliche Bild träger, behäbiger Beschaulichkeit. Die Sonnenhitze ließ keine raschen Bewegungen zu. Man hatte ja auch Zeit. Wozu sollte man sich beeilen?

Zwischen Autos und promenierenden Touristen hindurch bahnte sich das kleine Eselsgefährt seinen Weg. Amigo hatte den Kopf gesenkt und zockelte gemütlich die Straße hinab. Angelika saß auf dem Bock und hielt die Zügel. Das helle Haar flatterte ihr leicht um die Schultern. Hinter ihr lachten und kicherten Alcina, Emilia und Teresa in dem kleinen, zweirädrigen Wägelchen. Ramon saß neben Angelika, und Manuel



und Michael liefen neben Amigo her. Sie brauchten sich nicht zu beeilen, denn Amigo ließ sich Zeit. Freundliche und wohlwollende Blicke gingen dem lustigen Gefährt voll lachender, fröhlicher Jugend nach.

„Wie wäre es, wenn du einen schnelleren Gang einschalten würdest, Amigo?“ fragte Angelika das Eselchen, dessen Rücken vor ihr auf und nieder wippte.

Michael wandte sich lachend um.

„Er hat heute seine langsame Tour, den wirst du nicht dazu bringen, etwas Tempo zuzulegen. Aber wir haben ja Zeit. Amigo weiß das ganz genau. Dem kann man nichts vormachen.“

Manuel gab ihm recht. Der Vater hatte ihm einen freien Nachmittag gegeben, damit er sich mit seinen Freunden treffen konnte. Sie hatten das Ende der Hauptstraße erreicht, die sich in der offenen Landstraße verlief. Das letzte Haus ließen sie hinter sich. Weit lag die Landschaft vor ihnen. Hinter ummauerten Grundstücken reckten sich Johannsbrot- und Feigenbäume, standen Oliven, Pinien und Kakteen. Weiter drüben ragten Windmühlen gen Himmel, still und reglos. Im Hintergrund wuchsen felsige Berge empor, nur kümmerlich mit Pinien bestanden. Vor ihnen zur linken Seite thronte ein altes Kastell auf bergigem Hügel, an dem die weißen Häuserwürfel des Nachbarortes hinaufzuklettern schienen, über allem spannte sich der blaue Himmel, und sengende Sonne brannte auf gelbbraunes, trockenes Land. Angelika wandte sich um. Hinter ihr lag wie ein flimmernder Streifen das Meer, das bald hinter den Häusern versinken würde, je mehr sie sich von Cala Pino entfernten. Amigo trabte gleichmütig und ausdauernd. Seine Hufe klapperten auf dem steinigen Boden und zogen einen Streifen gelben Staubes hinter sich her.

Angelika rief: „Michael, dazu paßt die Esel-Serenade. Es ist einfach alles da: die Landschaft, der Himmel, Amigo und wir. Los, die singen wir!“ und sie fing mit ihrer hellen frischen Mädchenstimme an: „Hab’ ein Liedchen erdacht, heute nacht, Señorita, hab’ ich an dich gedacht, bei dem Liedchen heut’ nacht. Bist du bö’s’ auch mit mir, nun, so sing ich dafür, weil ich mich seh’n nach dir, für mein Mauleseltier!“

Michael fiel sofort ein, und auch Manuel schloß sich lachend an. Er kannte zwar den deutschen Text nicht, denn auf Schallplatte und Tonband in seines Vaters Geschäft hatte er die hübsche Melodie nur mit spanischem Text gehört. So sang er „Lalala“, und das hörte sich

an wie ein Begleitinstrument. Amigos klappernde Hufe gaben den Takt. Er zockelte vor dem Wägelchen her und hatte offensichtlich Gefallen an dem fröhlichen Gesang. Die Landstraße war fast menschenleer. Die wenigen Menschen, die ihnen begegneten, lachten und winkten ihnen zu. Man freute sich an ihrer Freude. Angelika und die Mädchen winkten zurück. Autos rollten an ihnen vorbei. Verschiedene Fahrer hielten an, um das hübsche Bild zu betrachten.

„Kleine Eselin du, hör mir zu, Señorita. Lachst du mich auch aus, mach ich gar nichts mir draus. Denkst wohl in deinem Sinn, daß ein Dummkopf ich bin, der für sein Maultier singt und ein Ständchen ihm bringt“, sangen Angelika und Michael, und Amigo trabte gemächlich weiter.

Von unter her, wo der Weg eine Biegung machte, um in die Hauptstraße des Nachbarortes einzumünden, kam ihnen ein Auto entgegen. Es kam langsam näher und hielt dann an.

„Die halten schon jetzt an, um unsern Kunstgesang zu bewundern“, ulkte Michael zwischen zwei Versen, „vielleicht wollen sie uns gar für den Film entdecken?“

Manuel lachte. Er übersetzte Ramon und den Mädchen Michaels Worte, und es gab ein schallendes Gelächter.

Zwei Männer saßen im Wagen. Einer winkte ihnen zu und rief: „He, ihr, wie kommen wir hier zu Antonio Maura? Wo wohnt er?“

Angelika hielt das Wägelchen an. Ihre Augen weiteten sich vor Staunen. Aber auch Michael hatte die beiden Männer sofort erkannt.

„Das sind ja Herr Adams und Herr Hillen!“ rief Angelika, gab Ramon die Zügel und sprang vom Bock. „Wie kommen Sie hierher? Wie geht es Ihnen?“

„Gut, mein Kind. Wir wollen nach Cala Pino...“

„Da sind Sie auf dem richtigen Weg“, warf Michael ein.

„Ich hörte, Sie wollen zu Antonio Maura?“ Angelika sah die beiden Männer etwas mißtrauisch an.

„Ja, ja!“ Hillen lachte zufrieden und rieb sich die Hände. „Zu Antonio Maura oder Anton Maud... au!“ Er zog sein linkes Bein an und blickte seinen Kumpan empört an. „Was hast du nur immer, Adams?“

Adams ärgerte sich. Immer mußte dieser Hillen etwas Dummes anrichten. Wozu brauchten die Kinder zu wissen, daß der bekannte Maler eigentlich anders hieß?

„Ja, wir haben einen Auftrag für ihn“, erklärte er mit Würde. „Ihr

wißt doch sicher, wo er wohnt, nicht wahr?“

Angelika überlegte. Die beiden hatten einen Auftrag. Sie waren Kunsthändler. Sicher würde der Maler dabei ein gutes Geschäft machen, das man ihm nicht verderben durfte. So sagte sie nach einer Weile:

„Antonio Maura wohnt in der Villa Vallori am Meer. Die Straße heißt Calle del mar. Fragen Sie sich nur durch. Sie werden es schon finden.“

„Vielen Dank, mein Kind!“ Adams zog höflich seinen Hut, startete den Wagen und fuhr davon.

„Ihr kennt die beiden Männer?“ fragte Manuel.

Angelika, die ihnen nachsah, schreckte auf.

„Ja, wir haben sie auf dem Flugplatz in Frankfurt kennengelernt und sie später noch einmal in Palma getroffen. Ich weiß nicht, ich habe auf einmal so ein dummes Gefühl...“

Michael stutzte auch. „Du, Angelika, hast du gehört, was Hillen sagte? Er sagte doch Antonio Maura oder Anton Mau... Mau, na, ich weiß nicht, was er damit meinte.“

Angelika starrte grübelnd geradeaus.

„Ja eben! Adams unterbrach ihn und trat ihm gegen das Bein. Da stimmt doch was nicht. Laß mich überlegen. Anton Mauden, wo habe ich das schon gehört oder gelesen?“

Sie schwiegen alle und sahen sie an.

„Jetzt hab ich's! Michael, als ich im Autobus auf dem Flughafen das kleine Notizbuch von Adams fand, las ich mehrfach den Namen Anton Mauden. Ob der Name mit Antonio Maura zusammenhängt? Beide klingen doch ähnlich.“

„Ja, ja, ich wette, da besteht ein Zusammenhang. Angelika, ich glaube, wir sind dem Geheimnis auf der Spur...“

„Welchem Geheimnis?“ fragte Manuel.

„Frage noch nicht“, erwiderte Michael rasch, „wir wollen noch nichts sagen. Aber wenn wir deine Hilfe brauchen, bist du dann für uns da?“

„Das versteht sich“, Manuel nickte kameradschaftlich, „wir alle helfen euch. Geht es gegen den Maler?“

„Wir wissen noch gar nichts. Wir haben nur eine ungefähre Vermutung. Die Hauptsache ist, daß wir auf euch zählen können. Sprich mit niemand davon, daß wir etwas vorhaben und daß wir den beiden Männern begegnet sind. Versprich das.“

„Oh, ich verspreche das. Freunde halten immer Wort.“

„Das ist fein, Manuel“, lobte Angelika, „und nun wenden wir und fahren so schnell wie es Amigo nur schafft, zu Ines.“

Amigo hatte für schnelleres Vorwärtskommen bei der Hitze kein Verständnis. Er ließ sich antreiben, trabte mal etwas rascher und fiel dann wieder in seine gemütliche Gangart zurück.

„Amigo“, schmeichelte Angelika, „ich suche dir zum Abendessen die schönste und größte Mohrrübe heraus, wenn du nur ein bißchen mehr Tempo zulegst. Du bist doch unser lieber kleiner Amigo, nicht wahr?“

„Iiiiiiaaaahhhh!“ wieherte das Eselchen, nickte mit dem Kopf und zockelte gemächlich weiter.

\*

Ines kam gerade aus der Küche, als es an der Tür läutete.

„Bleib nur bei deiner Arbeit, Tante Mafalda“, sagte sie, „ich sehe nach, wer es ist.“

Vor der Tür standen zwei Herren. Der eine trug eine Papprolle unter dem Arm, der andere lächelte, zog seinen Hut und fragte: „Ist Herr Maura daheim? Wir möchten ihn sprechen. Wir haben einen Auftrag für ihn.“

„Ja, mein Vater ist zu Hause“, erwiderte Ines auf spanisch und sah die beiden Männer prüfend an.

Sie hatte sie noch nie gesehen und begegnete seit der Beichte ihres Vaters jedem Fremden ängstlich und mißtrauisch. Sie lud sie mit einer Handbewegung ein, näherzutreten und in den zwei Sesseln in der Diele Platz zu nehmen. Dann ging sie ins Atelier. Der Vater stand am Fenster und blickte über die Terrasse hinweg aufs Meer hinaus. Vor seinem geistigen Auge nahm das Bild, das er malen wollte, endgültige Gestalt an.

„Entschuldige, wenn ich störe, Papa“, sagte Ines, „es sind zwei Herren da, die dich sprechen wollen.“ Sie zögerte einen Augenblick und fügte dann hinzu: „Sie sprechen deutsch.“

Der Vater wandte sich hastig um.

„Ich bin nicht da, Ines!“ Er blickte in die Augen seiner Tochter und schämte sich dann. „Laß sie hereinkommen, Kind. Ich habe ja schon öfter mit Leuten aus meiner Heimat gesprochen. Keiner von ihnen kannte meinen Fall, auch die beiden Männer werden ihn nicht kennen.“

Ines ging hinaus und kam mit den beiden Fremden zurück.

Antonio Maura sah sofort, daß er ihnen noch nie begegnet war. Was mochten sie von ihm wollen?

„Ich heiße Adams, und das ist mein Freund Hillen“, stellte Adams sich und seinen Begleiter vor. „Wir kommen in einer geschäftlichen Angelegenheit zu Ihnen. Wir haben einen guten und lohnenden Auftrag für Sie.“

Ines war an der Tür stehengeblieben und sah die beiden Männer etwas ängstlich an. Sie gefielen ihr nicht, aber sie hätte nicht zu sagen vermocht, weshalb sie ihr unsympathisch waren.

„Du kannst gehen, Ines.“ Der Vater nickte ihr zu und bat die beiden Herren, sich zu setzen.

Zögernd ging das Mädchen hinaus. Sie blieb aber hinter der Tür stehen und lauschte.

„Lassen Sie hören.“ Der Maler zog sich einen Sessel heran und setzte sich. „Was kann ich für Sie tun?“

„Für uns?“ Adams nickte. „Für uns und für Sie, Herr Maura. Hauptsächlich für Sie...“

„Ich verstehe Sie nicht“, hörte sie den Vater sagen, und ihr schien es, als klinge seine Stimme unsicher.

„Zunächst unser Auftrag!“ Adams entnahm der Papprolle ein Papier, glättete es und hielt es Antonio Maura entgegen. „Kennen Sie das Bild?“

„O ja!“ Der Maler rief es überrascht. „Wer kennt das nicht! Es ist eines der schönsten Werke von Goya.“

„Richtig!“ Adams nickte anerkennend und zufrieden. „Sie sollen es...“

Da öffnete sich die Küchentür, und Seora Mafalda trat auf den Flur.

„Was tust du denn da, Ines? Lauschst du gar an der Tür? Das ist nicht recht von dir. So etwas tut man doch nicht.“

Ines wurde rot. Sie schlich beschämt über die Diele und ging in ihr Zimmer hinüber. Sie konnte nicht ahnen, daß Seora Mafalda sie gerade in einem entscheidenden Augenblick gestört hatte, der ihr die wahren Absichten der beiden Fremden verraten hätte.

Ines sah auf das Meer hinaus und konnte sich das beklemmende Gefühl nicht erklären, das plötzlich auf ihr lastete. Wenn doch wenigstens die Freunde dagewesen wären! Sie kam sich allein und verlassen vor.

Nach einer Weile lief sie hinaus. Im nahen Pinienwald roch es nach trockener Hitze. Still und mit geschlossenen Fensterläden lagen

die wenigen Villen der Umgebung in der Sonne.

Plötzlich war das Knarren eines Wagens zu hören. Tierhufe klangen auf den Steinen im Wege, und frische Kinderstimmen waren zu hören. Die Calle del mar herunter trabte das Eselsgespann Angelikas und Michaels.

Ines atmete erleichtert auf. Sie lief ihnen entgegen und rief:

„Ihr kommt wie gerufen! Ich habe euch so herbeigewünscht. Zwei Männer sind bei uns, die mir gar nicht gefallen...“

„Uns gefallen sie auch nicht“, erwiderte Angelika, „es sind Adams und Füllen...“

„Ihr kennt sie?“

Angelika erzählte schnell, was sie bisher von ihnen wußte und fügte hinzu:

„Wir haben sie zu deinem Vater geschickt, denn wir sind ihnen unterwegs begegnet. Sie hätten einen Auftrag für ihn. Was ist denn dabei so Aufregendes, Ines?“

„Ich weiß es selbst nicht, vielleicht ist alles Unsinn, aber ich habe plötzlich Angst.“

„Aber warum denn? Dein Vater soll ein Bild für sie malen. Sie sind Kunsthändler. Dabei kann dein Vater doch viel verdienen.“

Manuel hatte Ines' und Angelikas hastiges Gespräch übersetzt.

„Ja, sicher hast du recht“, gab Ines zögernd zu, „es ist bestimmt dumm von mir, mich zu ängstigen. Vati hat schon viele Aufträge bekommen.“

„Na, siehst du? Kommst du mit uns? Wir wollen zum Leuchtturm fahren.“

Da öffnete sich die Haustür. Señora Mafalda ließ die beiden Fremden aus dem Haus treten und drückte hinter ihnen fest und nachdrücklich die Tür ins Schloß. Adams und Hillen sahen sich um.

„Dort sind ja wieder unsere jungen Freunde!“ Adams winkte ihnen vergnügt zu, denn das Geschäft mit Antonio Maura war angebahnt. „He, sagt mal, wo kann man hier gut wohnen? Wir suchen ein gutes Hotel!“

Angelika ließ Amigo näher traben.

„Nichts leichter als das!“ rief sie. „Ich kann Ihnen ein feines, großartiges Hotel empfehlen. Es liegt direkt am Meer und bietet allen Komfort. Es heißt ‚Solimar‘ und liegt auf der anderen Seite von Cala Pino. Fahren Sie immer die Hauptstraße entlang. Sie können es nicht verfehlen.“

„Danke, mein Kind.“ Adams zog höflich den Hut. „Das ist nett

von dir. Komm, Hillen, jetzt beginnt unsere große Zeit.“

Sie nickten den Kindern noch einmal zu und stiegen ins Auto, das im Schatten der Pinien stand. Sie hatten sich den Wagen in Palma für ein paar Tage ausgeliehen. Eine Wolke gelben Straßenstaubes wirbelte hinter ihnen auf, als sie davonfuhren.

„Warum hast du ihnen gerade das teuerste Hotel empfohlen?“ fragte Michael. „Meinst du, daß die das bezahlen können?“

„Nun denk doch mal nach!“ Angelika schüttelte empört den Kopf. „Die Hauptsache ist doch, daß wir sie dort überwachen können. Margot wird dies für uns tun! Was sagst du nun?“

„Alle Achtung! Darauf wäre ich nicht gekommen. Ich habe das Gefühl, daß wir Interessantes erfahren werden.“

Das Gefühl hatte Ines auch. Die Angst um den Vater, die ihr Angelika gerade ausgedet hatte, stieg wieder in ihr auf. Das Herz wurde ihr schwer, wenn sie an die beiden fremden Männer dachte, die nun in Cala Pino wohnten und Papa sicher öfter besuchen würden.

\*

Ines fand ihren Vater vor der Staffelei, als sie ins Atelier trat. Er schrak auf und verdeckte etwas auf dem Tisch mit einem Stapel Zeichnungen. Sein sonst sehr ernstes Gesicht erschien ihr heute noch ernster. Auf seiner Stirn stand eine tiefe Falte, und in seinen Augen lag ein Ausdruck von Angst. Ines sah es sofort. Sie schlang die Arme um seinen Hals und drückte ihr Gesicht an seine Brust.

„Müssen wir nun fort, Papa?“ fragte sie leise.

„Wie kommst du darauf?“ fragte er zurück. Seine Stimme klang müde und matt.

„Die beiden fremden Männer gefielen mir nicht. Sie haben bestimmt etwas Böses im Sinn.“

„Nein, nein, du irrst dich, Ines. Sie hatten einen Auftrag für mich, einen guten Auftrag, an dem ich viel verdiene. Wir sind zwar nicht arm, aber Geld kann man immer gebrauchen. Mach dir keine Gedanken, mein Kind.“

Ines sah den Vater an. In seinem Gesicht lag keine Freude über diesen Auftrag. In seinen Augen lagen Angst und Resignation. Ines sah es wohl und seufzte. Der Vater strich ihr über das Haar.

„Ich habe noch zu tun, Ines. Ich muß den Auftrag schnellstens erfüllen. Ich arbeite auch noch am Abend. Iß mit Tante Mafalda

allein.“

„Ja, Papa“, Ines wandte sich zum Gehen. Das Herz war ihr schwer, so sehr sorgte sie sich um ihren Vater.

Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, sank Antonio Maura auf den Stuhl vor seiner Staffelei. Der Tag war gekommen, an dem er sich entscheiden mußte, und er hatte sich entschieden. Er war im Begriff, zu dem Unrecht, dessen man ihn beschuldigte, ein noch größeres auf sich zu laden. Er war dabei, zum Betrüger zu werden, zum Bilderfälscher, um hierbleiben zu können, wo er mit Ines eine neue Heimat gefunden hatte. Nur um den Preis von Bilderfälschungen wollten Adams und Hillen seinen Aufenthaltsort nicht verraten. Nur darum. Und er hatte eingewilligt, nach schweren inneren Kämpfen. Seinen Einwand, er habe den Diebstahl nicht begangen, ließen Adams und Hillen nicht gelten. Sie hatten gesagt, man suche ihn noch immer, er solle sich entscheiden.

Antonio Maura kam keinen Augenblick der Gedanke, daß die beiden Männer nur eine günstige Situation ausnützen wollten, um sich zu bereichern.

## *IN DER FALLE!*

Amigo trabte zufrieden im Garten unter den Pinien. Er suchte den Schatten, blieb stehen und ließ ein helles „Iiaaahhh“ ertönen. Angelika und Michael sprangen aus dem Haus.

„Brauchst nicht auf uns zu warten, Amigo!“ rief das Mädchen. „Heute hast du frei. Du kannst nach Herzenslust faulenzen. Leg dich in den Schatten und ruh dich aus. Vielleicht machen wir in den nächsten Tagen eine größere Ausfahrt.“

Sie strich über sein graues Fell, und Michael kraulte ihn hinter den Ohren.

„Sei froh, Amigo, heute ist es wieder schrecklich heiß“, tröstete nun auch Michael den Esel, „da liegt man am besten auf der faulen Haut...“

„Wollt ihr fort?“ fragte die Mutter vom Fenster des kleinen Speisezimmers her.

„Ja, Mutti, aber diesmal ohne Amigo. Wir wollen mit dem Schlauchboot zu Margot fahren.“

„Das gefällt mir gar nicht“, wandte die Mutter ein, „mit Amigo und dem Wägelchen fände ich den Besuch bei Margot entschieden ungefährlicher.“

„Wir fahren immer an der Küste lang, Mutti. Das Meer ist seit Tagen wieder ruhig. Du brauchst dich also nicht zu ängstigen.“

Amigo sah ihnen traurig nach, als sie das Gartentürchen hinter sich schlossen. Dann trabte er unter die dickste Pinie und legte sich nieder.

Michael blies am Uferweg das Schlauchboot auf und trug es zum Wasser. Angelika nahm die beiden Paddel und kletterte auf den Steinen hinter Michael her. Wie ein blaugrüner Spiegel lag das Meer in der strahlenden Sonne. Kleine weiße Wellen verliefen sich, noch ehe sie die Klippen erreichten. Ein lauer Wind wehte kaum merklich.

Sie sahen das Hotel ‚Solimar‘ vor sich liegen und hielten darauf zu. Das Schlauchboot schaukelte leicht von der Bewegung, die die Paddel auslösten.

„Glaubst du, daß uns Margot helfen wird?“ fragte Michael.

„Bestimmt. Hast du nicht gemerkt, daß das eine ganz andere Margot war, die wir zu meiner Geburtstagsfeier holten? Sie war wie ausgetauscht, wenn es auch immer noch Kleinigkeiten gab, die an die frühere Margot erinnerten. Sie hilft uns bestimmt. Sie ist jetzt die Hauptperson in der Geschichte um Adams und Hillen.“

Michael war noch immer skeptisch. „Hoffentlich war ihr nettes Verhalten nicht wieder bloß eine Laune, aber freuen sollt's mich, wenn sie sich eines Besseren besonnen hätte. Wir können sie jetzt gut gebrauchen.“

Er tauchte sein Paddel eifrig ins Wasser, das glasklar unter ihnen schimmerte. Sie waren dem stattlichen Hotel näher gekommen. Schon hörten sie die lachenden, rufenden und kreischenden Stimmen der Badenden in der felsigen Bucht. Die Geschwister lenkten das Boot zwischen zwei Klippen, befestigten es an einem stabähnlichen Stein und sahen sich um.

„Da ist sie schon“, stellte Angelika erfreut fest, „Himmel, haben wir ein Glück! Ich nehme das als gutes Omen. He, Margot! Juhuu!“

Angelika war auf einen Stein gestiegen und winkte. Das Mädchen im gelben Bikini sah sich um. Ein erfreutes Lächeln ging über ihr Gesicht.

„Angelika, juhuu! Ich komme!“ Margot schwamm mit kräftigen Stößen zu ihnen hinüber.

„Ich habe euch erwartet“, sagte sie und kletterte zu ihnen auf den Stein, „ich dachte allerdings, ihr würdet mit dem Eselchen kommen. Es ist doch nicht krank?“

„I wo, Amigo geht es gut. Er hat in den letzten Tagen viel für uns zu tun gehabt. So soll er heute ausruhen. Wir wollten auch mal wieder das Schlauchboot benutzen.“

Sie lachten, aber dann wurde Angelika ernst.

„Du, Margot, wir haben eine große Bitte an dich. Du mußt uns helfen. Du bist die einzige, die den Hauptteil des Rätsels lösen kann, denn du lebst an der Quelle der Geheimnisse...“

„Du machst mich neugierig! Natürlich helfe ich euch, wir sind doch Freunde. Was soll ich denn tun?“

„Ich habe euch zwei neue Gäste geschickt. Vielleicht hast du sie schon gesehen; sie heißen Adams und Hillen.“

Margot dachte nach.

„Ach ja, das sind die beiden komischen Vögel, die sind mir gleich am ersten Tag aufgefallen. Der eine sah mich so drollig an und fragte: »Wollen wir eine Partie Tennis zusammen spielen, mein Fräulein?““

„Das war Hillen“, lachte Angelika, „nur er kann so etwas fragen. Was hast du denn darauf erwidert?“

„Ich habe gesagt: ‚Ich habe jetzt gar keine Lust, mein Herr. Zudem spiele ich nur bei Mondschein.‘“

„Da kann ich mir Hillens Gesicht vorstellen“, lachte Angelika, aber dann besann sie sich und meinte: „Ja, was wir dir nun zu sagen haben, ist leider nicht zum Lachen, Margot. Wir haben nämlich die beiden im Verdacht, daß sie etwas Unrechtes vorhaben, vielleicht sogar ein Verbrechen!“

„Aber Angelika, die schickst du in unser Hotel, das den besten Ruf hat! Wie bist du denn nur darauf gekommen? Wenn sie nun etwas anstellen, was uns schaden könnte!“

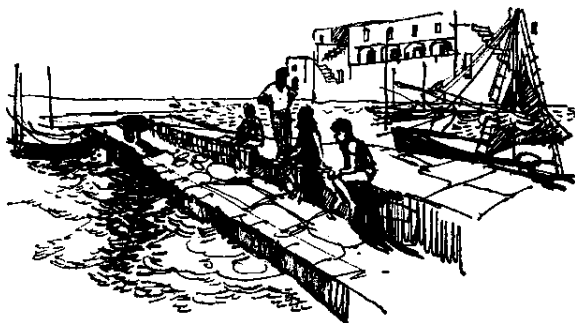
„Keine Angst, es geht nicht gegen euch! Ich habe sie zu euch geschickt, damit du uns helfen kannst. Sie haben etwas Unrechtes gegen Ines' Vater vor. Was es ist, wissen wir noch nicht, aber wir spüren es alle. Es liegt in der Luft. Ines ist ganz unglücklich. Wir wollen dich bitten, die beiden Männer zu beobachten und uns alles, was sie tun und unternehmen, zu melden.“

Margot machte ein nachdenkliches Gesicht.

„O je, das dürfen meine Eltern nicht merken. Einen Gast bespitzelt man nicht...“

„Normalerweise nicht, nein“, gab Angelika zu, „aber bei den beiden müssen wir das tun. Du wirst das geschickt genug anzufangen wissen. Auch die anderen Freunde halten die Augen offen, davon bin ich überzeugt. Wir wollen uns heute abend mit ihnen am Hafen treffen. Komm doch auch mit, wenn du magst. Du weißt ja, wir gehören hier alle zusammen: Manuel, Pedro, Juan, Ramon und die Mädchen. Ich weiß, sie alle werden uns helfen.“

„Natürlich mach ich mit! Gut, ich werde die zwei beobachten. Heute abend komme ich aber nicht mit zum Hafen, sondern beziehe meinen Beobachtungsposten.“



„Fein, Margot. Ich wußte, daß wir uns auf dich verlassen können.“

Wenn du etwas Wichtiges erkundet hast, dann rufe uns an oder komme selbst. In der Villa Laguna ist unser Hauptquartier.“

Am Abend trafen sich die Freunde am Hafen. Sie saßen im Halbdunkel auf der kleinen Steinmauer hinter den Fischereischuppen. Dorthin kamen nur ein paar Touristen, die über den Hafenvorplatz bummelten. Aber sie verzogen sich rasch wieder, denn hier roch es immer etwas nach verdorbenem Fisch. Im Hafenbecken spiegelten sich die Lichter Cala Pinos, und im leichten, nur wenig abgekühlten Wind wiegten sich die Fischerboote auf dem Wasser.

Angelika sagte: „Manuel, vor ein paar Tagen fragte ich dich, ob du bereit wärest, uns zu helfen. Du hast ja gesagt. Ich weiß, auch die anderen wollen uns helfen. Frage sie mal.“

Manuel sprach mit den anderen, und sie nickten heftig und begeistert.

„Margot hat uns heute auch ihre Hilfe zugesagt. Die beiden Männer Adams und Hillen sind im ‚Solimar‘, und Margot beobachtet sie. Ihr alle sollt sie ebenfalls beobachten und uns alles mitteilen, was mit ihnen zusammenhängt. Sie haben irgend etwas vor...“

„Denkst du, sie wollen den Perlenfisch?“

Bei dem Wort „Perlenfisch“ horchten die spanischen Freunde auf. Ein paar deutsche Worte verstanden sie schon, so wie Michael und Angelika schon einiges von ihrer Sprache verstanden und sprechen konnten.

„Nein, davon wissen sie bestimmt nichts. Ich bin aber überzeugt, wenn sie wüßten, daß es hier den Perlenfisch gäbe, würden sie sicher Jagd darauf machen. Nein, wir vermuten, daß sie Ines' Vater schaden wollen. Wir wollen herauskriegen, was sie vorhaben, und ihnen dann das Handwerk legen.“

„Das ist gut“, nickte Manuel, „wir lassen nicht zu, daß Ines' Vater zu Schaden kommt. Er ist ein guter Mann. Was sollen wir tun?“

Michael und Angelika besprachen nun auch mit ihnen ihren Plan, und die Freunde waren begeistert. Es war Ehrensache, Ines zu helfen. Sie gaben sich die Hand darauf und versicherten, mit niemand sprechen zu wollen.

Als Michael und Angelika mit Ramon, Emilia, Teresa und Alcina am Abend heimgingen, ahnten Adams und Hillen nicht, daß sich ein Netz um sie gezogen hatte, in dem sie sich bald verfangen sollten.

\*

In Rafael Rocas Geschäft drängten sie die Touristen. Es gab viele solcher Läden in Cala Pino, und alle wurden gut besucht. Da gab es leichte Pantoffeln aus Stroh, Lederwaren aus der einheimischen Industrie in Inca, Modeschmuck und Perlen aus Manacor, Kleider, Jacken, Tütchen mit alten und neuen Briefmarken, Badeanzüge, Schwimmflossen und Schlauchboote.

Lange Reihen von Ansichtspostkarten und Andenken vieler Art lagen aus. Señor Roca hatte dazu noch Schallplatten und Fotoartikel. Er sprach ein recht gutes Deutsch und konnte so seine Kundschaft besonders gut bedienen.

Manuel bediente an einem kleinen Seitentisch. Hinter ihm klebten einige Plakate an der Wand, die die Termine der nächsten Bootsfahrten ankündigten, denn Señor Roca besaß auch zwei Motorboote, die regelmäßig zu den schönsten Buchten und Höhlen fuhren.

Manuel hatte gerade zwei Touristen bedient und sah ihnen nach, als sie den Laden verließen. Der Publikumsverkehr hatte etwas nachgelassen, darum fiel es dem Jungen auf, als nun Adams und Hillen zur immer offenen Tür hereintraten. Sie betrachteten die Ansichtspostkarten, die in der Nahe des kleinen Seitentisches hingen.

Adams zog ein paar Karten aus dem Ständer, die ihm besonders gut gefielen.

Hillen kicherte: „Die schicken wir dem Boß, damit er sieht, wie großartig es hier ist. Was meinst du, Adams?“

„Es könnte nicht schaden. Jetzt können wir das ja machen, da er weiß, daß wir Mau... daß wir das gefunden haben, was wir suchten. Jetzt wird er schon mit uns zufrieden sein.“

„Das denke ich auch“, gab Hillen augenzwinkernd zurück, „es ist nur schade, daß wir bald von hier weg müssen, wenn wir den Auftrag erfüllt haben.“

Sie hatten sich deutsch unterhalten, denn sie glaubten nicht, daß der schwarzhäarige, schwarzäugige Junge, der so lässig und uninteressiert in seinem Buch blätterte, etwas von ihrem Gespräch verstehen würde. Der Ladeninhaber, dessen Schild an der Tür aussagte, ‚daß man hier deutsch spreche‘, stand im Hintergrund und war außer Hörweite.

„Wie wär’s mit einem »Führer von Cala Pino‘?“ fragte Hillen und nahm das Reisebuch vom Ständer.

„Ich hätte eher Lust, eine Bootsfahrt mitzumachen“, meinte Adams, „es gibt ja auch außerhalb von Palma noch einiges zu sehen. Wie wär’s mit einer Fahrt nach Porto Cristo?“

„über das Wasser?“ fragte Hillen entsetzt, „Adams, ich kann nicht schwimmen. Wenn das Boot nun kentert? Nein, das lassen wir lieber. Wir müssen auch auf Maura aufpassen. Vielleicht drückt er sich und verschwindet?“

Adams hatte sich schnell umgesehen, als der Name Maura fiel, aber niemand war in der Nähe. Nur der spanische Junge stand hinter der kleinen Theke und las in einem spanischen Buch.

„Nenne keine Namen“, flüsterte Adams, „die Namen versteht der Junge, auch wenn er kein Deutsch spricht. Komm, jetzt haben wir genug Ansichtskarten. Nimm den ‚Führer von Cala Pino‘ auch noch dazu. Dann haben wir ein Andenken an unsere schönsten Tage.“

Sie gingen nach hinten zur Kasse. Señor Roca rechnete zusammen.

Manuels Herz klopfte. Was hatte er da alles gehört! Wort für Wort rief er sich ins Gedächtnis zurück. Die beiden planten tatsächlich etwas gegen Señor Maura, darüber gab es jetzt keinen Zweifel mehr. Michael und Angelika mußten das schnellstens erfahren. Er schien ganz vertieft in sein Buch, als die beiden Männer an ihm vorbei zum Ladenausgang gingen. Manuel klappte das Buch zu.

„Papa!“ rief er und lief zum Vater, der an der Kasse stand. „Gib mir bitte einen Augenblick frei. Es ist ja jetzt nicht viel los. Ich muß Michael und Angelika etwas sagen...“

„Ist das so wichtig?“ Señor Roca murrte ein bißchen.

„Ja, Vater, aber ich verspreche dir, gleich wieder da zu sein. Ich nehme das Rad.“

„Gut!“ Der Vater war stolz auf seinen Sohn, der ihm schon eine gute Stütze war. „Nimm das Rad und komm bald wieder.“

„Danke, Papa!“ Manuel stürmte in den Hof hinaus, schwang sich aufs Rad und jagte den Uferweg am Hafen entlang. Er nahm die Nebenstraßen, wo der Verkehr gering war, und bog bald in die Calle Mételo ein. Das Eselchen stand im Schatten unter den Pinien. Frau Berkhoff hatte sich neben ihm im Liegestuhl ausgestreckt und las ein Buch.

„Michael und Angelika sind unten am Meer“, sagte sie auf Manuels Frage.

Er dankte und lief auf die drei Pinien zu. Die Geschwister hatten

sich auf den Luftmatratzen ausgestreckt und ließen sich auf und nieder schaukeln. Manuel winkte und rief, sprang ihnen über die Klippen entgegen und ließ sich, heftig atmend, auf einem Stein nieder. Michael und Angelika verankerten ihre Matratzen und wateten durch das Wasser zu ihm.

„Manuel sieht aus, als hätte er eine Neuigkeit“, sagte Angelika unterwegs, „wetten wir?“

„Ich denke nicht daran. Man sieht ihm zehn Meter gegen den Wind an, daß er etwas Tolles erfahren hat.“

Manuel rief ihnen entgegen: „Kommt schnell, ich muß euch etwas Wichtiges mitteilen. Ich habe was Wichtiges erfahren!“

„Na also!“ lachte Michael. „Was habe ich gesagt?“

Sie setzten sich zu ihm auf den Stein, während das Wasser, blau und durchsichtig, sie umspülte. Nun erzählte Manuel von seiner Begegnung mit Adams und Hillen und berichtete ihnen wortgetreu das Gespräch, das die beiden geführt hatten. Michael und Angelika sahen sich an.

„Welch ein Glück, daß du im Laden warst, als die beiden kamen“, sagte Michael, „wer weiß, was wir alles verpassen, wenn keiner von uns in der Nähe ist.“

„Sie sprachen von einem Boß“, erinnerte Manuel, „wer mag das sein?“

Nach einer Weile sagte Angelika: „Ich hab’s! Michael, das ist der Mann, der die beiden in Frankfurt zum Flugplatz brachte. Er war dick und mittelgroß und hatte eine Zigarre im Mundwinkel...“

„Ja, ja, ich erinnere mich jetzt. Du, Angelika, das ist der Auftraggeber! Schon damals kombinierten wir, daß er Adams und Hillen mit einem Auftrag nach Mallorca schickt. Wir glaubten allerdings, daß es ein anständiger Auftrag sei...“

„Vielleicht ist er das auch?“

„Warum nicht“, gab Michael zu, „aber ich glaube nicht daran. Die drei Männer sehen mir einfach nicht seriös genug aus. Sie führen etwas Böses im Schilde. Was kann das nur sein?“

Nun sahen sich die drei ratlos an und zuckten die Schultern. Manuel sagte schließlich. „Vielleicht soll ihnen Señor Maura ein Bild malen, das sie nicht bezahlen wollen. Wenn sie es haben, laufen sie fort, und Señor Maura bekommt kein Geld. Sie wollen ihn betrügen.“

„Ja, so könnte es sein“, meinte Angelika nach einigem Nachdenken, „wie können wir das aber verhindern?“

„Wir müßten dabeisein, wenn Señor Maura den beiden Männern das Bild übergibt“, riet Michael, „und wollen sie ausrücken, halten wir sie auf. Entweder müssen sie bezahlen, oder sie bekommen das Bild nicht.“

„Das ist eine gute Idee. Da muß uns Ines helfen. Sie muß uns sagen, wann das Bild fertig ist. Margot muß dann beobachten, wann die beiden Männer das Hotel verlassen. Dann jagen wir alle zur Villa Vallori.“

„Der Plan ist gut, Angelika“, begeisterte sich Manuel, „wenn alles klappt, müßten wir sie fangen. Sie sollen Señor Maura nicht um sein Geld bringen.“

\*

Ja, der Plan war gut, aber er drohte schon am Anfang zu scheitern, denn Ines war es nicht möglich, festzustellen, wie weit das Bild gediehen war. Der Vater hielt das Atelier verschlossen, auch wenn er nicht malte. Das hatte er noch nie getan. Ines war oft dabeigewesen, wenn er ein Bild malte. Er fragte sie, wie es ihr gefalle und ob die Farben richtig seien. Und er hatte oft beifällig genickt, wenn sie ihm sagte, daß sie diese oder jene Farbe, diese oder jene Darstellung zu herb oder zu mild fände. Noch nie hatte er sie von seiner Arbeit ausgeschlossen. Nun aber stand das Mädchen vor verschlossener Tür, und ihr Kummer und ihre Sorge um den Vater wuchsen. Auch Señora Mafalda fand des Malers Verhalten eigenartig, aber sie sprach mit Ines nicht darüber, da sie sah, daß das Mädchen sich so schon genug Sorgen um den geliebten Vater machte. Antonio Maura wich Ines' Fragen aus. Nur einmal sagte er: „Es ist eine große Arbeit, Kind. Ich muß mich aufs äußerste konzentrieren und darf mich durch nichts ablenken lassen. Zudem muß ich einen Termin einhalten. Wenn das Bild fertig ist, darfst du es sehen.“

„Ist das wahr, Vati?“

„Ja, ja“, sagte er und sah über sie hinweg.

Da wußte Ines, daß er ihr das Bild nie zeigen würde.

„Was machen wir bloß?“ fragte Angelika verzweifelt. „Nun wird es schwierig werden, die beiden Männer gerade an dem Tag zu erwischen, an dem sie das Bild bei deinem Vater abholen wollen. Wir wissen ja nicht, wann es fertig ist.“

„Es bleibt uns nichts weiter übrig, als die Augen doppelt

aufzumachen“, meinte Michael, „wir müssen sie erwischen. Wir müssen es einfach.“

„Hoffentlich geht's gut“, seufzte Angelika, und ihr Seufzer kam aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens. –

„Warum kommen deine Freunde jetzt so wenig hierher?“ fragte Señora Mafalda. „Haben sie keine Zeit mehr, oder habt ihr euch gestritten?“

„Nein, nein“, erwiderte Ines erschrocken, „wir haben uns nicht gestritten. Sie haben aber jetzt den kleinen Esel, mit dem sie überall hinfahren. Da haben sie wenig Zeit.“

„Warum nehmen sie dich nicht mit?“ Señora Mafalda wunderte sich sehr darüber.

Ines schwieg bestürzt. Sie mußte Tante Mafalda belügen. Nein, Michael und Angelika fuhren kaum mit Amigo fort. Sie waren oft daheim und warteten auf Neuigkeiten, um sofort zur Stelle zu sein, wenn es um Adams und Hillen ging. Sie opferten ihre Zeit und ihre Freuden, um Ines und ihrem Vater zu helfen. Aber davon wollte Ines Tante Mafalda nichts sagen, denn vielleicht würde Señora Mafalda dem Vater von den Vermutungen der Kinder erzählen, und Señor Maura würde verärgert sein, daß man sich in seine Angelegenheiten mischte.

„Sie nehmen mich ja mit, Tante Mafalda, aber oft sind eben auch die anderen Kinder dabei, und so groß ist der Wagen ja auch nicht. Amigo kann nicht alle ziehen. Dazu ist er zu klein. Und außerdem gibt ihnen ihre Mutter Schulaufgaben, damit sie nicht alles verlernen.“

„So, so“, meinte Tante Mafalda mit einem Seitenblick in Ines' blasses Gesicht und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. –

Es waren zwei Wochen nach dem ersten Besuch von Adams und Hillen in der Villa Vallori vergangen. Ines saß in dem kleinen Wohnzimmer, das nach Norden lag, und machte ihre Schulaufgaben. Es war angenehm kühl in diesem Raum. Durch die weit geöffneten Fenster konnte Ines in den Pinienwald hinausschauen, der sich bis zu den Felsen erstreckte, unter denen das Meer gegen die Steine rauschte. In der Ecke des Wohnzimmers lag der Vater auf einer Couch in einem unruhigen Schlaf. Ines betrachtete ihn oft und voll Sorge. Er sah abgearbeitet aus, und Kummer und Gram hatten tiefe Falten um seinen Mund gegraben. Sein braunes Gesicht erschien ihr blaß, und sie glaubte, graue Fäden in seinem Haar zu entdecken. Das Mädchen seufzte, als es ihn ansah.

Warum war der Vater auf einmal so abweisend zu ihr? Warum war er nicht mehr der gute Kamerad, der alles mit ihr besprach und sich an ihren klugen Antworten freute? Ines sah ihn unverwandt an, und Tränen traten in ihre Augen. Da rührte er sich, schlug die Augen auf und fuhr erschrocken hoch.

„Mein Gott, ich war fest eingeschlafen! Und ich habe noch so viel zu tun. Warum hast du mich nicht geweckt, Ines?“

„Ich war froh, daß du eingeschlafen warst, Papa“, sagte das Mädchen leise, „du siehst jetzt immer so müde aus. Ist denn das Bild, das du malst, wirklich so eilig? Es hat dich doch bisher noch kein Auftraggeber gedrängt. Immer hast du gesagt, man kann sich in der Kunst nicht drängen lassen. Man muß der Eingebung folgen, man muß es in sich fühlen, wenn die Zeit für das Bild reif ist.“

„Ja, ja, das habe ich gesagt.“ Der Vater fuhr sich mit bebenden Händen durch das Haar. „Aber diesmal ist es ganz anders. Ich muß mich eben dazuhalten. Bist du mit deinen Aufgaben fertig?“

„Ja, Papa, willst du sie sehen?“

„Jetzt nicht, Kind, vielleicht heute abend. Ich habe schon zu viel Zeit verschlafen. Ich muß wieder ins Atelier. Gehst du zu deinen Freunden? Zu Angelika und Michael?“

Ines räumte die Schulsachen zusammen. „Ja, ich gehe gleich. Sie warten schon auf mich.“

„Das ist recht. Sie sind nette Kinder, die mir gut gefallen. Viel Spaß, Ines.“

„Danke, Papa.“

Sie verließen den kleinen Raum. Der Vater ging ins Atelier, nickte ihr noch einmal freundlich zu und schloß die Tür hinter sich. Ines öffnete die Haustür und hielt dann einen Augenblick inne. Wie wäre es, wenn sie die Badesachen mitnähme? Bestimmt waren Angelika und Michael unten bei den drei Pinien, um zu baden oder sich auf den Luftmatratzen oder im Schlauchboot schaukeln zu lassen.

Das Mädchen schloß die Tür wieder und stieg die Treppe zum Obergeschoß hinauf. Da merkte sie, daß sich die Tür des Ateliers öffnete. Sie hörte den Vater heraustreten und in die Küche gehen. Und da kam ihr eine Idee! Sie dachte nicht an den Vertrauensbruch, den sie beging. Sie dachte an nichts als daran, herauszubekommen, was der Vater so eilig zu malen hatte. Sie schlich hastig die Treppe hinunter, schlüpfte ins Atelier und eilte mit jagendem Herzen und heißem Kopf zur Staffelei. Dort stand ein wunderschönes Bild, fast

vollendet in der Harmonie sanfter Farben. Es zeigte eine Mutter mit ihren beiden Kindern. Aber das seltsamste war, das gleiche Bild stand noch einmal auf einer anderen Staffelei daneben. Ines trat näher und las den Namenszug des Malers. ‚Goya‘ stand in der Ecke des Bildes. Ines warf noch einen kurzen Blick auf die beiden Bilder, dann jagte sie aus dem Atelier. Sie hörte des Vaters Stimme in der Küche, und Tante Mafalda antwortete.

Das Mädchen schlich die Treppe hinauf und setzte sich in ihrem Zimmer aufs Bett. Der Vater kopierte ein Bild! Das hatte er noch nie getan. Immer waren es eigene Motive gewesen, die seinen Bildern zugrunde lagen. Was hatte das zu bedeuten? Steckten Adams und Hillen dahinter?

Sie hörte den Vater ins Atelier zurückgehen und die Tür hinter sich abschließen. Eilig raffte sie ihr Badezeug zusammen, schlich die Treppe hinunter, öffnete leise die Haustür und schloß sie vorsichtig hinter sich. Sie raste den Waldweg hinunter, rannte durch ein paar Nebengäßchen und kam abgehetzt und aufgeregt in Rafael Rocas Geschäft.

Manuel war gerade von einer Bootsfahrt gekommen und wusch sich im Hof das erhitzte Gesicht.

„Manuel, du mußt mir helfen!“ rief Ines verzweifelt. „Ich muß sofort zu Angelika und Michael. Du mußt übersetzen, was ich ihnen sagen will. Es ist ganz wichtig.“

„Ich komme mit“, versprach Manuel sofort, „wir müssen an der Seite aus dem Haus schleichen, damit der Vater mich nicht sieht. Im Laden ist um diese Zeit allerhand los, da braucht er mich. Komm.“

Er hing das Handtuch an den Haken und verließ mit Ines das Haus. Sie fanden die Freunde tatsächlich bei den Klippen unterhalb der drei Pinien. Angelika sah sofort, daß Ines etwas Neues erfahren hatte, und bat um Bericht. Ines erzählte auf spanisch, und Manuel übersetzte es verwundert.

Michael pffte durch die Zähne und überlegte.

„Dein Vater hat also ein Bild kopiert?“ überlegte er. „Wir können mit Bestimmtheit sagen, daß das Original von Adams und Hillen gebracht wurde. Sie hatten eine Papprolle bei sich. Dein Vater malt heimlich, denn es soll niemand erfahren. Also scheint er zu wissen, zu welchem Zweck die Kopie gebraucht wird.“

Ines sah Michael fragend an, als Manuel übersetzte.

„Die Kopie soll für echt verkauft werden“, folgerte der Junge weiter, „und das ist strafbar, weil es Betrug ist.“

„Nein!“ Ines fuhr entsetzt auf. „So etwas macht mein Vati nicht mit. Niemals!“

„Es muß aber doch so sein. Warum kommen Adams und Hillen gerade zu ihm? Sie sind aus Frankfurt gekommen und haben ihn gesucht. Hätten sie nicht Gelegenheit gehabt, in Deutschland einen anderen Maler mit diesem gemeinen Auftrag zu betrauen?“

Ines begriff. Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

„Nimm es nicht so schwer, Ines“, bat Angelika, „vielleicht irren wir uns, und die Kopie hat gar nichts zu besagen. Vielleicht ist sie für einen bestimmt, der sich ein Original nicht leisten kann und die Kopie als Kopie ausgibt und bewundern läßt. Hillen und Adams sind nur die Zwischenträger.“

Ines schüttelte den Kopf. Es war ihr klargeworden, daß Adams und Hillen gekommen waren, um ihren Vater zu erpressen. Entweder die Kopie, die man als echt ausgeben wollte, um damit ein großes Geschäft zu machen, oder die Angabe seines Aufenthaltes bei den Behörden, die den Vater noch suchten. Warum hatte der Vater einen Weg gewählt, der ihn noch unglücklicher machen mußte, als er schon war? Und wahrscheinlich war dieses Goya-Bild erst der Anfang, wahrscheinlich sogar nur ein Versuch, denn ein so bekanntes Bild konnte man doch nicht als Original verkaufen! Sicher sollten noch weitere Kopien folgen. Wenn ihr Vater erst einmal sich dazu hergegeben hatte, war er verloren. Dann hatten ihn die Erpresser fest in der Hand. Das Mädchen fühlte sich plötzlich nicht mehr an das dem Vater gegebene Wort gebunden. Sie mußte den Freunden die Wahrheit sagen, nur so konnten sie dem Vater helfen. Adams und Hillen durften die Kopie niemals bekommen, sonst war er in ihrer Hand.

Ines sah Michael und Angelika an, und ein kleines trauriges Lächeln ging über ihr Gesicht. Und Michael, Angelika und Manuel horchten überrascht auf, als Ines sie plötzlich in einem fehlerfreien Deutsch ansprach.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich euch nicht gesagt habe, daß mein Vater und ich Deutsche sind. Es war sein Wunsch, unerkannt zu bleiben, und ich will euch den Grund hierfür nennen. Aber bitte, schweigt den anderen gegenüber, sie dürfen es nie erfahren. Es ist eine traurige Geschichte. Adams und Hillen haben sie sich zunutze gemacht und wollen meinem Vater schaden!“ Sie atmete tief und erzählte dann von dem Mißgeschick ihres Vaters, das ihn gezwungen hatte, nach Spanien zu fliehen.

Manuel, Michael und Angelika hörten erschüttert zu. Angelika legte impulsiv ihre Arme um Ines und sagte herzlich:

„Ines, nie und nimmer glauben wir, daß dein Vater einen Diebstahl begangen hat. Er war uns sofort sympathisch, als wir ihn sahen. Es kann sich wirklich nur um ein Mißverständnis handeln. Ein anderer hat den Diebstahl begangen und hat es geschickt verstanden, deinen Vater zu belasten. Wir werden alles tun, um die Absichten dieser Gauner zu durchkreuzen. Wenn die beiden erst die Kopie haben, hat dein Vater wirklich Unrecht begangen, und das lassen wir nicht zu.“

Ines nickte dankbar.

„Ob Adams und Hillen etwas mit dem Diebstahl zu tun haben?“ fragte Manuel.

Michael zuckte die Schultern. „Das kann sein, kann aber auch nicht sein; wahrscheinlich haben sie irgendwie davon erfahren und nutzen die Situation aus. Jetzt heißt es also doppelt aufpassen! Du sagtest, Ines, das Bild sei fast fertig? Dann müssen wir auf der Hut sein. Sie dürfen es nicht in die Hände bekommen.“

„Aber wie?“ fragte Ines verzweifelt. „Ich bin vormittags in der Schule, da sehe ich nicht, wenn die beiden kommen und das Bild holen.“

„Wir setzen die anderen ein...“

„Ramon, Pedro und die Mädchen sind ja auch in der Schule.“

„Da hält einer von uns in der Nähe eures Hauses Wache“, entschied Michael, „entweder Angelika oder ich. Einer bleibt, hier, damit Margot ihre Neuigkeiten loswerden kann, wenn sie kommt.“

„Was wollt ihr denn tun? Glaubt ihr, die beiden Männer lassen sich von euch das Bild einfach so abnehmen? Ach, Michael, ich habe gar keine Hoffnung.“

„Ein bißchen Glück müssen wir natürlich haben. Irgendwie werden wir das schon schaffen.“

Angelika sah Ines nachdenklich an.

„Du sagtest, daß du Deutsche bist, Ines. Der Name Maura ist aber doch spanisch.“

„Er ist angenommen“, sagte Ines leise, „ich heiße Ines Mauden.“

Da sahen sich Michael und Angelika an. Mit diesem Namen hatte ein Geheimnis begonnen, und mit diesem Namen offenbarte es sich nun. Jetzt sollte es zu einem guten Ende kommen, das schworen sie sich!

\*

Der Empfangschef sah auf, als der Dicke zu ihm an den Tresen trat.

Der Mann trug einen flotten, karierten Anzug, der nicht ganz zu seiner Figur und zu seinem Alter paßte. Er schwitzte in der Sonnenhitze Mallorcas und wischte sich stöhnend die Tropfen von der Stirn.

Der deutsche Empfangschef vom ‚Solimar‘ fragte höflich:

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?“

„Mit einem netten Einzelzimmer“, keuchte der Dicke und stellte das Reisekofferchen neben sich.

„Gern, ich habe noch etwas frei. Zimmer 43 im zweiten Stock. Page!“

Der Junge kam geflitzt, nahm das Kofferchen auf und wies zum Lift.

„Sagen Sie“, wandte sich der Dicke an den Empfangschef, „bei Ihnen sind doch zwei Herren untergebracht, Adams und Hillen. Sind sie im Hause?“

„Ja, die Herren wohnen hier.“ Der Empfangschef blickte auf das Schlüsselbrett. „Die Herren sind hier. Soviel ich gesehen habe, sind sie zum Schwimmbad gegangen.“

„Was zum Schwimmbad?“ Der Dicke wurde rot vor Ärger. „Wo ist das?“

„Gleich hinter dem Hotel, mein Herr, zum Seitenausgang bitte.“

„Ich komme gleich“, rief der Dicke dem Liftboy zu und wandte sich zum Ausgang, während der Junge den Koffer des Gastes nach oben fuhr.

Der Dicke stapfte durch den weißen feinen Sand, suchte den Schatten der Pinien, unter denen sich die Gäste ausgestreckt hatten, und wischte sich ärgerlich den Schweiß von der Stirn. Dazu bezahlte man die beiden, daß sie es sich hier angenehm machten. Auf seine Kosten! Na, die sollten sich wundern!

Margot schwamm zwischen den Klippen umher und ließ die beiden Männer nicht aus den Augen. Aber etwas Besonderes und Auffälliges hatte sie an ihnen nicht beobachtet. Der eine schwamm; der andere, Hillen, plätscherte wie ein fröhliches Kind im Wasser. Dabei kreischte er, wenn ihm das Salzwasser ins Gesicht spritzte. Margot fand das eigentlich ein bißchen langweilig, denn es ereignete sich nichts. Gerade als sie beschloß, aus dem Wasser zu steigen und

nach der Villa Laguna zu gehen, kam der Dicke. Er blieb stehen, sah sich um, und als er den kreischenden Hillen sah, winkte er ihm grimmig zu und wies auf den Platz neben sich. Margot sah das und schwamm näher heran.

Hillen machte ein dümmliches Gesicht und sagte verdattert:

„Ach du meine Güte, der Boß! Wo kommt der denn so plötzlich her? Ich ahne nichts Gutes.“

Der Ansicht war Adams auch, als er den Dicken sah. Aber da in den Lauf der Dinge einstweilen nicht einzugreifen war, schwamm er gleichmütig näher, kletterte auf die Steine und trabte mit Hillen dem Dicken entgegen.

„Das nenne ich Arbeit“, grollte der Dicke, „ich muß sagen, ihr seid schwer beschäftigt. Hoffentlich überarbeitet ihr euch nicht.“

„Kann ich nicht sagen, Boß“, bemerkte Adams vergnügt, „momentan sind wir noch ganz munter.“ Sie hingen sich ihre Bademäntel über und grinsten.

„Das sehe ich“, knurrte der Dicke, „jetzt gehen wir in euer Zimmer, und ihr erstattet mir Bericht. Warum geht das nicht vorwärts, wie?“

„Es geht doch vorwärts, Boß. Mehr können wir wirklich nicht tun. Wir...“

Die anderen Worte verloren sich im Weitergehen. Margot stieg über die Steine, hängte sich ihren Bademantel um, den sie an die Seite unter eine Pinie gelegt hatte, schlüpfte in die Sandaletten und schlich den dreien nach. Sie verschwanden in Zimmer 39 im zweiten Stock.

Margot stellte sich herzklopfend hinter die Tür und lauschte. Eine Weile sprachen sie durcheinander. Adams und Hillen rechtfertigten sich, was der Dicke nicht gelten lassen wollte. Ihm ging die Sache mit dem Bild nicht schnell genug.

„Das Bild muß ja schließlich echt wirken“, sagte Adams endlich, „wenn es liederlich gemalt ist, merkt man doch gleich, daß es eine Kopie ist. Lange dauert es ja nicht mehr. Es sind nur noch Kleinigkeiten. Aber herrlich wird es, Boß. Der Mauden ist ein richtiger Künstler. Mit dem werden wir noch viel Moos machen!“

Der Dicke lachte. „Das hoffe ich! Geld genug habe ich ja schon in die Sache gesteckt. Aber Abnehmer habe ich jetzt auch,



also kann das Geschäft starten. Die Hauptsache ist, daß wir erst mal eine Kopie von ihm haben, dann sitzt er an der Angel und muß nach unserer Pfeife tanzen. Denn die Drohung mit seiner Verhaftung ist eine windige Sache! Die sogenannte Unterschlagung hat sich ja längst aufgeklärt. Aber die Kopie legt ihm einen Strick um den Hals, und den wird er nie wieder los! Seine Schuld, daß er uns ins Garn gegangen ist. Ich denke, so jährlich zehn bis zwölf Kopien wird er wohl schaffen! Alte Meister sind gefragt. In Amsterdam habe ich einen Mann, der macht die Kopien auf alt zurecht!“

Margot hielt vor Aufregung den Atem an. Von wem sprachen die Männer eigentlich? Plötzlich fiel Margot der Name wieder ein, den die kleine Ines im Kindergarten gehabt hatte. Ines Mauden hieß sie! Himmel, sollte das alles Zufall sein?! Sie horchte mit heißem Kopf und klopfendem Herzen, aber die Männer sprachen von nichts Besonderem mehr. Hastig jagte das Mädchen die Treppe hinunter, stürmte in ihr Zimmer, zog sich ein leichtes Kleid über und lief auf den Gang, der Mutter in die Arme.

„Du hast’s ja eilig, Kind!“ lachte Frau Gettorf. „Wohin willst du denn?“

„Zu Michael und Angelika!“ rief Margot zurück.

„Das ist recht. Ich glaube, sie werden dich schon vermissen. Du bist jetzt viel zu oft hier im Hause gewesen...“

„Ja, ja“, nickte Margot und dachte: ‚Wenn ihr wüßtet, daß ich hier auf Beobachtungsposten lag. O je, das wäre euch nicht recht!‘ Sie rannte die Hauptstraße im Schatten der Pinien entlang, bog in die Calle Mételo ein und stürmte durch das Gartentor der Villa Laguna.

„Michael und Angelika sitzen in ihrem Zimmer“, sagte Frau Berkhoff an der Tür, „ich weiß gar nicht, was mit ihnen los ist.“

Margot murmelte etwas Unverständliches und lief an ihr vorbei. Die Geschwister sprangen auf, als Margot das Zimmer betrat.

„Was Neues?“ fragte Michael.

„Das kann man wohl sagen“, Margot keuchte noch vom schnellen Laufen, und dann berichtete sie, was sie gehört hatte.

„Das ist ja nicht zu glauben“, sagte Angelika fassungslos, „solche Gauner! Sie wollen seine Lage zu einer ganz gemeinen Erpressung ausnützen, und dabei ist Señor Maura unschuldig! Er hat sich all die Jahre mit einer Schuld herumgequält, die er gar nicht auf sich geladen hatte.“

„Angelika, sie nannten den Namen Mauden. Jetzt fällt mir ein, daß das Mädchen aus dem Kindergarten Ines Mauden hieß. Hast du dafür eine Erklärung?“

„Laß dir die Erklärung von Ines geben. Margot! Du bist einer wichtigen Sache auf die Spur gekommen. Wir müssen sofort zu Señor Maura und ihm die Wahrheit sagen. Daraufhin wird er das Bild nicht mehr aushändigen.“

„Bestimmt nicht, aber sollten wir ihn nicht lieber anrufen?“ gab Michael zu bedenken. „Jetzt ist jede Minute kostbar.“

„Nein, denn ich möchte, daß wir Adams, Hillen und ihren Boß fangen. Sonst richten sie noch einmal so ein Unheil an. Wenn Señor Maura ihm das Bild verweigert und ihnen die Wahrheit sagt, die er von uns erfährt, dann gehen die drei straflos aus.“

„Das stimmt. Also, was ist jetzt zu tun?“

Sie berieten hin und her. Da läutete das Telefon in der Diele. Die Mutter sah ins Zimmer. „Es ist für euch, Angelika. Ines ist am Apparat.“

Angelika sauste zum Telefon.

Ines sprach hastig und leise: „Du, gerade haben Adams und Hillen angerufen, sie wollen in einer Stunde kommen und das Bild holen...“

„Ist es denn fertig?“

„Ja, es ist fertig. Was soll ich tun?“

„Nichts, Ines, warte, bis wir da sind. Wir haben eine tolle Neuigkeit, die alles zum Besten wendet. Wir holen alle Freunde zusammen. Heute sollen uns Adams und Hillen ins Netz gehen.“

„Hoffentlich“, seufzte Ines, „ich habe solche Angst.“

„Brauchst du nicht zu haben. Es wird alles gut. Verlaß dich drauf.“

„Es geht los“, sagte Angelika, als sie aufgelegt hatte, „ein Glück,

daß es Nachmittag ist. So ist keiner in der Schule. Wir brauchen jetzt alle, damit uns die drei nicht durchgehen. Zuerst rufen wir Ramon und die Mädchen.“

„Fahren wir mit Amigo?“ fragte Margot.

„Nein, wir laufen. Wenn die drei das Eselsgefährt sehen, wissen sie, daß wir in der Nähe sind.“

„Bis zur Villa Vallori ist es eine ganz schöne Strecke.“

„Ja, aber wir haben eine Stunde Zeit. Bis dahin haben wir die Freunde beisammen und schaffen auch noch den Weg zur anderen Seite von Cala Pino. Auf zu Ramon, Emilia und Teresa!“

Die Freunde waren gerade mit den Schularbeiten fertig. Sie schlossen sich Michael, Angelika und Margot an. Ihre Wangen glühten vor Eifer. Michael hatte ihnen mittels Wörterbuch auseinandergesetzt, daß sie heute Adams und Hillen fangen wollten. Da waren sie mit Begeisterung dabei. Manuel bat seinen Vater um eine Stunde Freizeit. Diese gewährte ihm der Vater gern, und so machte sich Manuel mit den anderen auf den Weg zu Pedro und Juan.

„Ein Glück, daß wir alle beisammen sind“, meinte Michael dann, „wir sind zehn, da können wir es doch wohl mit drei Gaunern aufnehmen!“

Juan und Pedro lachten, als es Manuel übersetzte. So ein Abenteuer war ganz nach ihrem Sinn. Sie gingen an den Fischereischuppen vorbei und den steinigen Weg entlang, den Michael und Angelika zum erstenmal mit Pedro gegangen waren, als sie die Fische zu Señora Mafalda brachten.

\*

Ein großer Wagen hielt vor der Villa Vallori. Ein Herr stieg aus und ging auf das weiße Haus zu, das, umgeben von Pinien, in der warmen Nachmittagssonne lag. Die Glocke schlug an. Señora Mafalda öffnete, und über ihr abweisendes Gesicht ging ein Schimmer der Überraschung und Freude. Diesen Gast hatte sie jetzt nicht erwartet.

„Oh, Señor Moll!“ rief sie und drückte die dargereichte Hand. „Bitte, treten Sie ein. Ja, Señor Maura ist daheim. Er wird sich freuen, Sie zu sehen.“

Ines hatte mit Herzklopfen hinter der Palme in der Diele gestanden. Sie fürchtete, es könnten schon Adams und Hillen sein

und die Freunde könnten zu spät kommen. Sie hörte Señora Mafaldas Worte und trat hervor.

„Ines, wie hübsch, dich zu sehen!“ Señor Moll sprach ein gepflegtes Spanisch. „Und wie groß du geworden bist. Eine richtige kleine Señora bist du schon.“

Ines lächelte beglückt. Sie freute sich, daß Señor Moll gerade jetzt gekommen war. Das würde Adams und Hillen aufhalten, denn sicher hatte Señor Moll ein Anliegen an ihren Vater, das sich nicht so schnell erledigen ließ.

Antonio Maura war aus der Tür des Ateliers getreten. Er hatte vorher sorgfältig die Kopie und das Original von Goya verborgen und begrüßte den gern gesehenen Gast erfreut.

„Ich möchte wieder ein Bild von Ihnen haben, Señor Maura!“ Señor Moll schüttelte die Hände des Hausherrn. „Vielleicht ahnen Sie schon, auf welches Ihrer Werke ich ein Auge geworfen habe. Es ist das ‚Mädchen am Meer‘. Das verkaufen Sie mir doch?“

„Ihnen gern, Señor Moll“, nickte Antonio Maura und führte den Gast ins Atelier. „Sie wissen ja, daß es meine Ines ist, die ich malte. Sie sollen das Bild haben. Einem anderen hätte ich es nicht gern gegeben.“

„Vielen Dank, mein Freund, das ist nett von Ihnen. Wie geht es Ihnen?“

Diese Worte hörte Ines noch, dann gingen die Männer weiter ins Atelier hinein, und Ines konnte nichts mehr verstehen.

„Ich glaubte schon, die beiden Männer wären es, als es läutete“, meinte Señora Mafalda mit grimmigem Gesicht, „sie sind mir wirklich sehr unheimlich.“

„Mir auch“, sagte Ines und ging die Treppe hinauf. –

Während Michael, Angelika und die Freunde auf dem Weg zur Villa Vallori waren und Señor Moll mit Antonio Maura ein angeregtes Gespräch führte, fuhr der Leihwagen mit Adams, Hillen und dem Boß auf der Straße der Calle del mar zu. Als die Kinder dort ankamen, sahen sie zwei Wagen vor der Villa stehen. Michael erkannte beide sofort.

„Das ist der Wagen von Señor Moll!“ rief er. „Also ist er zufällig bei Antonio Maura zu Besuch. Und der andere ist der Wagen von Adams und Hillen. Auch die sind da. Kinder, ist das ein Glück, daß Señor Moll gerade heute und jetzt hierher gekommen ist! Er muß uns helfen, die drei Männer zu überführen.“

„Das wird er bestimmt, wenn er erfährt, was sie von Señor Maura

verlangt haben. Was machen wir nun? Sollen wir läuten?“

„Nein, die drei dürfen uns nicht sehen. Ich schlage vor, Ramon, Juan und die Mädchen bleiben hier vor dem Haus und verstecken sich. Wenn die drei wirklich auf und davon gehen sollten, dann müssen sie sie aufhalten, bis wir kommen. Manuel kann bei uns bleiben, denn er kann ja deutsch.“

„Ja, und Pedro führt uns am Felsenpfad entlang bis zur Terrasse. Margot kommt mit, denn sie war der einzige Ohrenzeuge der Unterhaltung. Sie ist wichtig.“

„So machen wir's. Zuerst müssen wir Ines suchen. Sie muß uns sagen, was im Hause vorgegangen ist.“

Sie machten noch ein Rufzeichen aus, mit dem sich Manuel und Ramon melden sollten, wenn es nötig war. Dann gingen sie am Haus entlang, der Seeseite zu. Durch die kleine Pforte erreichten sie den Felsenpfad, schlichen um die Terrassenbalustrade und duckten sich unter den breiten und hohen Fenstern des Ateliers.

„Nur nicht hineinsehen“, flüsterte Michael, „sonst sieht uns Señor Maura, und alles ist aus.“

In dem kleinen Raum neben dem Atelier besserte Señora Mafalda Ines' Kleidung aus. Sie blickte erschrocken auf, als es an die Scheiben klopfte. Michael legte die Finger an den Mund.

„Wo ist Ines, Señora Mafalda?“ fragte Angelika.

„Sie ist in ihrem Zimmer. Soll ich sie holen?“

Ines kam aufgeregt herunter. Sie war froh, daß die Freunde endlich da waren, und atmete auf.

„Señor Moll ist noch im Atelier bei meinem Vater“, flüsterte sie aufgeregt. „Adams und Hillen und so ein Dicker sitzen in der Diele und warten.“

„Dann ist es gut. Wir kommen also nicht zu spät. Ines, du muß Señor Moll aufhalten. Vielleicht brauchen wir ihn. Und paß gut auf, daß Adams und Hillen nicht vorzeitig das Haus verlassen. Ramon, Manuel und die Mädchen haben sich vor dem Haus versteckt. Sie werden die Männer am Einsteigen hindern.“

Das Abenteuer hatte begonnen, und alle waren gespannt und aufgeregt.

Es dauerte nicht lange, da trat Señor Moll aus dem Atelier. Er sah die drei Männer, die in der Diele warteten, überrascht an und zog nachdenklich die Brauen zusammen.

„Ach ja“, sagte er dann, „haben wir uns nicht schon einmal gesehen? Es war in Palma auf einer kleinen Ausstellung. Sie wollen

doch nicht etwa auch das ‚Mädchen am Meer‘ kaufen? Das habe ich gerade erworben.“

Señor Moll lächelte spitzbübisch. Aber Adams und Hillen war die Begegnung gar nicht erwünscht. Es wurde Zeit, daß sie wieder von hier verschwanden, mit der Kopie natürlich.

„Kommen Sie bitte herein“, sagte Antonio Maura mit belegter Stimme und ließ die drei Männer vorausgehen, „was kann ich für Sie tun?“

Er schloß die Tür hinter ihnen. –

„Ach, Señor Moll“, bat Ines, „hätten Sie wohl einen Augenblick Zeit?“

„Aber gern, mein Kind. Was ist denn?“

Ines wurde verlegen. Was sollte sie bloß sagen? Es wollte ihr absolut nichts einfallen. Aber jetzt war es an der Zeit, Michael, Angelika und die Freunde ins Haus zu lassen.

„Warten Sie einen Augenblick hier“, flehte das Mädchen, „ich möchte Ihnen meine Freunde vorstellen.“

Señor Moll lächelte. Ihre Freunde mußten etwas Besonderes sein, wenn sie so dringend wünschte, sie ihm vorzustellen. Er setzte sich und wartete. Sie kam bald mit Michael, Angelika und den anderen durch die Haustür zurück.

„Oh, das sind ja Michael und Angelika Berkhoff!“ rief Señor Moll überrascht. „Wir kennen uns ja schon! Wie geht es euch?“

Hinter der Tür des Ateliers wurden Stimmen laut.

Der Boß schrie: „Wo haben Sie das Bild? Sie haben es für uns gemalt. Wir wollen es haben. Sie wissen doch, daß wir Sie in der Hand haben. Entweder das Bild oder...“

„Es geht los“, flüsterte Michael aufgeregt, „jetzt ist der Augenblick gekommen. Kommen Sie mit, Señor Moll. Helfen Sie uns!“

Die Kinder stürmten gegen die Tür des Ateliers, während Señor Moll erstaunt und erschrocken von seinem Stuhl auffuhr.

Die drei Männer standen Señor Maura gegenüber.

Adams sagte gerade: „Aber Herr Mauden, Sie waren doch mit allem einverstanden. Sie haben für uns das Bild kopiert, und wir verraten Sie nicht. Das ist doch ein gutes Geschäft?“

„Ich kann nicht“, erwiderte Señor Maura verzweifelt, „ich hätte den Auftrag nie annehmen dürfen. Ich gehe freiwillig zurück und melde mich.“

„Nein, das brauchen Sie nicht!“ rief Angelika jubelnd. „Es ist ja

alles nicht wahr! Man sucht Sie nicht, Señor Maura, man hat Sie nie gesucht. Inzwischen hat sich ja herausgestellt, daß Sie unschuldig sind. Der dicke Herr hat es seinen Kumpanen erzählt. Wir haben das Gespräch abgehört!“

„Was sagst du?“ Antonio Maura wurde blaß und setzte sich auf den nächsten Stuhl.

„Ja, fragen Sie nur mal die drei Gauner hier!“ rief nun Michael. „Die wissen das ganz genau. Sie wollten Sie nur erpressen, um die Bilder, die Sie kopieren sollten, in einer Amsterdamer Werkstatt auf alt zurechtmachen zu lassen und sie dann als Originale zu verkaufen.“

„Ist das wahr?“ rief nun Ines. „Ist meines Vaters Unschuld erwiesen?“

Sie fragte es auf deutsch, aber das fiel in der Aufregung niemandem auf.

„Schon lange, Ines. Ihr habt überhaupt nichts zu befürchten gehabt. Alles ist in Ordnung.“

„Hier erzählt jemand Märchen“, mischte sich der Boß ein, der sich gefaßt hatte, „selbstverständlich wird der Dieb Anton Mauden noch gesucht. Wir werden ihn jetzt nicht mehr schonen, sondern seinen Aufenthalt der Polizei mitteilen.“

„Lüge!“ schaltete sich nun Margot ein. „Ich habe selbst gehört, was Sie gesagt haben!“ Sie wiederholte Wort für Wort das Gespräch, das sie im ‚Solimar‘ mitangehört hatte.

Die drei Erpresser versuchten, sich herauszureden, verwickelten sich aber in Widersprüche und sahen sich schließlich ratlos an.

Señor Moll war näher getreten.

„So, nun erzählen Sie. Wie verhält sich die Sache richtig?“

Nach einigem Zögern gaben die drei zu, daß Señor Maura oder Mauden, wie er ja hieß, völlig unschuldig sei. Man habe ihn nie verfolgt, weil der Dieb bald gefunden worden sei. Da aber Mauden außer Landes gegangen sei und sich versteckt gehalten habe, habe man ihm das nicht mitteilen und ihm auch nicht das bereits erstattete Geld zurückgeben können. Sie hätten durch Zufall erfahren, daß er sich auf Mallorca aufhalte, und da hätten sie beschlossen, ihn als Kopisten alter Meister für ihre betrügerischen Pläne zu gewinnen.

„Ein niederträchtiger Plan“, sagte Señor Moll voll Verachtung, „Sie wollten die Existenz Mauras erneut zerstören, um zweifelhafte Geschäfte zu machen. Sie werden begreifen, daß man Leute wie Sie hinter Schloß und Riegel setzen muß.“

Adams, Hillen und der Boß sahen ihr häßliches Spiel verloren. Señor Moll ging zum Telefon und rief die Polizei an, und schon nach zehn Minuten fuhr ein Polizeiwagen vor und holte das Kleeblatt ab. Señor Moll erbot sich, mitzufahren, um der Polizei Auskunft zu geben.

Er verabschiedete sich herzlich von Señor Maura.

„Ich komme bald wieder, mein Freund. Ich glaube, wir haben uns viel zu erzählen.“

Herr Mauden nickte: „Ja, ich werde Ihnen alles berichten. Es war eine schwere Zeit für Ines und mich.“

Der Wagen fuhr davon.

Señor Maura nahm Angelikas Hand.

„Kinder, ich habe euch so viel zu danken. Ohne euch hätte ich die Wahrheit wahrscheinlich nie erfahren. Jetzt fühle ich mich wieder froh und frei. Das ist allein euer Verdienst!“

Ines schmiegte ihr Gesicht an die Brust des Vaters.

„Jetzt darf ich wieder deutsch sprechen, wenn ich mit meinen Freunden zusammen bin!“

Antonio Maura, der bald wieder Anton Mauden heißen würde, nickte.

„Auch ich darf jetzt wieder deutsch sprechen; ich bin sehr glücklich!“

## *PERLEN AUS DEM MEER*

Angelika packte ihre Badetasche. Michael stand schon in der Haustür und wartete ungeduldig. Warme Morgensonne lag über den Häusern im Pinienwald. Die Fensterläden waren geschlossen, und man hatte den Eindruck, als seien die Häuser nicht bewohnt. Ramon und die Mädchen waren in der Schule, nur ein paar kleinere Kinder spielten im Schatten unter den Bäumen in ihren Gärten. Träge rollten die Wellen gegen die Klippen, und ihr sonst so machtvolles Rauschen war heute kaum mehr als ein Flüstern, das zwischen den Steinen erstarb.

„Angelika, beeil dich!“ rief Michael ungeduldig. „So lange kann es doch nicht dauern, die Badesachen zusammenzupacken!“

„Ich komme ja schon!“ rief die Schwester zurück, strich sich noch einmal mit der Bürste über das Haar, nahm die Badetasche und lief zur Haustür.

Die Mutter trat aus der Küchentür und sagte mit einem kleinen Vorwurf in der Stimme:

„Ich freue mich ja, daß ihr in Ines eine gute Freundin gefunden habt, aber ich möchte doch nicht, daß ihr darüber Margot und Amigo vergeßt. Das Eselchen war jetzt recht oft allein, denn immer habt ihr etwas vor, wozu ihr es nicht gebrauchen könnt. Margot kam gestern abend vergeblich zu euch, weil ihr noch bei Ines wart...“

„Ja, ja, Mutti, ich weiß“, gab Angelika etwas schuldbeußt zu, „aber heute müssen wir trotzdem zu Ines. Wir haben es ihr versprochen.“

„Warum kann Margot nicht dabeisein? Warum schließt ihr sie aus?“

„Aber Mutti, wir schließen sie auf keinen Fall aus. Ich habe einfach nicht an Margot gedacht, als wir uns gestern für heute verabredeten. Aber gleich nachher machen wir mit Ines aus, daß Margot bei unseren nächsten Unternehmungen dabei ist. Bist du zufrieden, Mutti?“

Die Mutter lächelte: „Nur halb. Was ist mit Amigo? Soll er immer einsam im Garten herumtraben?“

„Wir machen in den nächsten Tagen einen großen Ausflug mit ihm. Er soll sich wundern, Mutti, was er zu tun bekommt. Da ist es gut, wenn er sich jetzt noch ein bißchen ausruht“, meinte Angelika, „wir werden uns etwas ganz Tolles für ihn ausdenken. Aber jetzt müssen wir gehen. Ines erwartet uns.“

„Wenn ihr an Rocas Geschäft vorbeikommt, so bringt mir bitte ein Dutzend Ansichtskarten mit. Ihr habt Ingrid und Jürgen lange nicht mehr geschrieben. Es wird Zeit, daß ihr ihnen eine Karte schickt, damit sie wieder mal etwas von euch hören.“

„Das machen wir heute abend, Mutti. Der Tag reicht einfach nicht für alles aus.“

Die Mutter seufzte ein wenig: „Ich brauche da nur an die Schulbücher zu denken. Nicht ein einziges Mal habt ihr hineingesehen...“

„Ach, Mutti, das holen wir alles nach! So viel haben wir noch nicht vergessen. Also tschüs, Mutti, sieh mal nach Amigo und tröste ihn ein bißchen.“

Angelika lachte, küßte die Mutter rasch, winkte ihr dann zu und lief mit Michael die Straße hinunter.

Sie gingen den kürzeren Weg am Meeresufer entlang. Die Steine knirschten unter ihren Tritten.

Als sie sich dem Hafen näherten, sahen sie ein Motorboot mit Touristen auslaufen. Sie suchten Manuel am Steuer des Bootes, sahen aber nur die beiden anderen Burschen, die abwechselnd mit Manuel die Touristenboote steuerten.

„Er wird im Geschäft sein“, meinte Angelika, „vielleicht haben sie heute nicht viel zu tun, und Manuel kann mit uns kommen.“

An der Hafestraße bot sich ihnen das gewohnte Bild. Touristen bummelten, leicht gekleidet, an den Läden und Bars vorbei. Die Einheimischen saßen auf der niederen Kaimauer und hielten Siesta. Ein altes Fischerboot, halb abgewrackt, lag in einer Hafenecke, und sein rostiger Bug ragte über die Kaimauer hinaus. Auf dem weiten Platz vor den Fischereischuppen lag ein leichter Geruch von Salzwasser und Fisch.

Angelika sah zu Rafael Rocas offener Ladentür hinein. Manuel stand am Tresen für „Ausflüge und Bootsfahrten“ und buchte gerade eine Fahrt nach Porto Cristo. Er sah die Freunde an der Tür und winkte. Rafael Roca erklärte im Hintergrund des Ladens deutschen Touristen die Bedienung einer Kamera. Kunden gingen aus und ein. Der Laden war selten leer, so daß Angelika meinte: „Ich glaube, heute haben wir kein Glück. Señor Roca wird Manuel nicht mit uns gehen lassen. Es ist zuviel zu tun.“

„Na, versuchen können wir's ja mal.“

Michael trat ein, grüßte Señor Roca, der den Kindern freundlich zunickte und sich dann wieder mit seinen Kunden beschäftigte.

Manuel hatte die Touristen bedient und begrüßte nun die Freunde.

„Wir wollen zu Ines, wir haben das Schlauchboot mit. Sie hat uns für den ganzen Tag eingeladen. Kommst du mit, Manuel?“

Manuel zog die Stirn kraus und blickte zu seinem Vater hinüber.

„Ich glaube, das wird nichts. Es ist allerhand los heute. Meine Mutter mußte zu einer Verwandten in den Nachbarort. Die Burschen sind mit dem Motorboot ausgefahren. Mein Vater ist ganz allein im Geschäft.“

„Schade“, meinte Michael, „aber wir kaufen trotzdem ein Dutzend Ansichtspostkarten für Mutti.“

Sie lachten und suchten sich am Ständer die schönsten aus.

„Sicher willst du mit deinen Freunden fort“, folgerte Señor Roca ganz richtig, als Angelika und Michael an die Kasse traten, „aber das geht leider nicht.“ Als er die betübten Gesichter der Kinder sah, lächelte er. „Na, etwas will ich für euch tun! Manuel, nimm die Bücher für Mister Carpenter und bring sie ihm in die Pension Miramar. Da bist du wenigstens ein paar Minuten mit deinen Freunden zusammen. Aber länger als eine halbe Stunde kann ich dir nicht frei geben.“

„Danke, Vater“, rief Manuel, „das ist besser als nichts. Ich bin pünktlich zurück!“

Er nahm die Bücher und verließ mit Michael und Angelika den Laden.

Die Pension Miramar, in der der Engländer wohnte, lag hinter dem Fischereischuppen an der einsamen Uferstraße, die zur Villa Vallori führte. Die drei Kinder gingen lachend und schwatzend den steinigen, staubigen Weg hinunter, blickten in das Flimmern der Wellen, die sich zwischen Felsblöcken und Steinen verliefen.

„Ohne Sonnenbrille war’s gar nicht auszuhalten“, meinte Angelika, „die Augen tun mir ohne Brille weh.“

Michael bestätigte das, aber Manuel meinte: „Mir macht das nichts aus. Ich bin Helligkeit gewohnt. Bei euch scheint die Sonne eben nicht so hell...“

„Ja, und bei uns gibt es auch kein Meer, das die Sonnenstrahlen reflektiert und damit noch verstärkt... Aber seht mal, da steht ja einer und angelt. Ob der hier an der Küste etwas fängt?“

Der Mann stand auf einem großen Stein im Wasser, das klar und durchsichtig um ihn herum plätscherte. Er hatte einen abgetragenen Anzug an. Ein breitkrepiger Hut schützte ihn vor den

Sonnenstrahlen. Die Angelschnur hatte er weit hinaus ins Wasser geworfen; nun stand er unbeweglich wie eine Statue.

Manuel lachte: „Ach, das ist der alte Lorenzo, ein kauziger Kerl. Aber gut zu leiden. Er wohnt in der Gasse hinter dem Hafen, nicht weit von Großvater Nadal. Im Grunde sind die beiden gute Freunde, aber auch ein bißchen Rivalen. Früher sind beide mit den Booten zum Fischfang aufs Meer hinausgefahren, jeder für sich natürlich. Und jeder versuchte, den anderen mit der Menge der gefangenen Fische auszustechen. Mal fing Großvater Nadal mehr, mal der alte Lorenzo. Es war ein ewiger Kampf, den die beiden ausfochten, und alle Fischer von Cala Pino warteten täglich auf die Stunde, wenn der Fang im Schuppen ausgewogen wurde. Der Sieger jubelte dann, als habe er eine Schlacht gewonnen. Als die beiden alt geworden waren und ihnen das Rudern der Boote, das Auswerfen und Einziehen der Netze und das Einbringen des Fanges immer schwerer fielen, wagte keiner der beiden aufzuhören, weil dann der andere triumphiert hätte. Schließlich kamen ihre Söhne zusammen, besprachen den Fall und kamen überein, daß beide Männer am selben Tage zum letztenmal hinaus aufs Meer zum Fischfang rudern sollten. So geschah es auch, und der Zufall wollte es, daß an diesem Tage Großvater Nadal mehr fing als Lorenzo. Das läßt dem alten Lorenzo keine Ruhe. Außerdem ist er mit Leib und Seele Fischer, das Meer ist sein Element. Er steht oft stundenlang in der Sonne, um Fische zu fangen, nicht etwa, weil er sie zu seiner Ernährung brauchte, denn sein Sohn versorgt ihn mit Fisch aus seinen Fängen, sondern aus Leidenschaft und auch deshalb, um so viele Fische zu fangen, wie er am letzten Tage weniger hatte als Großvater Nadal.“

Sie gingen über die Steine auf den alten Lorenzo zu. Er hörte sie nicht. Er starrte auf seine Angel, deren Schnur sich in dem stillen Wasser kaum bewegte.

„He, Lorenzo!“ rief Manuel. „Wieviel hast du gefangen?“

Der Alte schrak auf, die Angel entfiel fast seinen Händen.

„Wie kann ich hier etwas fangen, wenn ich keine Ruhe habe?“ murrte er, aber in seinen Augen saß ein Lächeln.

„Das sind meine Freunde Michael und Angelika“, stellte Manuel vor, „sie verstehen kein Spanisch, sie sind Deutsche. Ich werde ihnen alles übersetzen, was du sagst.“

„Meinetwegen“, brummte der Alte, „aber was gibt’ schon zu sagen? Schönes Wetter heute, wie?“

Manuel lachte.

„Angelika fragt, ob man hier an der Küste überhaupt etwas fangen kann. Sie glaubt, die Fische halten sich draußen auf dem Meer auf. Was meinst du dazu?“

Der Alte musterte das Mädchen wohlgefällig, und in ihm regte sich die Freude am Fabulieren. Daheim kannten ja alle schon seine alten Geschichten, sie mochten ihm gar nicht mehr zuhören. Aber hier sahen ihn Kinderaugen so erwartungsvoll an, daß er wußte, gute Zuhörer gefunden zu haben.

Er legte die Angel neben sich und setzte sich auf einen Steinbrocken; die Kinder suchten sich die Steine in der Nähe als Sitzplätze.

„Die Fische sind nachts draußen auf dem Meer“, begann Lorenzo dann, „dort tanzen sie im Mondschein, der auf die Wellen fällt. Sie tanzen und merken nicht, daß der Fischer seine Netze ausgelegt hat. Erst wenn sie an Bord liegen und zappeln und sich wehren, wissen sie, daß der Tanz für immer aus ist. Die anderen, die den Netzen entkommen sind, schwimmen dann zur Küste und ruhen sich im klaren Wasser unter den Steinen vom nächtlichen Mondscheintanz aus. Und da werfe ich meine Angel aus, mitten zwischen sie. Sie besehen sich den Köder, schnuppern daran und schnappen zu. Nun ja, dann habe ich sie, viele, viele...“

Manuel übersetzte, Michael und Angelika sahen sich an.

„Er scheint ein bißchen dick aufzutragen, der alte Lorenzo“, meinte Michael, „wo sind denn seine vielen Fische?“

Manuel fragte zurück. Der alte Lorenzo blinzelte listig.

„Oh, heute haben sie keine Last. Sie sehen den Köder nicht einmal an. Sie haben zuviel im Mondschein getanzt, da sind sie noch müde. Sie liegen in den Felsspalten und schlafen. Wenn die Nacht kommt, tanzen sie wieder, und ich stehe morgen hier und fange die, die den Netzen entgangen sind.“

„Na, dann viel Glück“, lachte Michael, „hoffentlich werden es mehr als heute. Die Fische um Cala Pino scheinen ein vergnügungssüchtiges Volk zu sein, das ein anstrengendes Nachtleben führt. Der alte Lorenzo ist ein Schelm, aber er erzählt gut.“

Angelika sagte nach einigem Nachdenken: „Manuel, frage ihn doch, ob er etwas über den Perlenfisch weiß. Aber er soll uns nichts vorflunkern.“

„Oh!“ Die Augen des Alten leuchteten auf, als ihm Manuel diese Frage gestellt hatte: „Pescado con perla! Der Perlenfisch! Aber

freilich kenne ich ihn!“ Jedes Fältchen um Lorenzos Augen schien zu lachen.

„Sage ihm, daß Großvater Nadal meint, die Geschichte vom Perlenfisch sei eine Legende. Wie stellt er sich dazu?“

Als der alte Lorenzo den Namen ‚Nadal‘ hörte, sah er die Gelegenheit gekommen, dem Freund und Widersacher eins auszuwischen.

„Der Nadal?“ grinste er, als ihm Manuel Angelikas Worte übersetzt hatte. „Ja, der glaubt an nichts. Aber der Perlenfisch ist keine Legende. Den gibt es wirklich und wahrhaftig. Erst gestern habe ich ihn gesehen.“ Er blickte mit einem pfiffigen Blick über das Wasser. „Ja, gestern schwamm er hier vorbei. Die Perle glänzte in seinem Maul wie Perlmutter und Silber. Ich hielt ihm meine Angel vor die Nase, aber er schnupperte nur daran und schwamm weiter.“

„Der alte Lorenzo macht sich über uns lustig“, entgegnete Michael, als Manuel übersetzt hatte, „ich glaube ihm kein Wort.“

Angelika wußte nicht, was sie davon halten sollte, und schwieg.

„Die Kinder glauben mir nicht?“ Der alte Lorenzo tat verzweifelt. „Daran ist nur der Nadal schuld. Ihm zeigt sich natürlich der Perlenfisch nicht, weil er für so etwas kein Gefühl hat. Immer war der Nadal nur darauf aus, mir die größten und besten Fänge wegzuschnappen. Das weiß der Perlenfisch genau, und deswegen meidet er ihn. Und der Nadal sagt den Kindern, daß es keinen Perlenfisch gibt! Ist denn das zu glauben?“

„Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich davon halten soll!“ Angelika zuckte die Schultern. „Der eine sagt so und der andere so. Ich möchte ja wirklich gern an den Perlenfisch glauben, aber leicht ist das nicht.“

Der alte Lorenzo legte Angelika die braune, faltige Hand auf die Schulter.

„Glaube nur daran, mein Kind“, lächelte er, und diesmal saß der Schalk nicht in seinen Augen, „der Perlenfisch ist mal da, mal dort, mal zeigt er sich den Menschen, mal versteckt er sich vor ihnen. Ich habe ihn oft gesehen. Er hält sich hier an der Küste auf. Oft schwimmt er auch weiter hinunter, über Cala Pino hinaus und sucht sein Versteck in kleinen Felsspalten und Buchten.“ Er blinzelte wieder, als er sagte: „Ich habe ihn auch ein paarmal an der Westspitze gesehen, wenn ich mit meinem kleinen Boot an der Küste entlangfuhr. Da stand er mit dem Hinterteil in einer schmalen Spalte, und seine Augen funkelten mich an, als er durch das klare Wasser zu

mir herauf sah. Er hatte Angst um seine Perle. Als ich nach ihm griff, verschwand er in der Spalte. Vielleicht ist er heute wieder dort. Wer weiß das?!“

Der alte Lorenzo freute sich, als er sah, daß seine Geschichte großen Eindruck auf die deutschen Kinder gemacht hatte. Manuel hatte sie übersetzt, und er erwiderte auf Angelikas Frage:

„Die Westspitze nennen wir den Steilfelsen am Ende der zweiten Bucht hinter der Villa Vallori. Das Wasser ist dort unwahrscheinlich klar, und man kann tief hinuntersehen. Der Fels hat unter Wasser viele Spalten, die kleinen Fischen als Versteck vor Räubern dienen. Von einem Perlenfisch habe ich dort nichts gesehen. Das hat sich der alte Lorenzo ausgedacht, um Großvater Nadal zu ärgern. – O je, jetzt muß ich aber die Bücher fortbringen. Die halbe Stunde ist ja gleich um.“

„Und wir müssen zu Ines!“ Angelika, der die Geschichte des Perlenfisches nicht aus dem Kopf gehen wollte, schrak auf. „Sie wartet ja schon lange auf uns. Buenos días, Señor Lorenzo! Vielen Dank für die hübsche Geschichte.“

„Buenos días!“ lachte der Alte, „aber sie ist kein Märchen. Sie ist wahr.“

Er stand auf, griff nach seiner Angel und warf die Schnur wieder ins Wasser. Angelika wandte sich im Laufen noch einmal nach ihm um. Er stand wieder unbeweglich auf den Steinen wie vorher, als sie ihn zum erstenmal gesehen hatte.

\*

Sie sprangen die warmen Felsstufen zum Meer hinab. Auf dem kleinen Plateau blies Michael mit dem Blasebalg das Schlauchboot und die Luftmatratze auf. Er koppelte beide zusammen und setzte sie aufs Wasser. Die Mädchen stiegen in das Boot, Michael legte sich auf die Matratze. Angelika und Ines paddelten vom Ufer fort, und Michael ließ sich ziehen.

„Nachher wird gewechselt“, entschied Angelika, „du denkst doch nicht, daß wir dich Faulpelz immer ins Schlepptau nehmen?“

„Das habe ich wahrhaftig gedacht“, Michael tat unschuldig, „es ist so schön, mal nichts zu tun. Gewöhnlich müssen wir armen Jungen uns anstrengen. Wozu sollt ihr Mädchen immer verwöhnt werden?“

„Denke nicht so viel“, lachte Ines, „ruh dich jetzt aus, nachher

bist du dran.“

Das Boot schaukelte leicht auf dem spiegelglatten Wasser. Am Horizont, dort, wo Meer und Himmel zusammenzustoßen schienen, zog wie eine winzige Silhouette ein Schiff vorüber.

Angelika sagte nach einer Weile. „Wir haben den alten Lorenzo am Wege getroffen. Du kennst ihn sicher, Ines. Er hat uns vom Perlenfisch erzählt...“

„Wie habt ihr ihn denn verstanden?“

„Manuel war bei uns. Er hat es übersetzt. Ines, glaubst du, daß es den Perlenfisch wirklich gibt? Der alte Lorenzo behauptet es.“

„Und Großvater Nadal hält diese Geschichte für eine Fabel“, ergänzte Michael.

„Kinder, ich habe keine Ahnung“, lachte Ines, „begegnet ist er mir noch nicht. Wo soll er denn sein?“

„Der alte Lorenzo meint, er halte sich oft in den Spalten der Westspitze auf. Weißt du, wo die ist?“

„Natürlich, sieh mal dorthin. Der Steilfelsen vor uns, das ist die Westspitze. Wir paddeln mal hinüber und machen dem Perlenfisch unsere Aufwartung. Hoffentlich hat er nicht gerade Ausgang.“

„Du mußt eher sagen, Ausschwamm“, ulkte Michael, „also paddelt mal schön ‘rüber, ihr zwei. Ich sehe mir die Sache dann näher an.“

Er rollte sich bequem zusammen und ließ sich vom Schlauchboot ziehen. Der Felsen ragte steil vor ihnen auf. Rötlichgelb schimmerte sein Gestein im vollen Sonnenlicht. Als sie näher kamen, flog eine Schar Vögel kreischend von einem kleinen Vorsprung auf und umkreiste das Schlauchboot.

Michael sah hinunter. Hellgrün flimmerte das Wasser von einem terrassenförmigen Grund zu ihm herauf. Zwischen weißem Kies wucherten Wasserpflanzen und Seetang, und dort, wo der Grund tiefer absank, wechselte das Hellgrün zum Tannengrün und verlor sich dann in einem geheimnisvollen Schwarz.

„Ich gehe mal nach unten“, sagte Michael und streifte sich die Schwimmflossen über, „einer von euch kann mitkommen. Der andere muß beim Boot bleiben.“

„Dann komme ich erst mal mit!“ Angelika legte schon die Schwimmflossen an und zog sich die Tauchmaske über.

Sie winkte Ines und ließ sich mit Michael über Bord fallen. Ines sah ihnen nach. Die Geschwister schwebten leicht und schwerelos nach unten. Mit angelegten Armen und kleinen Paddelbewegungen

mit den Beinen glitten sie dahin. Fische umkreisten sie wie silberne Schatten.

Nach Minuten tauchte Michael wieder auf, schob die Maske vom Gesicht und meinte:

„Von einem Perlenfisch ist nichts zu sehen. Vermutlich macht er gerade einen Besuch bei seinen Verwandten...“

„Er hat bestimmt keine“, Angelika war neben dem Boot aufgetaucht und prustete, „sie hätten ihm die Perle längst abgejagt. Er ist ein Einzelgänger...“

„Einzelschwimmer“, warf Michael lachend ein.

„Also gut, ein Einzelschwimmer. Aber vielleicht hat Ines mehr Glück und findet ihn. Ich bleibe im Boot.“

Ines tauchte mit Michael, aber auch sie fanden nichts.

„Ich habe mir doch gleich gedacht, daß uns der alte Lorenzo einen Bären aufgebunden hat“, sagte Michael und kroch auf die Matratze, während die Mädchen sich im Boot schaukeln ließen. „Die ganze Geschichte kam mir gleich so seltsam vor.“

Sie ließen sich treiben, paddelten dann um die Westspitze herum, immer darauf bedacht, daß sich das Gummiboot nicht an den Felsen rieb. Sie blieben im Schatten, den der steile Fels in die Bucht warf.

„Na, hier läßt sich's aushalten. In der Sonne schmort man ja wie in einer Bratpfanne. Jetzt halte ich meine Siesta. Ich bitte, nicht gestört zu werden.“

Die Mädchen lachten über Michaels Worte, schwiegen dann aber auch und schlossen die Augen.

„Mir geht der Perlenfisch nicht aus dem Sinn“, flüsterte Angelika nach langer Zeit, „ich mag einfach nicht glauben, daß uns der alte Lorenzo angeschwindelt hat. Ich möchte noch einmal tauchen. Wer kommt mit?“

Michael hob den Kopf von den gekreuzten Armen. „Ich brauche eine Erfrischung. Ich komme mit, oder willst du erst, Ines?“

„Nein, ich tauche nach dir. Nur sage dem Perlenfisch, daß er auf mich warten soll. Ich möchte doch zu gern seine Bekanntschaft machen.“

„Ich werde es ausrichten.“ Er glitt von der Matratze, während Angelika kopfüber aus dem Boot sprang.

Die Geschwister schwammen nebeneinander unter Wasser. In den kleinen Felsspalten strudelte das Wasser. Es war dunkler, wo der Schatten des Felsens lag, und schimmerte wie helles grünes Glas, wo es der Sonnenschein durchdrang. Unter ihnen wedelten die

Wasserpflanzen in der leichten Strömung, und über ihnen flimmerte der Wasserspiegel wie ein Meer von Diamanten. Der Fels bot unter Wasser keine glatte Wand. Er hatte Risse und Vorsprünge, kleine Plateaus und Klippen.

Angelika wies zu einem Vorsprung hinüber, der, wie ein Kegel geformt, aus der Felswand ragte. Dort glänzte etwas Helles. Michael hatte es ebenfalls entdeckt. Sie schwammen darauf zu. Fassungslos starteten sie den winzigen Felsvorsprung an, an dem der hell schimmernde Gegenstand hing. Es war eine lange Perlenkette, die wie an einem Haken hing und sanft hin und her schwang. Angelika hob sie vorsichtig von dem Felsvorsprung herunter. Die lange Reihe der Perlen schimmerte im klaren Wasser in zarten Regenbogenfarben.

Michael winkte und wies nach oben. Fast gleichzeitig stießen die Geschwister mit dem Kopf durch den Wasserspiegel. Ines half Angelika ins Boot, und Michael kroch auf die Matratze.

„Sieh her, was wir haben“, Angelikas Hände umschlossen die Perlen wie eine Schale, „sind sie nicht einfach herrlich?“

„Ich bin sprachlos“, flüsterte Ines, „der Perlenfisch war großzügig. Hat er noch mehr davon? Dann will ich gleich hinunter und mich auch so fürstlich beschenken lassen.“

Michael und Angelika lachten.

„Den Perlenfisch haben wir nicht gesehen, dafür haben wir aber die Kette gefunden.“ Angelika erzählte, wie sie zu dem schönen Schmuckstück gekommen war. „Ich verstehe nur nicht, wie die Kette dahingekommen ist. Ob ein starker Wellengang sie angeschwemmt hat und sie hat sich dann an dem Felsvorsprung verfangen?“

„Das kann möglich sein“, meinte Ines, „aber es kann auch sein, daß Besucher oben auf der Westspitze waren. Man hat von dort einen herrlichen Ausblick aufs Meer. An klaren Tagen kann man bis Menorca sehen...“

„Na, hör auf, wer soll denn da hinaufkraxeln!“ Angelika blickte ungläubig die steile Felswand empor.

„Das ist einfacher, als du denkst. Bis zur halben Höhe kann man auf einem schmalen, steinigen Pfad gehen, dann führen gute Stufen hinauf zur Spitze. Oben ist sogar eine Steinbrüstung. Es kann also niemand hinunterfallen.“

„Du meinst, die Perlenkette hätte eine Frau verloren, die dort oben stand?“

„Warum nicht? Sie lag ja ziemlich genau unterhalb der Brüstung,

von der ich euch erzählt habe. Aber was willst du nun tun?“

„Auf jeden Fall die Kette zurückgeben“, erwiderte Angelika sofort.

„Wir wissen nicht, wem sie gehört, und wir wissen auch nicht, wann sie verloren wurde...“

„Ich meine, sie lag noch nicht lange unter Wasser“, überlegte Michael, „denn sonst hätten sich auf ihr schon Pflanzen festgesetzt. Sie sieht aus, als wäre sie erst vor kurzem verloren worden.“

„Schön wär’ s“, seufzte Angelika, „aber wem mag sie gehören?“

Sie sahen sich an und dachten nach.

Michael sagte schließlich: „Wir müssen zuerst feststellen, ob die Kette echt ist oder nicht.“

Angelika sah auf die schimmernden Perlen in ihrer Hand und meinte: „Sie sehen aus wie echt. Es können aber auch künstliche Perlen aus Manacor sein.“

Ines nahm die Kette aus Angelikas Hand und biß vorsichtig auf eine der Perlen. „Sie sind hart wie Stein. Die sind bestimmt echt.“

„Gut“, folgerte Michael, „nehmen wir mal an, sie sind echt. Dann ist die Kette ein Vermögen wert. Und dann glaube ich kaum, daß sie eine Einheimische verloren hat. Also hat eine Fremde sie verloren, und zwar eine reiche.“

„Prima kombiniert“, lachte Ines, „du bist der reinste Sherlock Holmes. Und weiter?“

„Wo wohnen hier die reichen Leute?“

„Hauptsächlich im Hotel ‚Solimar’!“ riefen Ines und Angelika wie aus einem Munde.

„Richtig, und dort müssen wir mit unserer Suche beginnen.“

Ich komme jetzt ins Boot und paddle zurück. Einer von euch kann auf die Matratze.“

Sie entschieden, daß Ines sich ziehen lassen solle. Michael legte sich mit aller Kraft in die Paddel, und das kleine Boot glitt ruhig und zügig vorwärts.

Es war unterdessen Mittagszeit geworden. Die Sonne schien heiß, und sie waren froh, als sie an der roten Leiter am Plateau unterhalb der Villa Vallori anlegen konnten. Die Perlenkette wurde von Señor Maura und Señora Mafalda bewundert, und beide meinten, daß sie unbedingt echt sei.

Am Spätnachmittag machten sich Michael und Angelika auf den Heimweg. Die Mutter wunderte sich, daß sie schon so zeitig zurückkamen, und Angelika erklärte:

„Wir müssen noch einmal zum ‚Solimar‘, Mutti.“

„Das ist recht, daß ihr nach Margot sehen wollt. Fahrt doch mit Amigo hin, so hat auch er etwas zu tun.“

„Das ist keine schlechte Idee, Mutti, aber wir wollen nicht nur zu Margot.“ Und sie erzählte der Mutter von ihrem Fund.

„Na, dann müßt ihr viel Glück haben, wenn die Verliererin im ‚Solimar‘ wohnt und wenn sie noch nicht abgereist ist. Vielleicht ist sie längst wieder daheim und ist unglücklich über ihren Verlust. Die Kette hat bestimmt einen großen Wert. Dann also viel Glück, ihr beiden.“

Die Mutter sah ihnen nach. Amigo trabte vor dem Wägelchen her. Angelika hielt die Zügel. Sie bogen um die Calle Méteolo und waren bald den Blicken der Mutter entschwunden. Die Sonne schien warm durch die Zweige der Pinien, aber sie brannte nicht mehr wie am Mittag. Ein kühler Wind wehte vom Meer herüber und strich erfrischend über Michaels und Angelikas Gesichter. Amigo trabte gleichmütig dahin. Seine Hufe klapperten auf dem Asphalt, und seine Ohren wackelten.

\*

Margot spielte mit dem Sohn eines Hotelgastes im Schatten alter Palmen Tischtennis. Sie nickte zu Michael und Angelika hinüber, spielte den Satz zu Ende, rief dem Jungen dann „drei zu fünf für mich“ zu und begrüßte die Freunde herzlich.

„Ich dachte schon, ihr hättet mich ganz vergessen“, es klang ein leiser Vorwurf in ihren Worten, und Angelika sagte schnell:

„Margot, wie könnten wir das! Du gehörst zu uns. Du, wir haben wieder eine Aufgabe für dich...“

„Sucht ihr wieder ein Gaunerpaar wie Adams und Hillen?“

„Nein, diesmal ist es eine Dame oder ein Ehepaar. Sie müssen reich und elegant sein und echten Schmuck besitzen.“

„Du liebe Zeit, was habt ihr vor! Alle Leute, die bei uns wohnen, sind reich und haben Schmuck. Seht da drüben die alte Dame! Sie ist Südfranzösin, adlig und reich. Die Kette und der Ring, die sie trägt, sind ein Vermögen wert...“

„Hat sie einmal davon gesprochen, daß sie eine Perlenkette verloren hat?“ fragte Michael.

„Nicht, daß ich wüßte...“

„Oder hat einmal eine andere Dame einen solchen Verlust

gemeldet?“

„Nein, auch davon weiß ich nichts. Was soll das? Wollt ihr mir nicht endlich sagen, was ihr damit meint?“

Michael und Angelika zogen Margot in die Ecke unter die Palmen und berichteten ihr von ihrem Fund im Meer.

„Das ist ja toll“, flüsterte Margot, „wie wollt ihr aber die Eigentümerin finden? Natürlich halte ich es für möglich, daß sie bei uns wohnt, vorausgesetzt, daß sie nicht schon abgereist ist. Am besten ist es, wir fragen den Empfangschef. Ihm werden alle Verluste zuerst gemeldet.“

Herr Schweiger, der deutsche Empfangschef, sah von seinem Gästebuch auf, als die Kinder vor ihm standen. Jetzt, da sich Margot so benahm, daß er keine Klagen mehr über sie bei ihrem Vater vorzubringen hatte, begegnete er ihr mit kameradschaftlicher Freundlichkeit. Er schrieb ihre Wandlung dem Umgang mit Michael und Angelika zu und freute sich immer, wenn die beiden ins ‚Solimar‘ kamen. So begrüßte er die Kinder auch heute mit freundlichem Händedruck.

„Was kann ich für euch tun?“ fragte er und sah sie an.

„Hoffentlich viel“, seufzte Michael, „haben Sie in der letzten Zeit oder auch schon früher etwas von dem Verlust einer Perlenkette gehört?“

„Einer Perlenkette? Nein, nicht, daß ich wüßte. Eine Dame hat neulich eine Brillantanstecknadel verloren. Sie wurde auf dem Tennisplatz gefunden. Ein Herr vermißte einen goldenen Manschettenknopf mit vier Diamanten. Auch er fand sich, und zwar in der Schublade des Nachtschränkchens...“ Er sah auf und nickte einem Kellner in weißem Jackett zu, der vorüberging. „Aber eine Perlenkette? Wo soll sie denn verlorengegangen sein?“

Der Kellner blieb bei den letzten Worten stehen und kam zur Rezeption zurück.

„Sie sprachen von einer Perlenkette, Herr Schweiger?“ fragte er.

„Ja, wissen Sie etwas davon, Friedrich?“

„Ich weiß nicht, ob wir dasselbe meinen, aber eine Perlenkette dürfte nicht jeden Tag verlorengehen. Ich hörte vor einigen Tagen ein Gespräch am Tisch des spanischen Architekten Molinero. Sie sprachen mit den Gästen am Nebentisch, als ich ihnen das Mittagessen servierte. Da hörte ich, daß Señora Molinero am Vormittag eine Perlenkette verloren hatte...“

„Warum wurde mir das nicht gemeldet, Friedrich? Weder von

den Molineros noch von Ihnen habe ich eine Verlustanzeige bekommen.“

„Die Kette wurde ja nicht hier im Haus verloren, Herr Schweiger; Señora Molinero hat sie auf der Westspitze verloren. Sie ist ihr ins Meer gefallen. Dieser Verlust ist niemals zu ersetzen, und so haben ich und auch die Molineros keine Anzeige erstattet.“

Die Kinder hatten atemlos zugehört.

„Das ist sie!“ rief Angelika hastig. „Señora Molinero also gehört die Kette. Wir haben sie im Meer an einem Felsvorsprung gefunden. Ist die Señora noch hier, oder ist sie schon abgereist?“

„Ihr habt Glück“, freute sich Herr Schweiger, „die Gäste sind noch da. Aber sie haben sich für morgen abgemeldet. Sie müssen oben auf ihrem Zimmer sein, denn die Schlüssel hängen nicht am Brett. Margot, fahre doch bitte mit Michael und Angelika nach oben. Zimmer 62 haben die Molineros.“

„Das wird eine Überraschung für Señora Molinero sein“, meinte der Kellner Friedrich und sah den Kindern nach, die in den Fahrstuhl stiegen.

„Das ist ein ganz unwahrscheinliches Glück“, fand auch Herr Schweiger, „die Molineros konnten kaum damit rechnen, die kostbare Kette wiederzubekommen. Na, ich muß schon sagen, es gibt die tollsten Sachen auf der Welt.“

Der Fahrstuhl sumnte nach oben. Margot ging mit den Freunden einen teppichbelegten Gang entlang und blieb vor dem Zimmer Nr. 62 stehen. Auf ihr Klopfen ertönte ein freundliches „Entrar!“

Sie traten in ein helles Zimmer, dessen große Fenster über einen Balkon hinweg den Blick zum Meer frei gaben. Das Zimmer war elegant eingerichtet, aber seine Bewohner waren offensichtlich im Aufbruch begriffen. Kleidungsstücke lagen herum, und offene Koffer standen auf den Sesseln.

Señor und Señora Molinero sahen die Kinder erstaunt an, als diese plötzlich im Zimmer standen. Sie hatten das Stubenmädchen erwartet, als sie zum Eintreten aufforderten. Jetzt erst dachte Angelika daran, daß sie es mit Spaniern zu tun hatten. Das würde eine schwierige Verständigung geben. Da sagte Señor Molinero mit einem freundlichen Blick auf Angelikas helles Haar:

„Schwedisch oder deutsch?“

„Deutsch“, erwiderte Angelika sofort und lachte erleichtert.

„Ich spreche etwas deutsch“, gab Señor Molinero mit starkem Akzent zur Antwort, „was kann ich tun für euch?“

„Señor Molinero“, Michael sprach langsam, um verstanden zu werden, „wir haben gehört, daß Ihre Gattin eine Perlenkette verloren hat...“

„Ja, ist ein großer Verlust, aber wir haben vergessen. Man kann nichts tun. Das Meer ist tief“, sagte er resigniert. Er sprach spanisch mit seiner Frau, und die nickte.

„Ja, das Meer ist tief“, meinte Angelika, „aber wir haben sie trotzdem gefunden!“ Sie zog ein in Seidenpapier gehülltes Päckchen aus der Tasche ihres Kleides hervor und schlug das Papier auseinander. „Ist das die Kette?“

Señor und Señora Molinero starrten überrascht auf die schimmernden Perlen. Dann nahm der Mann die Kette in die Hand und betrachtete den Verschuß. Er war aus Gold und mit Brillanten besetzt und trug die Buchstaben C. M. eingraviert. Der Verschuß war gerissen.

„Ja, das ist die Kette“, brachte er fassungslos hervor, „das ist doch nicht möglich! Wie konntet ihr sie finden?“

Angelika und Michael erzählten abwechselnd, und der Mann schüttelte immer wieder den Kopf. Señora Molineros Augen leuchteten. Sie sprudelte ihren Dank in einem Schwall spanischer Wörter hervor, die die Kinder nicht verstanden.

„Meine Frau ist voller Dank“, sagte Señor Molinero, „ich will erzählen, wie das ist passiert. Wir sind gestiegen auf den Felsen und haben hinuntergesehen auf das Meer. Meine Frau ist hängengeblieben mit der Hand in der langen Kette. Sie ist gerissen im Verschuß. Meine Frau hat schnell halten wollen und mit heftiger Hand weggestoßen die Kette ins Meer. Sie war sehr traurig. Die Kette ist ein Hochzeitsgeschenk von mir vor sechs Jahren. Sie ist echt und kostet sehr viel Geld. Nun haben wir sie wieder, und ich will euch Finderlohn schenken. Was wollt ihr haben? Sagt einen großen Wunsch!“

Angelika und Michael sahen sich überrascht an. An einen Finderlohn hatten sie noch gar nicht gedacht. Was sollten sie sich wünschen? Hatten sie nicht alles, was sie brauchten, und hatten sie nicht viel mehr als andere Kinder, die in bescheideneren Verhältnissen aufwachsen mußten?

„Wir haben wirklich keinen Wunsch“, entgegnete Michael entschieden, und Angelika nickte ihm zustimmend zu, „wir brauchen nichts, und wir hatten auch an keinen Finderlohn gedacht. Wir freuen uns, daß wir Ihnen die Kette zurückgeben konnten.“

„Oh, nicht so bescheiden, mein Freund“, wehrte Señor Molinero ab, „ihr habt uns eine große Freude gemacht...“

„Dann ist es genug“, fiel Michael ein.

„Gut, ihr überlegt in Ruhe. Morgen fahren wir heim, und ihr schreibt mir, was ihr haben wollt. Ich erfülle gern jeden Wunsch. Wir packen jetzt unsere Koffer für morgen, und ihr denkt nach. Hier ist meine Karte. Sie sagt euch, wo wir wohnen. Dahin schreibt ihr euren Wunsch. Ist das richtig so?“

„Also gut“, gab Michael nach, „wir werden uns etwas überlegen. Haben Sie herzlichen Dank...“

„Oh, wofür? Ich muß danken viele Male. Wie ist euer Name?“

„Angelika und Michael Berkhoff. Wir wohnen hier in Cala Pino. Aber wir sind in Deutschland zu Hause, in Frankfurt.“

„Oh, Frankfurt kenne ich auch. Also, ich erwarte euren Wunsch. Auf Wiedersehen, meine Freunde.“

Die Kinder traten wieder auf den Gang hinaus. Die Tür 62 schloß sich hinter ihnen.

„Das waren ja nette Leute“, sagte Margot, die der ganzen Unterhaltung stumm gefolgt war, „ich habe sie immer nur kurz hier gesehen. Sie wohnten, glaube ich, vier Wochen hier.“

Michael wendete die Karte in seinen Händen und las: „Miguel Molinero, Arquitecto, Avenida Mallorca 16, Madrid.“

„Er ist Architekt, der Herr Michael Müller“, sagte Michael und lachte, „sollen wir uns von ihm ein Haus wünschen, Angelika?“

„Warum nicht?“ gab sie lachend zurück, dann sprangen sie in den Lift und fuhren nach unten.

## *GEHEIMNIS DER TEUFELSBUCHT*

Das Motorboot knatterte über das blaue Meer. Es zog einen keilförmigen Gischt gurgelnder, rauschender Schaumkämme hinter sich her. Manuel saß am Steuer des kleinen Bootes. Sein brauner Körper glänzte unter der strahlenden Sonne, und seine schwarzen Augen, die sonst vor Unbekümmertheit und Lebensfreude nur so strahlten, blickten heute nahezu traurig drein, wenn er sich auch alle Mühe gab, sich nichts anmerken zu lassen. Und auch die anderen – Michael, Angelika, Ines und Margot – waren stiller als sonst. Denn der Tag des Abschieds rückte immer näher heran. Und dabei war es doch heute ein genauso herrlicher Tag, wie sie schon so viele auf Mallorca erlebt hatten, ja, jetzt war es fast noch schöner als im Hochsommer: die Sonne brannte nicht mehr ganz so heiß vom noch immer wolkenlosen Himmel.

„Jetzt sind wir schon fast drei Monate hier und haben noch keinen einzigen Regentag erlebt“, meinte Angelika und blickte zu dem ewig blauen Himmel hinauf, „daheim ist höchstens mal ein paar Wochen lang schönes Wetter, dann regnet es wieder ein paar Tage.“

„Im Winter regnet es hier auch oft“, erklärte Manuel, und Ines stimmte ihm zu. „Dann nimmt der Boden die Feuchtigkeit auf, die er für den Sommer braucht. Im Februar blühen schon die Mandelbäume. Da haben wir Frühling.“

„Ach, wenn wir das doch noch erleben könnten!“ sagte Angelika traurig... „Aber so lange dürfen wir hier nicht bleiben!“

„Ich glaube, wir fahren auch bald heim“, meinte nun Margot, „Papa wird wieder in den anderen Hotels verlangt. Schade, jetzt wo ich euch gefunden habe und wir so gute Freunde geworden sind, gehe ich nicht gern weg. Von hier geht man überhaupt nicht gern fort.“

Nach einigem Nachdenken schlug Ines vor: „Wenn ihr nun einfach hierbleiben würdet!“

Alle lachten!

„Herrlich wär’s schon!“ versicherte Michael, aber dann seufzte er. „Das geht nicht. Wir haben ja keine Ferien mehr! Noch ein paar Tage, dann ist alles vorbei!“

Das Boot knatterte an den Felsen entlang, die hochaufragend das Bild der Ostküste bestimmten. Ihr Gestein schimmerte in rotgelben Farben. Deutlich zeichneten sich die Schichten ab, die die Jahrtausende aufgebaut hatten.

Angelika blickte ins Wasser, das klar und leuchtend blau-grün unter ihrem Boote hinwegzog. Es plätscherte warm und weich um ihre Hand, die sie spielerisch hineinhielt. Am Ufer zogen Buchten mit lieblichen Pinienwäldern, modernen Hotels und weißem Sandstrand vorbei. Dann wieder sahen die fünf Freunde Felsenwände, die hoch und geheimnisvoll jede Sicht in das Land versperrten. Michael wies hinüber.

„Dort, zwischen den beiden hohen Felsen ist eine kleine Bucht. Sie ist sehr romantisch. Warum fährst du nicht näher, Manuel? Dort sind wir noch nie gewesen.“

Manuel ließ den Motor langsamer laufen, aber er drehte nicht auf die Bucht zu.

„Das ist die Teufelsbucht. Cala diablo“, erwiderte er, und sein Blick ging scheu zu dem Felsenmassiv hinüber, „wir mögen sie nicht. Es ist nicht geheuer in ihr.“

Michael lachte: „Glaubst du, daß dort der Teufel haust? Ach, Manuel, ich hätte dich wirklich nicht für so abergläubisch gehalten. Ich finde die Bucht bezaubernd, das sieht man doch schon von hier. Komm, sei kein Frosch, laß uns ‘rüberfahren.“

„Gibt es dort eine gefährliche Strömung?“ fragte nun Angelika. „Wagst du es deswegen nicht?“

„Nein, die Strömung ist nicht gefährlich. Doch in der Bucht ist es unheimlich. Aber von mir aus!“ Er steuerte auf die Bucht zu.

Sie starteten gebannt der Bucht entgegen, die mit ihren mächtigen Felsen immer näher kam. Die Einfahrt war kaum zwanzig Meter breit und von Felsbrocken versperrt. Manuel stellte den Motor ab. Das Boot schaukelte in dem leicht bewegten Wasser zwischen zwei Klippen am Eingang. Die Kinder blickten atemlos hinüber. Vor ihnen weitete sich die Bucht zu einem von Felsen umgebenen Kessel. Das Gestein leuchtete in warmem Rotbraun, nur hier und da vom Grün einzelner Pinien unterbrochen, die sich am Fels festklammerten. Sonnenfünkchen tanzten wie Diamanten auf dem stillen, blaugrünen Wasser. Und darüber spannte sich das Blau des Himmels.

Angelika sagte nach einer Weile. „Und das nennt ihr Teufelsbucht? Sie müßte eher Engelsbucht heißen. Sie ist so rein, so klar und still wie ein Gewässer aus einer anderen Welt. Wie kommt ihr nur darauf?“

Manuel wies auf die Felszacken, die hier und da aus dem Wasser ragten. „Der Stein gibt hier nach. Es lösen sich Felsbrocken, die in

die Bucht stürzen und für alle gefährlich sind, die sich hineinwagen. Die Boote umfahren die Teufelsbucht immer. Ich glaube, seit Jahrzehnten ist keines hier vor Anker gegangen!“

„Da wird es aber Zeit, daß es eines tut“, sagte Michael ohne Furcht, „ich werde mir das mal näher ansehen. Wer kommt mit?“

„Ich“, rief Angelika sofort, „es ist ja wohl nicht anzunehmen, daß gerade heute das ganze Felsmassiv zusammenstürzt.“

„Zu sehen wird außer Wasser und dem Fels zwar nichts sein“, meinte Margot, „aber ich schließe mich an.“

„Ich auch“, sagte Ines, „wir sind ja alle gute Schwimmer. Wir werden blitzschnell wegtauchen, wenn es kracht.“

„Macht euch nicht lustig“, warnte Manuel abergläubisch, „ich bleibe im Boot, denn das mag ich nicht gern leer stehen lassen. Es wäre besser, die Mädchen blieben auch hier, und Michael versuchte allein sein Glück...“

„Nein, ich komme mit!“ Angelika zog sich schon das Kleid über den Kopf. „Wir haben bisher immer alles gemeinsam unternommen. Aber Ines und Margot sollen hierbleiben. Wir wollen erst mal auskundschaften, was in der Bucht los ist.“

Michael und Angelika streiften die Tauchmasken mit dem Schnorchel und die Schwimmflossen über, sprangen über Bord und schwammen in die Bucht hinein.

Das Wasser war warm und glasklar. Die Geschwister blickten bis auf den Grund hinab, der weiß zu ihnen heraufschwimmte. Sie sahen auch einige Felsbrocken im Wasser liegen und umschwammen sie. Die Bucht maß ungefähr zweihundert Meter im Geviert und zeigte nichts als aufragenden Fels, den das Meer umspülte.

„Ich glaube, hier ist es wirklich ganz ungefährlich“, meinte Angelika, als sie einige Male getaucht waren.

Michael nickte, zog die Maske wieder über und verschwand im Wasser. Es hüllte ihn wie eine warme Decke ein. Der Felsen, der über dem Wasser braungelb in der Sonne leuchtete, war hier unten dunkel und rau. Michael schwamm an einer Wand entlang, entdeckte aber nichts Besonderes. Da gewahrte er einen kleinen Felsvorsprung, der bisher seinen Blicken entgangen war. Er schwamm darauf zu. Hinter dem Felsvorsprung lag eine Nische, und darin war eine etwa zwei Meter breite Spalte. Michael zog sich hinauf und setzte sich auf einen Felsbrocken. Angelika kam ihm nach. Sie starrten in das Dunkel der Felsspalte und sahen sich an.

„Was sagst du dazu?“ fragte Michael atemlos. „Was mag wohl

hinter der Spalte sein? Eine Höhle?“

„Eine Höhle?“ fragte das Mädchen erregt. „Michael, vielleicht ist hier eine Höhle, von der keiner etwas weiß! Und wir haben sie entdeckt!“

„Langsam, Angelika, vielleicht ist sie schon bekannt, und man kann sie vom Lande her betreten. Das hier ist vielleicht nur ein Teil der Rückwand.“

„Komm, wir wollen nachsehen. Das müssen wir feststellen!“

„Um sie richtig zu erforschen, brauchen wir Lampen und Seile, Angelika. Ohne vorschriftsmäßige Ausrüstung ist das gefährlich. Wir schwimmen jetzt nur ein Stück hinein, um festzustellen, ob es tatsächlich einen Weg in den Berg gibt oder ob es sich nur um eine tiefere Spalte handelt.“

Angelika nickte. Sie glitten von ihrem Sitzplatz hinunter und schwammen in das geheimnisvolle Dunkel. Weit kamen sie nicht. Der Berg versperrte dem Wasser den Weg, aber über dem Wasserspiegel war ein kleiner Pfad am Fels zu sehen. Die beiden kletterten hinauf und tasteten sich am Stein entlang. Das Tageslicht erreichte die Tiefe der Spalte nicht mehr. Es wurde fast schwarz um sie her, aber sie sahen noch, daß der schmale Felspfad auf einen Weg führte, der sich zwischen hohen Wänden in der Schwärze des Berges verlor.

„Angelika, wir kehren um“, flüsterte Michael, „wir haben genug gesehen, um zu wissen, daß wir einer Entdeckung auf der Spur sind. Morgen rüsten wir uns fachmännisch aus, und dann erforschen wir den Berg.“

Sie gingen den Felspfad zurück, ließen sich ins Wasser gleiten und schwammen zum Boot.

Manuel hatte bereits einige Male nach ihnen gerufen, ohne eine Antwort zu bekommen. Er und die Mädchen machten sich schon Sorgen, denn sie befürchteten das schlimmste. Jetzt sahen sie die Geschwister heranschwimmen und atmeten erleichtert auf. Sie zogen beide ins Boot, und Manuel machte ihnen Vorwürfe wegen ihres langen Ausbleibens.

Michael hörte ihm gar nicht zu. Er atmete tief aus und ein, denn die Aufregung und das Schwimmen hatten ihn mehr angestrengt, als er sich eingestehen wollte. Er rieb sich mit einem Tuch das Wasser aus den Augen und fragte: „Manuel, gibt es hier in der Nähe eine Höhle? Gibt es dort hinter der Teufelsbucht eine Höhle?“

„Nein, denn das müßte ich wissen. Die Höhlen liegen an der

Ostküste. Wie kommst du darauf?“

„Ich bin mir noch nicht ganz sicher, aber ich glaube, wir haben eine entdeckt. In der Teufelsbucht scheint der Eingang zu einer Höhle zu sein.“

Manuel riß die Augen auf, auch Margot und Ines starrten die beiden Freunde überrascht an.

„Mir ist auch nichts bekannt“, sagte Ines langsam, „auch ich kenne nur die Höhlen an der Ostseite. Was wollt ihr tun?“

Michael und Angelika erklärten ihren Plan, und Michael fügte hinzu:

„Wir müssen morgen wieder hierherfahren, Manuel. Aber solange wir unserer Sache nicht sicher sind, dürfen wir mit niemandem darüber reden. Wir fünf geben uns das Wort, daß wir die Sache geheimhalten. Ich sage es erst dann meinem Vater, wenn wir Erfolg gehabt haben. Macht ihr mit?“

„Ja, ja“, nickten Ines und Margot, „wir halten dicht. Auf uns kannst du dich verlassen.“

„Auf mich auch“, versprach Manuel, „ich muß nur sehen, wie ich meinen Vater herumkriege, daß er uns morgen das Boot noch einmal gibt. Auf jeden Fall bin ich genauso gespannt wie ihr, was wir da entdecken werden.“

\*

Manuel bekam das Boot für den nächsten Nachmittag noch einmal zu einer Ausfahrt mit den Freunden. Rafael Roca meinte nur, es sei ganz gut, daß es damit bald ein Ende habe...

So fuhren sie bei ruhiger See und strahlendem Sonnenschein wieder zur Teufelsbucht. Diesmal hatten sie auch das Schlauchboot mitgenommen. Manuel vertäute das Motorboot am Eingang der Bucht. Michael blies das Schlauchboot auf und ruderte nacheinander die Mädchen hinüber zu der von ihm entdeckten Spalte. Zuletzt packte er die Ausrüstungsgegenstände ins Boot. Manuel war durch die Bucht geschwommen und erwartete nun, auf dem schmalen Felspfad in der Spalte hockend, mit den Mädchen den Freund.

Sie banden das Schlauchboot fest, zogen sich warme Jacken über, nahmen die Seile und Lampen und stiegen hintereinander den Pfad entlang. Der helle Schein ihrer Leuchten zeigte ihnen den Weg zwischen den Felsen. Er war schmal und steinig. Beklemmend und unheimlich wirkte die Stille, die die Freunde umgab. Manuel fand

das Ganze plötzlich mehr als abenteuerlich. Himmel, wenn der Fels sich jetzt bewegte! Wenn wieder ein Abriß erfolgte! Dann waren sie verloren. Er hätte Michael das Unternehmen ausreden sollen, aber dazu war es nun zu spät. Denn er ging als letzter im Zuge, Michael führte ihn an. Als zukünftiger Geologe dachte der nicht an Gefahren. Das Abenteuer, eine neue Höhle zu entdecken, nahm ihn ganz gefangen. Er spürte, daß sie etwas Großes erleben würden, und sein Herz schlug vor Freude und Erwartung. Sein Lampenstrahl glitt weit voraus. Er sah das Ende des Ganges, das sich im Dunkel verlor. Der Seilpacken auf seinem Arm wurde kleiner und kleiner. Den Anfang der Schnur hatte er mit einem Krampen an einem Felsbrocken festgeschlagen. So würden sie wieder den Weg zurückfinden.

Sie hatten jetzt das Ende des Ganges erreicht. Michaels Lampenschein glitt hoch hinauf und huschte über die Decke eines Gewölbes von hinreißender Schönheit. Stalaktiten hingen in bizarren Formen herab. Ihr Gestein war glatt und leuchtend weiß wie Eiszapfen, andere waren rau und grau wie Elefantenhaut. Wieder andere hingen dicht wie Regenschnüre, und noch andere standen nebeneinander wie Kirchensäulen. Die Wände zeigten wunderliche Reliefs, das Werk von Jahrtausenden. In einer Ecke sprang das Gestein faltig und weit nach unten wie ein versteinertes Wasserfall. Am Boden türmte sich eine Gebirgslandschaft auf, in der es Schluchten und Täler gab.

„Himmel, wie ist das herrlich!“ sagte Michael schließlich mit einem tiefen Aufatmen, „also haben wir doch eine Höhle entdeckt. Sie ist genauso schön wie die Bergklosterhöhle.“

Die anderen waren ebenso überwältigt.

„Was wird nur Vati dazu sagen?“ flüsterte Angelika aufgeregt. „Ich weiß, er ist ebenso überrascht wie wir. Sicher wird er den Auftrag bekommen, auch diese Höhle zu erschließen.“

Michael wandte sich den anderen zu. „Ich möchte weiter, kommt ihr mit?“

Sie nickten. Michael verknotete das Ende seines Seiles mit dem, das Angelika trug. Schritt für Schritt tasteten sich die Kinder vorwärts. Immer neue Säle taten sich vor ihren Blicken auf, immer neue Wunder der Natur erschlossen sich in ihrer ganzen Vielfalt und Schönheit. Manuel hatte längst seine Bedenken überwunden. Ihn berauschte das Abenteuer genauso wie Michael und die Mädchen, die tapfer und vorsichtig zwischen den Jungen gingen. Es war kühl im Berg, aber nicht kalt. Die Jacken wurden ihnen nicht lästig, denn

die sonnengebräunte Haut erschauerte leicht im feuchten Dunkel der Höhlen. Sie fanden sich gut zurecht. Ja, es war, als wären hier schon einmal Wege gewesen, als wären hier schon einmal Menschen gegangen, die sich durch Steine und Geröll, durch die Anhäufungen der Formationen und aufragenden Stalagmiten einen sicheren Weg gebahnt hätten.

„Das müßte schon sehr lange her sein“, gab Manuel zur Antwort, als Michael von seinen Vermutungen sprach, „ich habe noch nie von jemandem gehört, daß hier eine Höhle ist. Auch Großvater Nadal, der doch alles weiß, hat nie davon gesprochen. Dann muß sie vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden bekannt gewesen sein. Sie ist verschüttet worden, und man hat sie vergessen.“

„Das glaube ich auch. So wird es gewesen sein.“ Michael hielt seine Lampe nach vorn und leuchtete. Er hob die Lampe höher. „Da vorn glänzt etwas. Ich kann aber nicht sagen, was es ist.“

Der Strahl der fünf Lampen ergoß sich wie ein Scheinwerfer über die Felswände. Er fiel auf eine große, schwarze Fläche, die wie Lack glänzte.

„Ich vermute, das ist Wasser.“

Das Geräusch ihrer tastenden Schritte auf den Steinen mischte sich in das gleichmäßige Fallen von Wassertropfen und das leise Glucksen und Flüstern eines Gewässers. Ein unterirdischer See lag vor ihnen. Zerklüftete Felswände rahmten ihn ein.



Tiefhängende Stalaktiten spiegelten sich im Wasser. Hinter den Kindern wölbte sich die Höhle und bildete einen weiten Saal. Michael ließ den Strahl seiner Lampe aufs Wasser fallen. Die anderen taten es ihm nach. Der helle Schein zeigte ihnen kristallklares Wasser, das vom weißen Grund heraufschimmerte.

„Es kommt mir vor wie ein Traum“, sagte Angelika leise, „ich meine, ich müßte jeden Augenblick aufwachen. Wenn die Höhlen nicht bekannt sind, haben wir eine tolle Entdeckung gemacht. Ich kann das einfach noch nicht fassen.“

Michael konnte sich nicht satt sehen an dem geheimnisvollen stillen Höhlensee. „Ich möchte gar nicht wieder weg von hier.“

„Wir haben genug gesehen“, sagte aber nun Manuel, „sollte es noch mehr Nebenhöhlen geben, so wollen wir es deinem Vater überlassen, sie zu finden. Ich schlage vor, wir gehen zurück.“

Alle waren einverstanden. Michael ging nun als letzter und wickelte das Seil auf, das die anderen durch ihre Hände laufen ließen. Der schmale Weg durch die hohen Felswände ließ sie im Dämmerlicht schon das Tageslicht ahnen. Dann traten sie auf den Felspfad hinaus und sahen durch die Eingangsspalte die Helle der Bucht. Das Schlauchboot schaukelte auf dem leicht bewegten Wasser.

„Was wollt ihr nun tun?“ fragte Margot. „Sagt ihr es jetzt eurem Vater? Dürfen auch wir jetzt von unserer Entdeckung erzählen?“

„Nein, noch nicht“, wehrte Michael entschieden ab, „es ist noch zu früh. Mein Vater hat als Forscher zuerst das Recht, von der Höhle zu erfahren. Erfahren es jetzt Fremde, dann kommen sie zur Teufelsbucht und zerstören vielleicht unwissentlich wichtige Anhaltspunkte, die meinem Vater nützen können.“

„Also gut, wir verraten niemandem etwas“, bestimmte Manuel, „aber gespannt bin ich, was dein Vater zu unserer Entdeckung sagen wird.“

Darauf waren Michael und Angelika auch gespannt, und sie freuten sich auf den Tag, da sie ihrem Vater alles würden berichten können.

## *DIE UNBEKANNTE HÖHLE*

Professor Berkhoff kam überraschend am übernächsten Tag nach Cala Pino zurück. Die Arbeiten in den Bergkloster-Höhlen liefen gut und erforderten im Augenblick nicht seine Anwesenheit.

Michael und Angelika waren unten am Meer. Ramon, Emilia, Teresa und Alcina waren bei ihnen. Die Kinder schaukelten auf Luftmatratzen, ließen das Schiff ‚Lisa‘ eine Runde in ihrem Hafen ‚Laguna azul‘ fahren und versuchten, im Schlauchboot ein Segel zu setzen. Amigo stand unter den drei Pinien im Schatten, den die Abendsonne warf, und antwortete auf ihr frohes Gelächter mit einem weithin schallenden „Iiiaaahhh!“

Professor Berkhoff fand sein Haus still vor. Die Mutter saß auf der überdachten schattigen Terrasse und las. Sie freute sich, ihren Mann so überraschend wiederzusehen, und ging mit ihm zum Strand hinunter.

Professor Berkhoff streichelte zuerst Amigo und rief dann:

„He, ihr Seefahrer! Wollt ihr einen Heimkehrer nicht begrüßen? Oder kennt ihr mich nicht mehr?“

Michael und Angelika sahen überrascht auf.

„Der Vati ist da!“ schrie Angelika, sprang mit tropfnassem Badeanzug auf die Klippen und stieg ihm eilig entgegen, das Ufer hinauf. Michael sauste hinter ihr her. Angelika umarmte ihren Vater stürmisch.

„Du machst mich ja ganz naß!“ lachte der Professor und hielt sie von sich ab. „Wir holen die Begrüßung nach, wenn du dich umgezogen hast. Guten Abend, mein Junge!“ Der Vater klopfte Michael kameradschaftlich auf die Schulter. „Wie es euch geht, brauche ich wohl nicht zu fragen?“

„Nein, Vati, uns geht’s blendend...“

„Vati!“ Angelika fiel sofort alles das ein, was sie dem Vater erzählten wollten, „Vati, wir haben eine tolle Neuigkeit für dich. Du mußt das sofort erfahren!“

Sie kehrten mit den Eltern ins Haus zurück. Im Wohnzimmer erzählte Angelika den Eltern von Michaels und ihrer Entdeckung in der Teufelsbucht.

Der Vater hörte ihr überrascht und mit wachsendem Erstaunen zu.

„Die Teufelsbucht?“ fragte er schließlich, „wo ist denn die? Ich habe nie von ihr gehört.“

„Sie ist auch nur den Einheimischen bekannt, und die fahren ihre Touristen nicht dorthin, weil sie sich fürchten. Aber es ist nichts zum Fürchten da, höchstens zum Staunen, doch davon weiß keiner außer Ines, Margot und Manuel. Und die halten dicht.“

Der Vater schwieg. So eine Neuigkeit hatte er nicht erwartet. Da war also ganz in der Nähe Cala Pinos eine Höhle, von der niemand etwas wußte. Michael und Angelika hatten sie durch Zufall entdeckt...

„Ich muß sie mir gleich morgen ansehen“, sagte der Professor begeistert, „dann fahre ich nach Palma und forsche in den einschlägigen Archiven nach, wo und wann einmal von dieser Höhle die Rede war. Ganz unbekannt kann sie doch nicht sein.“

„Meinst du? Manuel hat noch nie etwas von ihr gehört und Ines auch nicht. Wir vermuten, daß sie vor Jahrhunderten in Vergessenheit geraten ist. Und wir werden sie wieder zum Leben erwecken, Vati. Sie ist so schön, daß die Einheimischen wie die Fremden ihre Freude daran haben werden.“

Der Vater sah die Begeisterung in den Augen seines Jungen und freute sich.

„Lauft nach dem Abendessen zu Manuel und bittet um das Motorboot, morgen früh fahren wir zur Teufelsbucht.“ –

Der Herbst hatte begonnen, aber die Landschaft hatte sich kaum verändert. Warm und goldrot strahlte die Sonne tagtäglich vom Himmel und ließ das Meer flimmern. Die Pinien standen wie dunkelgrüne Tupfer auf der braunen, trockenen Erde, und der Himmel spannte sich blau darüber. Frühmorgens begann der Tag nicht mehr so drückend heiß. Er war angenehm und warm. Zu Mittag lud das Wasser des Meeres noch immer zum Baden ein, und Michael, Angelika und ihre Freunde machten reichlich Gebrauch davon.

Manuel steuerte das Boot an der Felsenküste entlang. Das Knattern des Motors hallte von den Wänden wider. Vögel flatterten auf und jagten mit heftigem Flügelschlag über das Boot hinweg.

Der junge Mallorquino wies zum Felsen hinüber. „Dort liegt die Teufelsbucht.“ Professor Berkhoff entging nicht, daß in den Worten des spanischen Jungen etwas Furcht mitschwang.

Berkhoff blickte hinüber. Aber außer einem schmalen Felseinschnitt, vor dem sich Steine auftürmten, sah er nicht viel. Manuel hielt darauf zu. Je näher sie kamen, desto deutlicher ließ sich die Bucht erkennen. Es war, als verwehrten die Felsen jeden Zutritt.

Manuel wäre lieber außerhalb der Bucht mit seinem Boot geblieben, aber der Professor sagte:

„Die Einfahrt ist breit genug! Wir fahren zur Spalte hinüber und verankern das Boot am Fels. Da kann gar nichts passieren, Manuel. Das mitgenommene Schlauchboot brauchen wir nur im Notfall.“

Manuel nickte. Die Gegenwart des Professors beruhigte ihn, wenn es ihm auch nach wie vor in der Teufelsbucht nicht geheuer vorkam. Das Boot knatterte in den von hohen Felsen umstandenen Kessel hinein.

Professor Berkhoff ließ Manuel zunächst vor der Spalte anhalten. Das Boot schaukelte kaum, denn das Wasser lag ruhig und schimmerte wie ein Spiegel. Professor Berkhoff besah sich die Spalte. Er schwieg lange und schien zu überlegen.

„Der Abriß ist noch nicht alt“, meinte er dann, „ich schätze, der Fels hat sich vor fünfzig oder sechzig Jahren gelöst. Niemand hat es gemerkt, weil sich keiner in die Bucht traute. Sonst hätte man die Höhle eher entdecken müssen.“

„Fünfzig oder sechzig Jahre sind aber eine ganz schön lange Zeit“, lachte Angelika.

„Für euch vielleicht. Nicht aber in der Zeitrechnung der Geologen, die alles nach Jahrhunderten, Jahrtausenden oder gar nach Jahrmillionen rechnen. Der Abriß ist also noch ganz jung. Nun wollen wir einfahren und uns die Sache von innen ansehen.“

Manuel fuhr in die Spalte wie in einen Torweg. Nach zwanzig Metern versperrte ihnen der Felsen den Weg. Sie kletterten aus dem Boot, stiegen auf den schmalen Felspfad, und Manuel band das Boot fest. Mit Seilen, Lampen und Meßgeräten machten sie sich auf den Weg ins Innere der Höhle. Michael ging voran, denn er kannte ja schon den Weg. Der Vater blieb oft stehen, hob die Lampe und leuchtete die Wände ab.

„Es ist wundervoll! Es ist einfach herrlich! Die Bildung der Stalaktiten ist einmalig schön. Sie ist fast noch wilder als die der Bergkloster-Höhlen. Der Sinteransatz ist ganz anders als dort. Kinder, ihr habt ein Kleinod entdeckt!“

„Glaubst du, daß die Höhle erschlossen werden kann?“ fragte Angelika.

„Aber sicher. Ich habe schon bemerkt, daß hier vor recht langer Zeit Wege angelegt worden sind. Also ist sie schon begangen worden. Vor wieviel Jahren das war, hoffe ich in Palma zu erfahren. Die Höhle ist vergessen worden. Das finde ich merkwürdig.“

Sie gingen weiter, und Wunder reihte sich an Wunder. Sie fanden den unterirdischen See, ihr Lichtschein fiel wieder auf das stille, blaugrüne Wasser.

„Ich schätze, er hat an einigen Stellen eine Tiefe von neun bis zehn Metern.“ Der Professor ließ den starken Strahl des Lichts über das Wasser gleiten. „Man kann bis auf den Grund sehen. Er ist weiß und fein wie ein Sandstrand.“

Dann schwenkte er seine Lampe herum und beleuchtete die hohe Wölbung hinter sich. Sie war wie ein Saal. Wie in einem Theater stieg der Boden terrassenförmig nach oben an. Die Stalaktiten waren in der Wölbung kürzer und hingen wie lange Makkaroni von der Decke. Professor Berkhoff zog nachdenklich die Brauen zusammen.

„Die Höhle ist bestimmt vor langer Zeit einmal begangen worden“, sann er, „das zeigt schon die Anlage der Wege und dieser saalartigen Wölbung. Man hat hier gestanden und den See betrachtet. Wo aber sind die Menschen damals hereingekommen? Durch die Teufelsbucht auf keinen Fall, wie der erst junge Abriß des Felsens beweist. Es sei denn, es befindet sich noch anderswo von der Teufelsbucht aus ein Zugang zur Höhle. Das müssen wir feststellen. Ich denke eher, sie sind von der Landseite gekommen. Es muß also einen Zugang von dort geben. Wollen wir das heute noch untersuchen?“

„Aber ja“, sagte Michael sofort, „wir haben ja alles mit, was wir brauchen. Vielleicht haben wir Glück und finden den Zugang. Haben wir keins, versuchen wir es immer wieder. Ich bin nämlich auch der Meinung, daß die Leute damals vom Land her die Höhle besucht haben.“

Manuel und Angelika glaubten das auch. Professor Berkhoff nickte. Er freute sich, daß die Kinder mit Begeisterung an die Erforschung der Höhle gingen. Er verlängerte das Seil, das ihnen, am schmalen Felspfad vor der Höhle befestigt, einen ungefährlichen Rückweg sicherte, nahm seine Lampe vom Boden auf und ging den Kindern voran.

Sie kamen durch neue Höhlen und Nebenhöhlen, bestaunten und begeisterten sich an der Schönheit der Sinteransätze, prüften, klopfen und befühlten die Felsspalten, um die eine zu finden, die einen Ausgang zum Land hin versprach. Nach einer Stunde meinte der Professor:

„Bis jetzt haben wir keinen rechten Erfolg. Trotzdem bin ich überzeugt, daß es einen Ausgang gibt. Er wird durch einen Felsabriß

verschüttet und verstopft sein. Da ist es natürlich schwer, ihn zu finden. Was meint ihr?“

„Das denke ich auch“, stimmte Michael zu und seufzte ein wenig. „Ach, Vati, es wäre doch herrlich, wenn wir ihn fänden. Bis jetzt hat doch alles so schön geklappt. Ich schlage vor, wir suchen noch eine Stunde. Haben wir ihn bis dahin nicht gefunden, dann vertagen wir die Suche auf morgen.“

„Ja, so machen wir’s“, nickte Angelika, und auch Manuel war dafür.

„Für heute reicht es!“ entschied der Professor. „Ich möchte noch mit Señor Moll telefonieren und ihm eure Entdeckung mitteilen...“

Professor Berkhoff hatte eigentlich gleich am nächsten Tag nach Palma fahren wollen, um in den Archiven nach Informationen über die wiederentdeckte Höhle zu forschen, aber der Kollege im Archiv hatte ihn am Telefon gebeten, erst in ein paar Tagen zu kommen, damit er alle in Frage kommenden Bücher und Urkunden zusammenstellen könne.

„Macht nichts“, meinte Michael, „dann versuchen wir vorher, den Zugang zur Höhle vom Land her zu finden. Vielleicht erleichtert das auch deine Forschung im Archiv...“

Der Vater nickte, und dann entschied er, daß sie diesen Versuch gleich am nächsten Tage machen wollten. Auf der Landkarte trug er die Höhle ein, und so wußte er, wo ungefähr der Eingang liegen mußte.

Am nächsten Morgen bestieg man das Auto und fuhr damit zur Teufelsbucht. Manuel saß neben dem Professor und wies ihm den Weg. Michael und Angelika saßen im Rücksitz. Im Kofferraum lagen Seile, Lampen und Meßgeräte. Der Weg führte anfangs die Hauptstraße zum Hotel ‚Solimar‘ entlang, zweigte dann ab und wurde steinig und schlecht befahrbar.

Sie mußten durch ein Tal zwischen pinienbestandenen Hügelketten. Kakteengewächse mit dicken, fleischigen Blättern wucherten am Wege. Ein kleiner Hain alter Olivenbäume, die knorrige, gewundene Stämme hatten, glitt an ihnen vorüber. Hinter den Hügelketten ragten die Felsen empor, die sich kahl und rauh zum Meer hinunter senkten.

Professor Berkhoff fuhr langsam den holprigen Weg, den ihm Manuel zeigte. Manuel sah prüfend zu den Felsen hinüber, die nun vor ihnen lagen. Der Wagen kam nur noch mühsam vorwärts. Es war schon lange kein Fahrweg mehr, auf dem sie sich befanden.

Professor Berkhoff hielt an.

„Wir müssen zu Fuß weitergehen“, sagte er, „es wäre schlimm, wenn wir uns hier in der Einsamkeit eine Panne holten. Ist es noch weit, Manuel?“

„Nein, da drüben die beiden Felsen müssen es sein. Sie stehen rechts und links von der Teufelsbucht.“

„Also gut“, der Professor öffnete den Kofferraum und gab jedem etwas von der Ausrüstung zu tragen, „wir befinden uns jetzt an der anderen Seite der Höhle. Hier müßte der Zugang sein, wenn es noch einen gibt. Kommen hier oft Leute her, Manuel?“

Manuel schüttelte den Kopf. „Kaum, die Fremden interessieren sich mehr für den Strand und wandern in der warmen Jahreszeit kaum ins Gebirge. Und die Einheimischen kraxeln überhaupt nicht hier herum. Was sollen sie in den Bergen, wo nur Pinien stehen und nichts als Felsen sind?“

Der Professor nickte zustimmend. Sie standen also auf kaum begangenen Boden. Einen Zugang zu einer Höhle, von der bisher niemand etwas wußte, würde keiner gesucht haben. Berkhoff ging den Kindern voraus, blieb oft stehen, maß die Entfernung der beiden Felsen, rechnete die Lage der Höhle aus und ging dann in der Richtung weiter, in der der Zugang seiner Meinung nach liegen mußte.

Der Weg war steinig und voll Geröll. Er führte bergan, und sie mußten oft verschnaufen. Unwegsam, zerklüftet und kahl stellten sich ihnen die Felsen entgegen. Sie hielten sich an niederem, struppigem Piniengestrüpp fest und zogen sich bergan. Eine Schlucht tat sich vor ihnen auf, schmal und auch voller Geröll. Professor Berkhoff beugte sich hinunter. Wärme und der Geruch von Staub und Stein stiegen zu ihm herauf.

„Wagst du dich da hinunter?“ fragte er Michael, der sofort begeistert ja sagte.

Der Vater band das Ende des starken Seiles um Michaels Hüften. Manuel und Angelika hielten das Seil, während Michael vorsichtig hinunterstieg, die Füße gegen den Fels gestemmt. Nach zehn Metern stand Michael auf festem Boden und winkte hinauf. Vorsichtig über Steine und Geröll steigend, ging er an den Felswänden entlang. Er tastete, leuchtete in Spalten und Felsrinnen, bog Buschwerk beiseite und sah dahinter. Nichts verriet ihm auch nur den kleinsten Zugang zur Höhle. Als ihn Manuel und Angelika nach einer halben Stunde wieder nach oben zogen, schüttelte er bedauernd den Kopf.

„Ich habe nichts gefunden, Vati. Alles war Fels und Stein. Wenn es einen Zugang vom Lande aus gab, dann muß er woanders liegen. Wir müssen weiter suchen.“

Unverdrossen stiegen sie weiter. Aber als sie nach drei Stunden immer noch keinen Erfolg hatten, sagte der Vater:

„Es hat keinen Zweck mehr. Wahrscheinlich liegt der Zugang da, wo wir ihn gar nicht vermuten. Wir wollen es für heute genug sein lassen. Sobald ich mit der Erschließung der Bergkloster-Höhle fertig bin, werde ich mich dieser Aufgabe hier widmen. Wichtig ist jetzt nur, daß ihr das Geheimnis noch so lange hütet, bis es offiziell bekanntgegeben werden kann. Ich werde unterdessen in den Archiven nachsuchen. Vielleicht finde ich eine Beschreibung der Höhlen und damit den eigentlichen Zugang.“

„Wir sagen nichts, Vati. Du kannst dich auf uns verlassen, ebenso auf Margot und Ines“, versprach Angelika.

„Und noch eins, Michael“, wandte sich Professor Berkhoff an seinen Sohn, „geh bitte nicht noch einmal in die Teufelsbucht-Höhle. Sie ist nicht ganz ungefährlich. Es könnten sich Verstürze lösen, die ein großes Unglück heraufbeschwören würden. Erst müssen die Geologen genau prüfen, wo etwas brüchig und versandet ist. Dann erst ist die Höhle für Laien ohne Gefahr zugänglich. Das verstehst du doch?“

„Klar, Vati, das sehe ich ein. Wir warten also, bis deine Geologen uns die Begehung erlauben.“

„Ihr sollt mit euren Freunden die ersten sein, die die erschlossene Höhle begehen. Vorausgesetzt natürlich, daß wir den Zugang finden und sie überhaupt begangen werden kann.“

Der Wagen holperte den Weg nach Cala Pino zurück. Seine Insassen waren zwar etwas müde von der Anstrengung und der Hitze des Tages, doch froh und wohlgemut...

\*

„Ich fahre morgen nach Palma“, sagte Professor Berkhoff zwei Tage später zu seiner Frau und den Kindern, „ich will dort versuchen, etwas über die geheimnisvollen Höhlen in der Teufelsbucht zu erfahren. Ich schreibe euch dann, was ich erreicht habe. Hoffentlich kann ich euch etwas Erfreuliches berichten.“

„Wie wäre es denn, wenn du Señor Moll unser Geheimnis anvertrauen würdest“, meinte Angelika, „er ist doch Experte für

alles, was sein geliebtes Mallorca betrifft. Vielleicht weiß er sogar etwas Entscheidendes über diese Höhlen.“

Der Professor sah nachdenklich vor sich hin.

„Ganz unrecht hast du nicht, Kind. Aber trotzdem, ich möchte es erst allein versuchen. Señor Moll läuft mir nicht davon. Als Forscher möchte ich zunächst herausfinden, was es mit diesen vergessenen Höhlen für eine Bewandnis hat. Ihr könnt mir dabei helfen, indem ihr nach wie vor nichts von eurer Entdeckung verlauten laßt.“

„Das ist Ehrensache, Vati“, versicherte Michael ernst, „du brauchst dir darum keine Sorgen zu machen.“

Sie liefen ein Stück neben dem Wagen her, als er am nächsten Morgen abfuhr, und winkten, bis er um die Calla Métego bog und ihren Blicken entschwunden war...

Am übernächsten Tage kam ein Brief. Der Vater teilte ihnen mit, daß es ihm in Palma nicht gelungen sei, in Büchereien, Archiven und bei maßgeblichen Stellen etwas von vergessenen Höhlen zu erfahren. Von einer Höhle in der Teufelsbucht sei nichts bekannt!

„So werde ich also“, schrieb der Vater weiter, „mich selbst an die Erforschung des Höhlenzugangs machen, sobald es meine Arbeit in den Klosterhöhlen erlaubt. Ich habe mich mit eurer Schule in Verbindung gesetzt und darum gebeten, euren Urlaub bis auf weiteres zu verlängern. Ihr sollt doch an der Erforschung der Höhle teilhaben können...“

Die Kinder jubelten und fuhren mit Amigo gleich zu Margot, um ihr die Neuigkeit mitzuteilen. Margots Eltern, die ins Vertrauen gezogen worden waren, ließen sich genauer von der Höhle berichten, denn sie hatten geglaubt, Margot hätte übertrieben.

„Vati, darf ich dann auch hierbleiben?“ bettelte Margot. „Ich habe ja die Höhle auch mit entdeckt!“

Margots Eltern waren gern einverstanden.

Die Kinder schmiedeten unterdessen schon neue Pläne. „Wir gehen noch einmal in die Höhle, wir suchen so lange, bis wir einen Ausgang gefunden haben“, versicherte Michael, „machst du mit, Angelika?“

„Du weißt, daß ich alles mitmache, aber wir haben Vati versprochen, die Höhle nicht wieder zu betreten. Sie ist gewiß nicht ungefährlich, Michael.“

„Hast du Angst?“

„Nein, Angst nicht, aber Vati macht sich Vorwürfe, wenn wir in der Höhle verunglücken.“

Michael nickte nachdenklich, dann sagte er:

„Trotzdem möchte ich es wagen, Mädels! Mir geht es wie Vati. Ich habe einfach keine Ruhe mehr, bis ich weiß, wo der Zugang ist. Nur wenn wir den gefunden haben, ist die Höhle zu erschließen. Die Spalte in der Teufelsbucht ist doch nur ein Notausgang.“

„Wann soll's losgehen?“ fragte Margot aufgeregt.

„Morgen nach dem Mittagessen“, antwortete Michael. „Wir müssen uns auf einen längeren Aufenthalt in der Höhle gefaßt machen und uns dementsprechend ausrüsten. Ist das klar?“

„Das ist klar, Boß“, lachten die Mädchen zurück...

Ines freute sich über Michaels und Angelikas Besuch und versprach ohne Bedenken, zu Mittag mit Manuel in ihrem kleinen Hafen „Laguna azul“ zu ankern.

„Wir machen nach Tisch eine Fahrt nach Porto Cristo“, sagte Michael zu seiner Mutter und sah an ihr vorbei, um ihr mit der Lüge nicht in die Augen sehen zu müssen, „wir sind am Abend wieder da. Du bist doch einverstanden, Mutti?“

„Natürlich bin ich das, nutzt die Zeit nur gut aus. Bald müßt ihr wieder zur Schule...“

„Zur Schule?“ fragte Angelika und starrte die Mutter entgeistert an. „Vati hat uns doch versprochen, daß wir hierbleiben dürfen, bis die Höhle erforscht ist...“

„Was Vati versprochen hat, hält er, aber inzwischen dürft ihr nicht alles vergessen, was ihr gelernt habt, sonst schafft ihr nie mehr den Anschluß, wenn wir wieder in Deutschland sind. Ich habe heute morgen ein langes Telefongespräch mit Vati geführt, er denkt natürlich genau wie ich... Auch Margots Eltern denken so. Margot soll schließlich auch nicht wie eine Zigeunerin aufwachsen. Da haben wir gedacht...“

„Was denn?“ fragten Angelika und Michael wie aus einem Munde.

„Wir werden eine Lehrerin engagieren, die euch dreien gemeinsam Unterricht gibt! Señor Moll, den Vati mittlerweile in alles eingeweiht hat, ist uns sehr behilflich gewesen, eine geeignete Lehrerin zu finden...“

„Jetzt schlägt's dreizehn!“ meinte Michael empört. „Und das alles hinter unserem Rücken!“

Die Mutter lachte. „Ihr habt ja nur noch eure Höhle im Kopf, und schließlich ist so etwas ja auch Angelegenheit der Eltern.“

„Wann kommt denn die Lehrerin, und wie sieht sie aus und wie

alt ist sie?“

Die Mutter lachte. „Ich weiß bis jetzt nur, daß sie Morgenroth heißt und aus gesundheitlichen Gründen ein Jahr im Süden leben soll. Sie soll sehr nett sein und vor allem sehr energisch...“

„Puh!“ machte Angelika. „Energisch, reizende Aussichten.“

Aber wenn wir sicher sind, dann hierbleiben zu dürfen, solange Vati hier zu tun hat, sind wir einverstanden!“

„Wie nett von euch, daß ihr euch so vernünftig in das Unvermeidliche fügt!“ sagte die Mutter ein bißchen belustigt. „Aber laßt eure Freunde nicht warten!“

In diesem Augenblick trat Margot ein. Sie hatte dunkelblaue Hosen und einen dicken Pullover über dem Arm hängen. Da auch Angelika lange Hosen und eine Wolljacke trug, meinte die Mutter verwundert:

„Na, so kalt ist es ja nun wirklich noch nicht. Vor kurzem konntet ihr nicht luftig genug angezogen sein, und jetzt packt ihr euch ein wie im Winter. Was ist los mit euch?“

„Mutti, auf dem Wasser ist es doch kühl, zumal am Abend. Da können wir die Jacken gut gebrauchen. Wir wollen uns doch nicht erkälten.“

Das sah die Mutter ein und ließ die Kinder gehen...

Ein Boot fuhr knatternd in den kleinen Hafen ‚Laguna azul‘. Ines winkte ihnen entgegen. Sie verstauten die Seile und Lampen unter die Sitze in Manuels Motorboot, denn Manuel war natürlich auch dabei, und stellten zwei Rucksäcke mit Eßwaren daneben, die Margot mitgebracht hatte. Man konnte nicht wissen, wie lange die Suchaktion dauern würde. Endlich war alles bereit, die Forschungsreise konnte beginnen.

Niemand begegnete ihnen auf der Fahrt, und niemand sah sie, als sie in die Teufelsbucht einbogen. Sie befestigten das Boot wieder in der Felsspalte, nahmen Seile, Lampen und die Rucksäcke mit den Eßwaren und gingen den schmalen Felspfad entlang, der in die Höhle hineinführte.

Stille und Dunkelheit, die nur vom Schein ihrer Lampen gespenstisch erhellt wurde, umfing sie. Diesmal blieben sie nicht stehen, um die Schönheiten der Stalaktiten und Stalagmiten zu bewundern. Eifrig machten sie sich an die Suche nach dem zweiten Ausgang, von dessen Existenz sie alle überzeugt waren.

Michael sagte nach einer Stunde: „Ich habe mir etwas überlegt. Wir haben bis jetzt nur da gesucht, wo wir mit unserm Vater gesucht

haben. Jetzt fangen wir da an, wo wir damals aufgehört haben. Vielleicht finden wir dort etwas.“

Sie gingen an dem unterirdischen See vorbei und befestigten das Seil an einem aufragenden Stalagmiten, um den Rückweg zu finden.

„Hier waren wir noch nicht“, sagte Michael schließlich und beleuchtete mit seiner Lampe die Säulenhalle, in der sie klein wie Zwerge wirkten, „ich schlage vor, jeder sucht für sich. Aber nur hier in der Halle, damit wir beisammen bleiben. Dann gehen wir zur nächsten Höhle und suchen dort gemeinsam!“

Alle waren mit Michaels Vorschlag einverstanden. Die Kinder trennten sich, ließen den Strahl ihrer Lampe über den steinigen Boden gleiten und tasteten sich vorsichtig vorwärts. Sie untersuchten jede Felsspalte, die sich in den Wänden gebildet hatte, aber sie fanden keinen Ausgang.

Enttäuscht ließ sich Michael auf einem Stalagmiten nieder, der, wie ein Hocker geformt, zu seinen Füßen lag.

„Ich bin hungrig“, sagte er, „ich muß etwas essen. Kommt, jetzt machen wir eine große Pause und beraten. Drei Stunden suchen wir jetzt schon und haben noch nicht das geringste gefunden. Wollen wir weitersuchen?“

„Natürlich, dazu sind wir ja hier“, meinte Margot, „was sind schon drei Stunden für dieses ganze Höhlenlabyrinth?“

„Das ist richtig“, pflichtete Angelika bei. „Ich glaube zwar, es wäre reine Glückssache, wenn wir schon heute den Ausgang fänden. Aber ich bin auch dafür, daß wir so lange wie möglich suchen. Denn jetzt sind wir einmal hier.“

„Jetzt ist es fünf“, überlegte Michael mit einem Blick auf seine Uhr, „in drei Stunden ist es dämmrig! Hast du Schwierigkeiten, wenn wir im Dunkeln zurückfahren, Manuel?“

„Nein, warum? Ich kenne die Küste, und wir haben Lampen, um unser Boot kenntlich zu machen. Aber zu spät darf es nicht werden, sonst kriege ich Krach mit meinem Vater wie ihr mit euren Eltern...“

„Also weiter!“ Michael ging voran, und der gelbliche Schein ihrer Leuchten zeigte ihnen den Weg.

Es ging auf und ab, denn die Höhlen lagen nicht alle auf gleicher Ebene. Sie drangen immer weiter in das weit verzweigte Labyrinth ein. Sie suchten und leuchteten die Felswände ab, beklopfen und befühlten die Steine, die sich glatt, rau, feucht oder trocken anfühlten.

Plötzlich schrie Angelika auf.

„Kommt alle hierher! Mir ist, als fühlte ich einen kühlen Luftzug auf dem Gesicht!“

Ihre Lampen tanzten vom eiligen Laufen auf und ab, als sie zu Angelika rannten. Sie drängten sich um sie und hoben die Gesichter.

„Wirklich!“ sagte Michael nach einer Weile, „ich fühle es auch. Es ist ein Luftzug, der aus dieser Spalte kommt. Hebt alle eure Lampen, damit wir mehr Licht haben.“

Sie starrten wie gebannt durch die schmale Spalte, in der Gestrüpp stand. Es roch nach Staub, Steinen und Erde – und nach frischer Luft, die von irgendwoher kam.

„Hier muß der Ausgang sein!“ Michaels Stimme klang aufgeregt und ungeduldig. „Wo Gestrüpp wächst, ist frische Luft!“

Er riß sich den Rucksack vom Rücken, entnahm ihm ein scharfes Messer und Handschuhe, zwängte sich in die Spalte und schnitt mit raschen Griffen in das stachlige Gestrüpp. Die anderen räumten die Zweige beiseite und warfen sie achtlos und aufgeregt hinter sich. Geröll und Steine kollerten um sie her, als sie nach Michael in die Spalte drängten.

Sie standen in einem niedrigen Raum, dessen Boden mit einer dünnen Erdschicht bedeckt war, in der dürftiges Gesträuch wuchs. Michael ließ den Schein der Lampe an den Wänden entlanggehen. Da sah er, daß die eine Seite des Raumes eine ausgehauene, viereckige Öffnung hatte, die einem Türrahmen aus Stein glich. Michael lief darauf zu und stemmte die Schulter gegen die Steine, die den Rahmen wie eine Tür abschlossen. Es knirschte und krachte. Einige gaben nach und stürzten auf der anderen Seite polternd zu Boden. Am Geräusch hörten sie, daß die Steine bergab rollten.

„Das ist der Ausgang“, keuchte Michael und trat gegen das Steinhindernis, das ihnen den Weg ins Freie versperrte. Weitere Steine fielen und wirbelten Staubwolken auf, die den Kindern das Atmen schwer machten. Sie hatten mit einemmal alle Gefahren vergessen, die ihnen hier drohen konnten. Sie hatten nur einen Gedanken: den Ausgang frei zu machen, den sie so lange gesucht hatten. Sie stemmten sich vereint gegen das Hindernis, und dann rauschte polternd und krachend ein Steinhaapel bergab. Sie wichen zurück und bedeckten Augen und Nase mit den Händen. Sie schmeckten Sand und Steinchen auf der Zunge und freuten sich, daß bisher alles so gutgegangen war. Durch die Zweige des Gestrüppes hinter der Steintür sahen sie den Himmel. Er war blaßgrau und zeigte nur dort, wo die Sonne im Sinken war, ein letztes, goldrotes

Leuchten.

„Wir haben es geschafft!“ jubelte Michael und drängte sich durch das Gestrüpp.

Die anderen drängten ihm nach, und dann standen sie und starrten wie verzaubert über das Land, über dem braunen, ausgetrockneten Tal erhoben sich die pinienbewachsenen Hügelketten. Hinter ihnen ragten die Felsen empor, die zu beiden Seiten die Teufelsbucht flankierten. Die Luft war warm, und ein lauer Wind wehte vom Meer her. Michael sah sich um.

„Wir sind mit Vati weiter drüben gegangen“, sagte er, „da haben wir natürlich den Ausgang nicht finden können. Jetzt müssen wir ihn unauffällig markieren, damit wir ihn vom Land aus wiederfinden können. Er ist ja so verwachsen, daß man ihn übersehen kann, wenn man von unten her kommt.“

„Ich habe noch ein Taschentuch mit“, meinte Angelika, „das können wir hier in das Gesträuch binden. So werden wir den Eingang leichter finden.“

Der Vorschlag wurde angenommen und ausgeführt.

„Michael, wir gehen nach unten zur Straße“, schlug Manuel vor, „wir müssen feststellen, wo der Weg zur Höhle abzweigt. Mit Kreide markieren wir die Steine für den Rückweg.“

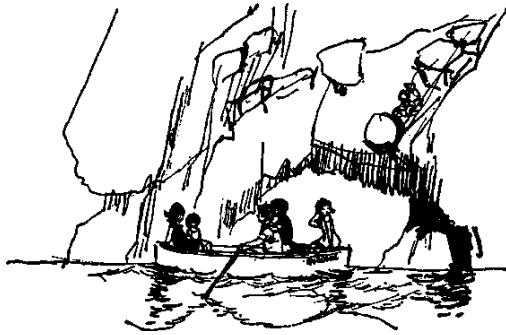
„Da brauchen wir nicht alle mitzugehen“, meinte Angelika, „wir Mädchen bleiben hier. Es genügt ja, wenn ihr den Weg markiert.“

Die beiden Jungen waren einverstanden und sprangen bergab. Die Mädchen sahen, wie sie die Steine markierten und nach einem gangbaren Weg suchten. Nach einer halben Stunde kamen sie wieder bergauf gestiegen.

„Wir haben die Abzweigung gefunden“, berichtete Michael, „aber sie ist völlig verwachsen und nicht mehr erkennbar. Aber jetzt müssen wir schnellstens zurück. Es wird ja schon dunkel.“

„Auf dem Landweg hätten wir es einfacher“, lachte Ines, „nun müssen wir wieder durch den ganzen Berg zurück.“

„Das ist nicht zu ändern, denn in der Teufelsbucht liegt das Boot. Also jetzt los und ohne Aufenthalt durch die Höhlen!“



Lachend drängten sie durch das Gestrüpp und über die Steine, die noch vor dem Eingang lagen. Manuel ging voran, Michael ging als letzter und wickelte das Seil auf, das ihnen den sicheren Weg zurück wies. Nach einer Stunde erreichten sie das Boot. Die Sonne war gesunken. Der Himmel spannte sich blaugrau über das Meer, das nun tiefschwarz unter ihm lag. Das Boot tuckerte an der Küste entlang. Michael hielt seine Lampe im Rücksitz, ihr Schein tanzte wie ein goldenes Fünkchen auf dem Wasser.

Im Bug saß Angelika und zeigte Fünkchen Lampe die Position des Bootes an. Die Lichter von Cala Pino flimmerten vor ihnen. Weit ausholend glitten die Scheinwerfer des Leuchtturms über das Meer. Die Kinder schwiegen und starrten in den sternenbesäten Himmel.

„Ich kann es noch gar nicht fassen, daß wir nun doch den Höhlenzugang gefunden haben“, sagte Michael in die Stille hinein, „ich könnte vor Freude Bäume ausreißen.“

„Tu das lieber nicht“, lachte Ines, „so viele gibt es hier nicht. Ich bin überzeugt, daß die Höhle bald für den Fremdenverkehr erschlossen werden kann.“

„Hoffentlich“, seufzte Michael, und es war ihm ein wenig bange, wenn er an den Vater dachte.

\*

Schon ein paar Tage später kamen Señor Moll und einige spanische Herren, um gemeinsam mit dem Vater die Höhle zu besichtigen. Diesmal durften die Kinder die Gruppe nicht begleiten, wenigstens nicht in den Berg hinein. Sie paddelten allerdings bis zur Teufelsbucht und erwarteten neugierig das Ergebnis. Schließlich war

es ja ihre Höhle!

Endlich kamen die Herren zurück. Sie achteten kaum auf die Kinder, so erregt waren sie. Als sie sich verabschiedet hatten, bestürmten Michael und Angelika ihren Vater.

Der schüttelte lachend den Kopf. „Eigentlich sollte ich euch überhaupt nichts erzählen, denn ihr seid gegen mein Verbot noch einmal in der Höhle gewesen. Da ihr aber hierbei den Zugang entdeckt habt und ja auch gesund heimgekehrt seid, sei euch euer Verstoß verziehen. Ja, Kinder, auch die spanischen Kollegen sind der Meinung, daß euch eine großartige Wiederentdeckung gelungen ist. Vor Jahrhunderten hat die Höhle als Zufluchtsort in Kriegszeiten gedient, das haben die Untersuchungen ergeben. Ich bin gebeten worden, auch diese Höhle wissenschaftlich zu untersuchen. Das wird fast ein Jahr in Anspruch nehmen.“

„Fein!“ jubelte Angelika. „Dann bleiben wir also noch ein Jahr hier!“

Der Vater lachte: „Das hängt ganz davon ab, wie ihr euch benehmt. Ist Fräulein Morgenroth mit euch zufrieden, kann's ein Drei viertel Jahr werden, wenn nicht, werdet ihr Knall und Fall zurückgeschickt!“

„Mal sehen, wie sich die Dame anstellt“, meinte Michael, „an uns soll es nicht liegen. Und Margot macht ja auch mit. Geteiltes Leid ist gedritteltes Leid!“

Der Vater blickte seine beiden ernst an. Angelika gab ihm einen Kuß. „Wir werden uns riesengroße Mühe geben!“ versprach sie. „Wir wollen doch zusammen bleiben, bis du hier fertig bist. Wann kommt Fräulein Morgenroth, Vati?“

„Morgen, und dann wird gleich mit dem Unterricht begonnen. Heute abend treffen wir uns mit Margots Eltern und besprechen alle Einzelheiten!“

Das war freilich eine aufregende Neuigkeit. Michael und Angelika fuhren gleich zu Ines, um sie ihr mitzuteilen.

„Am liebsten machte ich bei euch den Unterricht mit. Mir fehlt ja so viel...“, sagte Ines traurig.

Michael und Angelika trösteten sie und versprachen, gleich am nächsten Tag mit Fräulein Morgenroth darüber zu reden. Zu viert wäre es natürlich noch besser als zu dritt, meinten sie.

Am nächsten Tag fuhr Professor Berkhoff nach Palma, um Fräulein Morgenroth abzuholen. Am liebsten wären Angelika und Michael mitgefahren, aber der Vater erlaubte es nicht.

„Es ist wohl besser, wenn ich erst einmal mit ihr allein spreche“, sagte er, und die Mutter gab ihm recht. Zusammen mit Margot blickten die Geschwister von Mittag ab die Straße hinab, um ja die Ankunft der Lehrerin nicht zu verpassen. Endlich erschien das wohlbekannte Auto, kam näher und hielt. Michael sprang hinzu und öffnete die Tür. Eine junge Dame sprang leichtfüßig heraus.

„Ich vermute, du bist Michael!“ sagte sie und gab ihm die Hand.

Der Junge musterte sie blitzschnell. „Sie hat lustige Augen, mit ihr kommen wir aus!“ dachte er.

„Wir trinken bei uns eine Tasse Kaffee, dann bringe ich Fräulein Morgenroth ins Hotel Solimar, wo sie wohnen wird“, erklärte der Vater, und so geschah es.

Als das Kaffeetrinken zu Ende war, waren alle glücklich. Fräulein Morgenroth würde kein Alpdruck für die Kinder werden, davon war jeder überzeugt.

Bereits am anderen Morgen trafen sich die vier im Hotel ‚Solimar‘, wo auch in Zukunft der Unterricht abgehalten werden sollte. Es waren zwei vergnügte Stunden, aber als sie vorbei waren, wußte Fräulein Morgenroth genau über die Kenntnisse und Lücken der Kinder Bescheid, und danach stellte sie ihren Unterrichtsplan auf.

„Die Zahl der Unterrichtsstunden hängt von euch ab“, erklärte sie.

„Lieber hart, aber dafür kürzere Zeit arbeiten“, gestand Michael, und die beiden Mädchen stimmten ihm zu. Sie waren alle drei sehr glücklich, daß sie trotz des Unterrichts genug Zeit für sich und die Insel haben würden, denn die wollten sie in den Wintermonaten genau kennenlernen...

\*

Die letzten Gäste verließen das Hotel ‚Solimar‘. Die Sommersaison war beendet, und wer Wert auf ein lebhaftes Badeleben legte – und das taten ja fast alle Gäste – kam nicht mehr auf seine Kosten. So war es auch in allen anderen Hotels von Cala Pino und entlang der Küsten Mallorcas. Die Zahl der Fremden nahm immer mehr ab. Cala Pino war bald wieder das kleine verträumte Fischerdörfchen, das es einmal gewesen war.

In Palma lief der Betrieb weiter, wenn auch nicht in gleich großem Maße wie in den Sommermonaten. Die Stadt bot genügend

Sehenswürdigkeiten aller Art, um auch im Winter noch ein Anziehungspunkt für Fremde zu sein.

Wenn Michael und Angelika, allein oder in Begleitung von Margot und Ines, jetzt mit Amigo durch die Straßen fuhren, kamen sie rasch vorwärts. Es war ein stilles, geruhsames Leben, das sich ihren Blicken bot. Fast alle Einheimischen kannten die Kinder. Man begrüßte sie freundlich und unterhielt sich mit ihnen. Michael und Angelika lernten es, sich in der spanischen Sprache auszudrücken, und sie vergrößerten laufend ihren Wortschatz.

In den Nachmittagsstunden waren sie oft mit Ines und den spanischen Freunden zusammen, die Vormittage waren mit dem Unterricht ausgefüllt. Oft saßen sie unter den drei Pinien am Uferweg. Die Himmelsbläue wich jetzt zuweilen einem hellen Grau, aus dem die Sonne noch warm, aber milder schien. Der Himmel war auch manchmal bedeckt, trotzdem war es nach deutschen Begriffen für die Jahreszeit noch sehr warm.

Als die ersten Regentropfen fielen, hoben Angelika und Michael überrascht die Gesichter in die Höhe.

„Ich komme mir vor wie im Dezember, wenn der erste Schnee fällt“, lachte Michael, „hier ist es der Regen. Na, mir ist es recht. Lange genug haben wir ihn entbehrt.“

Angelika streckte ihre Arme nach dem seltenen Naß aus, aber es wurde kein Regenguß. Bald hörte es wieder zu regnen auf; in den Zweigen der Pinien hingen kaum Tropfen.

Das Meer veränderte sich. Es hatte unter dem grauen Himmel seine leuchtende Farbe verloren. Graue, schaumgekrönte Wogen wälzten sich den Klippen entgegen, brachen sich dort hoch aufbäumend und zerstoben in sprühendem Gischt.

Angelika und Michael sahen mit Sorge zu ihrem kleinen Hafen ‚Laguna azul‘ hinüber. Die Wasser umspülten die Mauer, tosten gegen die Klippen und rollten brausend über den kleinen Kai zurück.

„Noch hält die Mauer!“ sagte Angelika ängstlich und starrte wie gebannt in die tobende See. „Als wir den Hafen bauten, hatten wir nicht daran gedacht, daß es hier auch so etwas wie rauhe See geben könnte. Wir dachten, das Meer bliebe immer still und friedlich.“

„Du weißt ja, daß wir auch einige Male an den wärmsten Sommertagen schwere See erlebt haben.“

Angelika mußte das zugeben. Es war faszinierend, über die weite Wasserfläche zu blicken, in der es zu kochen und zu brodeln schien.

Eines Nachts wachte Angelika auf. Sie hörte ein ungewohntes

Geräusch vor ihrem Fenster. Es klang wie dumpfes Trommeln, dazwischen vernahm sie das ärgerliche ‚Iiaaahhh‘ Amigos. Sie sprang aus dem Bett und drückte ihr Gesicht gegen die Scheibe. Durch einen Vorhang strömenden Wassers sah sie die dämmerige Nacht, in der die Pinien im Garten wie Gespenster standen.

„Meine Güte, das regnet ja ganz schrecklich – und Amigo ist draußen! Er muß ja pudelnaß sein, der arme Kerl. Deshalb ruft er nach mir. Er ist uns böse, weil wir bisher noch keine Zeit hatten, ihm einen Unterstand zu bauen.“

Sie hing sich einen Mantel über und schlich durch die Diele zur hinteren Gartentür. Ein heftiger, aber nicht kalter Wind wehte. Er trieb ihr den Regen ins Gesicht und durchnäßte im Augenblick ihr Haar. Es war, als würden ganze Kübel mit Wasser ausgegossen. Der Regen trommelte auf den ausgedörrten Boden und versickerte in der durstigen Erde.

Angelika streckte suchend die Arme aus und lief mit halb geschlossenen Augen zu Amigo. Das Eselchen hatte sich fest an den Stamm einer Pinie gedrückt. Das Wasser floß nur so aus seinem Fell und lief in Strömen über seinen Kopf.

„Amigo, mein lieber Amigo!“ Angelika umarmte das Tier und drückte ihr Gesicht in sein nasses Fell. „Daran sind wir schuld. Sei nicht böse, Amigo. Morgen bauen wir dir einen feinen Stall.“

„Iiaaahh!“ antwortete Amigo und ließ sich willig von Angelika wegführen. Das Mädchen überlegte nicht lange. Amigo konnte nicht im Regen stehenbleiben, er mußte ein festes Dach über den Kopf bekommen. Sie öffnete die Tür zum Haus und führte Amigo in die Diele.

„Sei still und rühr dich nicht, damit du die anderen nicht aufweckst“, flüsterte sie, „ich hole schnell ein Tuch und reibe dich trocken.“

Auf den Steinplatten der Diele bildeten sich Wasserlachen. Pfützen bezeichneten den Weg zur Küche, den Angelika ging. Draußen trommelte der Regen weiter auf den Boden.

„Halte still“, sagte Angelika leise, „damit ich dich richtig abreiben kann. Du tropfst ja wie eine kaputte Wasserleitung.“

„Was machst du denn da?“ fragte Michael kaum vernehmlich und sah aus seinem Zimmer.

„Das siehst du doch. Wir hatten uns schon lange vorgenommen, Amigo einen Unterstand zu bauen. Jetzt wird es aber höchste Zeit. Wenn er sich erkältet, sind wir dran schuld.“

„Es ist ja nicht kalt“, beruhigte Michael sie, „so ein Esel kann schon einiges vertragen. Aber gleich morgen früh geht es los. Die Freunde helfen uns bestimmt dabei.“

Sie hingen Amigo eine Decke über und gingen wieder in ihre Betten. Die Mutter erschrak, als sie am Morgen aus ihrem Zimmer in die Diele trat. Sie hatte den heftigen Regenguß verschlafen und wunderte sich nun, warum Amigo in der Diele stand. Wie oft schon hatte sie die Kinder daran erinnert, daß Amigo einen Stall haben müsse!

„Es war ja bisher nicht nötig, Mutti“, meinte Angelika am Frühstückstisch, „es war immer warm und trocken draußen, und Amigo hat es unter den Pinien im Garten gut gefallen. Aber jetzt soll er seinen Stall haben, verlaß dich drauf.“

Am Nachmittag halfen sie alle mit beim Bau. Manuel und Pedro sägten die Bretter in passende Längen. Michael, Ramon und Juan nagelten sie zu einem überdachten Unterstand für Amigo und das Wägelchen zusammen. Die Mädchen halfen, so gut sie konnten.

„Es ist genug Holz für eine Tür übrig“, stellte Manuel fest, „wollen wir eine Tür davor machen?“

Sie einigten sich auf eine dreiviertel hohe Tür, damit Amigo genügend Luft bekäme. Am Abend war der Stall fix und fertig. Die Kinder führten Amigo hinein und sahen ihn erwartungsvoll an. „Iiaahh!“ machte er und schüttelte zufrieden den Kopf.

Als in den nächsten Tagen der zweite heftige Regenguß niederging, stand Amigo in seinem Stall und sah durch die Öffnung über seiner Tür in das Trommeln und Plätschern des Wassers. Angelika drehte sich zufrieden und glücklich wieder in ihrem Bett um, als sie den Regen hörte. Um Amigo brauchte sie sich keine Sorgen mehr zu machen.

\*

Die beiden Wagen holperten langsam über die steinigen Wege im Tal zwischen den pinienbestandenen Hügelketten. Professor Berkhoff hielt fest das Lenkrad umfaßt und sah nachdenklich vor sich hin. Michael betrachtete den Vater verstohlen von der Seite.

„Du sagst ja gar nichts, Vati“, sagte er schließlich, „haben sich deine Erwartungen nicht erfüllt. Glaubst du nicht, daß sich die Teufelsbucht-Höhle für den Fremdenbesuch einrichten läßt?“

„Doch, doch, meine Erwartungen sind mehr als erfüllt. Ich

möchte sagen, die Freude, den Landeingang der Höhlen entdeckt zu haben, hat mich stumm gemacht. Es ist einfach überwältigend, und ich weiß, daß es den anderen Herren auch so geht.“

„Wann werden die ersten Touristen die Höhle besichtigen können?“ fragte Michael weiter.

„Um das mit Bestimmtheit sagen zu können, bedarf es einer eingehenden Untersuchung. Heute haben wir nur einen kleinen Rundgang gemacht. Wir haben bei weitem nicht alles gesehen. Das holen wir in den nächsten Tagen nach. Wir werden vermessen, prüfen und die Gesteinshaltbarkeit untersuchen.“ Er sah wieder nachdenklich vor sich hin und fuhr dann kopfschüttelnd fort: „Es ist zu merkwürdig, daß niemand von dieser Höhle etwas weiß. Dabei ist klar ersichtlich, daß sie schon einmal begangen worden ist. Das beweist die Anlage der Wege, die sicher durch das ganze Höhlenlabyrinth führen. Eine Erschließung der Teufelsbucht-Höhle würde schnell vor sich gehen. Die einzige Schwierigkeit liegt darin, den Zufahrtsweg auszubauen. Das wird viel Geld und Zeit kosten!“

Señor Moll sagte: „Auch diese Schwierigkeit wird überwunden werden. Wir werden die Höhle zu neuem Leben erwecken, denn ihre Schönheit ist einmalig.“

Der Weg mündete auf eine festangelegte Talstraße. Der zweite Wagen, in dem die Herren vom Geologischen Institut saßen, folgte ihnen. Schon tauchten die ersten Häuser von Cala Pino auf. Das Tal hatte sich geweitet. Die Hügelketten waren zurückgetreten. Ein lauer Wind strich über das dürre hohe Gras, das an der linken Straßenseite wuchs. Windmühlen hoben sich gegen den grauen Himmel ab, in dem die blasse Sonne stand.

Sie fuhren am Hotel ‚Solimar‘ vorbei. Dort sollten die Geologen für ein paar Tage wohnen. Aber zunächst wollte man sich in der Villa Laguna zusammensetzen.

Frau Berkhoff hatte den Tisch für einen Imbiß schon gedeckt, denn der Gedankenaustausch über die neuentdeckte Höhle würde doch einige Zeit dauern. Michael und Angelika gingen in den Garten. Nach einer Weile sagte Angelika; „Michael, wenn sich nun herausstellen würde, daß die Höhlen aus irgendeinem Grunde nicht für den Fremdenverkehr freigegeben werden könnten, was würdest du da sagen?“

Michael schob die Unterlippe vor und meinte: „Das glaube ich einfach nicht, das kann nicht sein. Aber wenn das so wäre, fände ich es jammerschade, daß die Höhlen wieder in Vergessenheit geraten

sollen. Sie sind wirklich zu schön, das geben ja die Experten selbst zu. Ich glaube, wir brauchen uns darum keine Sorgen zu machen.“

Zu den schon anwesenden Geologen und Höhlenforschern, die mit Professor Berkhoff in den nächsten Tagen die neuen Höhlen begingen, gesellten sich bald noch einige Bergingenieure und Herren der Regierung. Sie prüften, vermaßen, untersuchten und planteten, und als sie nach zehn Tagen Cala Pino wieder verlassen hatten, rief der Vater Michael und Angelika zu sich.

„So, das Ergebnis steht nun fest“, sagte er, und die Kinder sahen ihm sofort an, daß er ihnen etwas Gutes zu berichten hatte. „Die Teufelsbucht-Höhle wird dem Fremdenverkehr erschlossen, und zwar so bald wie möglich. Die Erschließung läuft neben der der Bergkloster-Höhle. Es kann sein, daß die neuen Höhlen sogar eher fertig sind. Zu Anfang der Saison sollen sie bereits begangen werden können, denn sie liegen um vieles günstiger als die Bergkloster-Höhlen. Was sagt ihr nun?“

„Wir sind glücklich darüber“, erwiderte Angelika froh, und Michael pflichtete ihr bei, „wir hatten eigentlich nichts anderes erwartet. Werden wir die Eröffnung noch erleben, Vati?“

„Aber ja, und ihr und eure Freunde sollen die ersten sein, die sie betreten dürfen.“

„Das ist fein, Vati. Wir freuen uns schon unbändig auf den Tag der Eröffnung.“

Darüber sollten freilich noch Monate vergehen, aber das machte Michael und Angelika nichts aus.

\*

Obwohl das Meer jetzt nicht mehr zum Baden einlud, saßen die Geschwister oft unten am Uferweg unter den Pinien. Amigo stand meistens neben ihnen, denn sie mochten ihn im Garten nicht allein lassen. Er rieb seinen Kopf an ihren Schultern und mischte sich mit einem fröhlichen ‚Jah!‘ in ihre Gespräche. Margot, Ines, Ramon, Alcina, Emilia und Teresa gesellten sich oft zu ihnen. Ihre Verständigung in einem lustigen Gemisch von Spanisch – Deutsch war immer besser geworden. Sie konnten sich unterhalten und brauchten keinen Dolmetscher mehr.

An diesem Morgen aber saßen Margot, Michael und Angelika allein mit Amigo unter den Pinien. Es war ein lauer Tag. Das Meer lag ruhig, und der Himmel war von einem blassen Blau. Sie sahen

den kleinen Wellen zu, die gegen die Klippen rollten und sich träge wieder verliehen. Es war still um sie her, aber plötzlich hob Angelika den Kopf. „Es klingt wie ein Motorboot“, sagte sie und sah nach links in Richtung des Leuchtturmes, „ob Manuel zu uns kommt? Vielleicht will er absagen, denn wir wollten doch heute nachmittag zu Ines.“

Michael zuckte die Schultern. Er sah in die Richtung, die Angelika ihm wies. Hinter den Klippen, in der Kurve des Uferweges, kam ein Motorboot hervor. Es fuhr ein wenig kreuz und quer, hielt sich an die Klippen und fuhr dann wieder ins Meer hinaus.

Angelika sah Michael verwundert an.

„Das ist nicht Manuel“, meinte sie, „das sieht aus, als wüßte der Fahrer nicht, wohin er will. Ob es ein Fremder ist?“

„Vielleicht hat er einen über den Durst getrunken.“

„Er will in unserm Hafen ankern!“ rief nun Angelika.

Sie sahen dem Fremden gespannt entgegen. Jetzt, wo er näher kam, konnten sie auch sein Gesicht sehen. Es war das Gesicht eines echten Spaniers, braungebrannt, schwarzäugig und mit schwarzem, lockigem Haar. Er trug eine dunkelrote Kniehose und ein weißes blusiges Hemd.

„Toll“, sagte Angelika schließlich, „er sieht aus wie aus einem historischen Film. Was meinst du, was das zu bedeuten hat?“

Michael starrte dem Fremden entgegen. „Keine Ahnung!“

Der Fischer ließ sich nicht stören, ja, es sah so aus, als habe er die Kinder noch gar nicht wahrgenommen. Er war in den Hafen ‚Laguna azul‘ gefahren und sah suchend über das Wasser, das klar über dem weißen Grund schimmerte.

Angelika, Margot und Michael blickten dem Fremden ein Weilchen zu, dann hielt es Angelika nicht mehr aus.



„He, Sie!“ rief sie, „suchen Sie etwas Bestimmtes? Haben Sie etwas in unserem Hafen verloren?“

Der Mann hob den Kopf und sah die Kinder überrascht an. In seinen Augen lag ein Ausdruck unendlicher Traurigkeit. Er hob die braunen Hände und entgegnete:

„Oh, pescado con perla, mein Fisch! Siempre buscar pescado con perla! Immer muß ich den Perlenfisch suchen! Durante años enteros! Jahrelang!“

„Er sucht den Perlenfisch“, flüsterte Angelika, „bei uns, in unserem Hafen. Woher weiß er, daß wir ihn dort einmal gesehen haben?“

„Er sagt, er suche ihn schon jahrelang“, ergänzte Michael. „Was ist das für ein seltsamer Mann? Ein Verrückter?“

Angelika faßte sich ein Herz, stieg auf den Steinen nach unten, bis sie die erreichte, die schon vom Wasser umspült wurden, und fragte: „Wer sind Sie? Wir haben Sie noch nie gesehen! Warum suchen Sie den Perlenfisch? Wie heißen Sie?“

„Ich heiße Juan!“ antwortete der Fremde. „Vor vielen Jahren fand ich eine schöne Perle. Da kam ein Fisch und stahl sie mir. Seitdem suche ich ihn und meine Perle. Durante años enteros, jahrelang.“

Er sprach es in abgerissenen Worten, die er leidenschaftlich hervorstieß.

„Er ist der Juan, von dem Großvater Nadal erzählt hat“, flüsterte Angelika. Sie sah scheu zu dem Mann im Boot, der sich von ihnen abgewandt hatte und in das Wasser starrte.

„Michael, er sieht aus, als käme er aus einer anderen Welt“, sagte nun Margot leise, „wir wollen uns weiter mit ihm unterhalten,

vielleicht bekommen wir etwas mehr aus ihm heraus.“

Der Mann wandte sich um und fragte: „Pescado con perla, hier im Hafen? Habt ihr den Perlenfisch gesehen?“

„Suchen Sie nur“, sagte Angelika freundlich, „wir wollen Ihnen die Perle bestimmt nicht wegnehmen. Sie gehört Ihnen.“

Der Fremde suchte zwischen den Steinen im Hafen. Die drei Kinder sahen ihm wortlos zu.

Michael schüttelte den Kopf. „Jetzt weiß ich überhaupt nicht mehr, was ich von der ganzen Sache halten soll. Ist das ein Spinner, ein Angeber oder tatsächlich der arme Fischer Juan, der dem Perlenfisch begegnet ist? Wenn sein Boot nicht in unserem Hafen schaukeln würde, würde ich sagen, wir träumen.“

„Nichts, nichts!“ rief der Fremde, und in seinen Augen stand wieder die schmerzvolle Traurigkeit. „Kein Perlenfisch.! Auch hier kein Perlenfisch!“

„Das tut uns leid“, sagte Angelika aufrichtig. „Sie werden ihn schon einmal finden. Glauben Sie nur fest daran!“

Der geheimnisvolle Fischer nickte. „Adiós, adiós!“ rief er, wendete das Boot, fuhr davon und winkte, bis die Klippen das Boot den Blicken der Kinder entzogen.

„Was sagt ihr dazu?“ Michael mußte ein bißchen lachen. „Ob der nicht ganz richtig im Kopfe war?“

„Das war Juan, der arme Fischer!“ rief Angelika. „So habe ich ihn mir immer vorgestellt.“

„Wenn wir es nicht zu dritt erlebt hätten, würde ich meinen, ich hätte geträumt“, sagte Michael kopfschüttelnd.

„Wir dürfen es niemandem erzählen, sonst lacht man uns aus!“ Das war Angelikas Meinung.

Margot legte der Freundin den Arm um die Schulter.

„Natürlich werde ich es meinen Eltern erzählen, aber sie werden es mir nicht recht glauben. Euch wird es vielleicht ähnlich ergehen. Wir hätten ja auch nur gelacht und vielleicht sogar an die Stirn getippt, wenn uns jemand so etwas erzählte. Mein Leben lang werde ich aber den traurigen Blick des unglücklichen Juan nicht vergessen. Daß es auch auf dieser schönen Insel so viel schweres Schicksal gibt...“

„Es gehört auch dazu.“ Angelika war sehr nachdenklich. „Ob es nun wirklich Juan gewesen ist oder nur einer, der sich einbildet, Juan zu sein, was macht's aus! Am meisten bedrückt mich, daß wir und niemand ihm helfen können! Der arme Juan...!“

\*

Nach Tagen heftigster Regengüsse schien wieder einmal die Sonne vom blaßblauen Himmel. Das Meer war ruhig. Der vorher ausgetrocknete Boden hatte sich mit hellem Grün junger Gräser überzogen. Gesträuch grünte und blühte am Wegrand.

Angelika hielt die Zügel locker und ließ Amigo heimwärts traben. Sie trällerte die Esel-Serenade vor sich hin, und Michael sumnte dazu.

„In einer Woche ist Weihnachten“, sagte das Mädchen dann und blickte sich um. „Ich muß zugeben, mir ist gar nicht weihnachtlich zumute. Es kommt mir eher vor, als sei Frühling.“

„Mir geht's auch so. Wenn es nicht kalt ist und kein Schnee liegt, kann man einfach nicht an Weihnachten denken. Für uns wird Weihnachten dieses Jahr wohl ausfallen.“

„Das gefällt mir gar nicht. Weihnachten mit allem Drum und Dran ist nun einmal das schönste aller Feste im Jahr. Aber da ist eben nichts zu machen. Dafür sind wir hier und brauchen nicht zu frieren...“

Der Postwagen wendete gerade vor der Villa Laguna und fuhr an ihnen vorbei.

„Nanu, war der bei uns?“ fragte Michael und sah ihm nach. „Wir haben bisher ja noch nie Paketpost bekommen.“

„Sicher war er bei Ramon“, vermutete Angelika, „wer sollte uns schon Pakete schicken.“

Sie hielt vor dem Hause und sprang vom Bock. Die Mutter hatte sie kommen hören. Sie schloß hastig die Tür des kleinen Einbauschranks in der Diele und versteckte einen Brief in der Tasche ihrer bunten Cocktailschürze.

„War der Postwagen zu uns gekommen?“ fragte Angelika und sah sich in der Diele um.

Aber da war nichts mehr zu sehen. Die Mutter schien nur etwas verlegen, als sie erwiderte:

„Nein, es war nichts für uns. Wascht euch gleich und kommt dann zum Essen.“

In der Küche las die Mutter schnell den Brief, der aus Frankfurt gekommen war. Dann versteckte sie ihn und aß mit den Kindern zu Mittag. Michael und Angelika hatten bald den kleinen Zwischenfall vergessen.

Der Vater kam drei Tage vor dem Heiligen Abend vom Bergkloster zurück, um mit ihnen das Weihnachtsfest und den Anfang des neuen Jahres zu feiern. Michael und Angelika waren überglücklich. Es waren Tage voll herzlicher Harmonie und stillen Glücks.

Der 24. Dezember stieg mild und sonnig herauf. Das Meer flimmerte mit kleinen Wellen, und in den Zweigen der Pinien wehte ein lauer Wind. Michael sah etwas mißmutig drein. Die Mutter fragte nach seinem Kummer.

„Heute ist es das erstemal, daß es mir hier nicht gefällt“, gestand er, „wenn es wenigstens ein bißchen kalt würde, daß man sich einbilden könnte, es wäre Winter. Nein, Mutti, mir ist es nicht weihnachtlich zumute. Ich glaube, ich gehe heute abend bald zu Bett und träume vom Winter in den Alpen.“

Die Mutter lächelte. „Nun sei nicht ungeduldig, Junge. Zu Heiligabend geschehen ja oft Wunder. Vielleicht gibt es auch für uns eines!“

Als es dämmrig wurde, standen die Kinder unter den drei Pinien am Uferweg. Das Meer rollte gegen die Klippen und umspielte die Mauer ihres kleinen Hafens. Am Himmel, da, wo er sich mit dem Meer traf, leuchtete ein gelbroter Schein als letzter Gruß der untergegangenen Sonne.

Michael und Angelika starrten auf das Wasser. Ein angenehm kühler Wind strich über ihre Gesichter und bewegte leicht Angelikas helles Haar.

„Ich warte auf das Wunder“, sagte Michael, „aber außer dem Plätschern des Meeres höre ich nichts. Der Tag ist wie jeder andere. Daheim spürt man, daß Heiligabend ist, aber hier merke ich absolut nichts. Was meinst du, Amigo?“

„Iiahhh!“ machte der Esel und rieb seinen Kopf an Michaels Schulter.

„Nicht mal er merkt ‘was, und sein Vorfahr war dabei, als der Stern über dem Stall von Bethlehem stand. Angelika, ich gehe heim. Die Eltern warten mit dem Abendessen auf uns.“

Die beiden gingen ohne Hast zur Villa Laguna zurück, den Esel zwischen sich. Sie brachten ihn in seinen Unterstand und wünschten ihm eine gute Nacht. Dann betraten sie das Haus. Ein seltsamer Duft erfüllte es. Es war ein heimatlicher und weihnachtlicher Duft. Es roch nach Tanne, Kerzen und Kuchen und nach einem unwiderstehlichen weihnachtlichen Gänsebraten. Michael und

Angelika sahen sich verdutzt an.

„Das ist das Wunder“, flüsterte Angelika und riß die Tür zum Wohnzimmer auf.

Die leisen Klänge des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“ tönnten ihnen entgegen, die von der Platte auf dem Plattenspieler kamen. Der Vater und die Mutter lächelten, als ihre Kinder plötzlich dastanden, mit roten Gesichter und ungläubigen Augen. Warmes Kerzenlicht erfüllte mit gelbem Schein den ganzen Raum. Die hohe Tanne verströmte den Duft eines ganzen Waldes. Schmuck und Silberfäden glitzerten im Lichte der Kerzen. Es war der Weihnachtszauber winterlicher Tage.

Unter der Tanne lagen die Geschenke, umrahmt von einem Berg Nürnberger Lebkuchen, Schokolade und Dresdner Christstollen. Michael und Angelika vergaßen, daß sie sich in einem Lande befanden, das weiße Weihnachten mit all dem stillen Zauber des Kerzenlichtes und des Tannenduftes nicht kennt. Sie glaubten sich daheim und fielen den Eltern stürmisch um den Hals.

„Frohe Weihnachten, Mutti und Vati!“ jubelte Angelika selig. „Das ist wirklich eine Überraschung! Wie habt ihr das nur fertiggebracht? Das ist ja eine echte Tanne!“

„Bedankt euch bei euren Frankfurter Freunden!“ lächelte die Mutter. „Sie haben uns das Weihnachtsfest ins Haus geschickt. Ihr werdet mir die kleine Lüge verzeihen, denn der Postwagen vor einigen Tagen war wirklich zu uns gekommen und hatte ein Riesenpaket mit dem Tannenbaum gebracht und noch einen Stapel Pakete: Lebkuchen, Stollen und Geschenke für uns alle.“

Da lächelte Angelika glücklich vor sich hin. Michael sagte:

„Das werde ich Ingrid und Jürgen nie vergessen. Das war mehr als freundschaftlich von ihnen. Sind sie selber darauf gekommen?“

„Natürlich nicht ganz“, erwiderte der Vater ihm. „Aber Wunder soll man nicht zerreden, sondern sie dankbar als Geschenk hinnehmen.“

Am Abend kamen Fräulein Morgenroth und Herr Mauden mit Ines. Fenster und Türen standen weit offen, denn es war eine linde, ja beinahe warme Nacht. Die Lichter des Weihnachtsbaumes und der Klang der deutschen Weihnachtslieder, die alle gemeinsam sangen, drangen hinaus in die südländische Nacht.

Ines zog Angelika ins Freie. „Wunderschön ist es bei euch“, sagte sie leise, „so schön kann es bei uns nie sein. Du hast eben eine Mutter, und ich habe keine...“

Angelika suchte nach Worten, um ihre Freundin zu trösten, da stieß Ines sie an.

„Hast du das eben gehört, Angelika? Mein Vater hat gelacht. Sieh doch bloß, wie lebhaft er sich mit eurer Lehrerin unterhält. Nach Weihnachten soll sie ja auch meine Lehrerin sein...“

„Möchtest du die als Mutti haben?“ fragte Angelika sachlich.

Ines faßte sie fest am Arm. „Daran habe ich überhaupt noch nicht gedacht. Mein Vater hat immer erklärt, er könne meine Mutter nicht vergessen. Sie ist aber schon so lange tot, daß ich mich fast gar nicht mehr an sie erinnern kann...“

Die beiden Mädchen standen Hand in Hand und blickten jetzt in die Nacht hinaus, über die sich ein sternenübersäter Himmel spannte.

## *LEUCHTENDE WUNDERWELT*

Als der Glanz des Weihnachtsfestes vergangen war und das neue Jahr begann, zog ein Trupp Bergarbeiter und Ingenieure mit Maschinen und Baggern durch Cala Pino. Die meisten Einheimischen freuten sich darüber, denn die neue Höhle würde sicherlich noch mehr Fremde anziehen.

Angelika und Michael sahen den Arbeiten oft von weitem zu. Der riesige Greifer des Baggers fraß sich in das lockere Gestein und Geröll, das die ehemalige Aufgangsstraße zu den Höhlen verschüttet hatte, und lud es auf große Lastwagen. Es krachte, knirschte und rollte im Tal vom Morgen bis zum Abend.

Der Vater kam oft vom Bergkloster für einige Tage herunter und überzeugte sich vom Fortgang der Arbeiten. Das milde Wetter wechselte ab mit Tagen stürmischen Windes und anhaltender Regengüsse, die aber die Arbeiten am Berge nur wenig störten. Der Regen versickerte schnell im steinigen Boden.

Michael, Angelika, Ramon und die Mädchen standen an stürmischen Tagen gern unter den Pinien am Uferweg und sahen in das brodelnde Wasser, das sich dunkel unter dem schweren Himmel wälzte. Oft waren sie auch bei Ines, sahen über die Brüstung der großen Steinterrasse und blickten hinunter in die anrollenden Wellen, die sich donnernd und weiß schäumend an den Felswänden aufbäumten. Auch Margot lud sie oft ein, den Nachmittag im Hotel „Solimar“ zu verbringen, denn das stand jetzt fast leer. Michael und Angelika hatten außerdem mit vielen Mallorquines Freundschaft geschlossen. Sie hörten gern ihren Erzählungen zu und lernten so Volksund Brauchtum der Insel kennen. Einer ihrer Freunde, Señor Vallori, in dessen Haus Ines und ihr Vater wohnten, nahm sie mit in seine Bar, eine jener Unterhaltungsstätten, in der im Sommer den Fremden Volksmusik und Volkstänze gezeigt wurden. Jetzt trafen sich hier nur die Einheimischen zu fröhlichem Beisammensein. Sie tanzten den Sardanás, einen Rundtanz, zu den Klängen spanischer Musik. Die Tage waren voller Abwechslung und Freuden, auch wenn den Geschwistern das Bad im Meer fehlte. Sie dachten jetzt öfter als sonst an ihre Frankfurter Freunde und schrieben ihnen fleißig. Diese schrieben zurück und berichteten, was es in der Heimat und in der Schule Neues gab.

Inzwischen wurde weiter vor und in der Höhle gearbeitet.

„Die Arbeiten gehen gut voran“, erklärte Professor Berkhoff,

„wenn es auch noch einige Zeit dauern wird, bis wir die Höhlen eröffnen können...“

Die braune Erde war jetzt vom Regen gesättigt, überall begann es zu sprießen. Ein zarter, grüner Grasteppich lag im Tal zwischen den Hügelketten, und im Gesträuch am Wege saßen grüne Knospen. Die ummauerten Felder und Äcker glichen einem Garten im Frühling, in dem es unter der milden Sonne grünte und blühte.

Señor Vallori nahm Michael, Angelika, Ines und Margot auf einer geschäftlichen Fahrt in seinem großen Wagen mit. Sie fuhren an der Ostseite der Insel nach Süden durch ein einziges Meer weißer leuchtender Blüten. Beglückt und erfreut bestaunten die Kinder dieses Frühlingswunder.

„Es gibt hier über sechseinhalb Millionen Mandelbäume“, erzählte Señor Vallori. „Ihr wißt ja nun, daß die Mandeln ein sehr wichtiges Ausfuhrprodukt der Insel sind. Jetzt haben die Bäume ihre Blütezeit, jetzt, Anfang Februar. Die Insel, die im Sommer trocken und braun unter der heißen Sonne lag, ist eigentlich jetzt am schönsten. Früher, als es noch keinen gezielten Tourismus gab, kamen die Leute den Winter über nach Mallorca, um in dem milden Klima Erholung zu finden. Da traf man im Sommer nur selten Fremde an. Aber seit einigen Jahren kommen im Winter nur noch wenige, weil die meisten die heißen Monate an den Küsten vorziehen...“

„Nun ja, im Winter kann man ja auch nicht ins Wasser“, warf Angelika ein.

„Wenn man ein bißchen abgehärtet ist, kann man schon, denn wir haben auch im Winter nicht selten Temperaturen bis zu 22 Grad im Schatten. Da erwärmt man sich schnell. – Seht doch bloß, liegt das Dörfchen nicht wundervoll inmitten der blühenden Bäume? Die Insel gleicht einem großen Garten, in dem jetzt alles gedeiht, was im heißen Sommer verdorrt.“

Die weißen, würfelartigen Häuser versanken fast in weißen Blüten, die überall aus Bäumen, Sträuchern und Hecken sprossen. Zwischen braunen Erdschollen und Steinen wagten sich die Spitzen der ersten Gräser hervor. Mit stachligen, dickfleischigen Blättern lehnten Kakteenbüsche in Mauerecken oder standen verstaubt und verwittert in Straßengraben, über dem jungen Frühlingsland stand der Himmel blaßblau und sonnig, und vom Meer her wehte ein frischer, angenehmer Wind.

Im Laufe der nächsten Tage lösten sich die weißen Blüten von

den Bäumen. Sie bedeckten die Erde wie ein zarter Schneeteppich. An den Zweigen entfaltete sich unter der milden Sonne und dem warmen Regen bald das üppige Grün der Blätter. Das Meer leuchtete wieder blau unter einem wolkenlosen Himmel.

„Ich weiß wirklich nicht, wann die Insel am schönsten ist“, sagte Angelika mit tiefem Aufatmen, als sie einmal mit Ines' Vater auf der Terrasse saßen. „Von Woche zu Woche wechselt sie ihr Aussehen, und immer erscheint sie mir schöner als vorher. Mir ist, als sei ich schon mein ganzes Leben lang hier, so lieb, so vertraut ist mir alles.“

Señor Maura lächelte.

„Ja, man kann die Insel lieb gewinnen.“ Er sah nachdenklich vor sich hin, denn er dachte daran, daß er vielleicht bald dieses schöne Land verlassen würde. „Die alte Heimat habe ich nicht vergessen, aber die neue, die mir Zuflucht bot, ist mir sehr lieb geworden.“

Ines nickte dem Vater zustimmend zu, und Señor Vallori, der bei ihnen saß, sagte:

„Ich freue mich immer wieder darüber, daß es euch nicht nur auf Mallorca, sondern daß es euch auch bei mir gefällt. Meine Schwester Mafalda und ich möchten euch zwei nicht mehr missen. Ihr gehört einfach hierher.“

Ines fiel ihm um den Hals.

„Du bist einfach großartig, Onkel Nicolas!“ rief sie, und das fanden Angelika und Michael auch.

Mitte März kamen die ersten Touristen auf dem Flughafen in Palma an. Die Bars, Hotels und Andenkenläden richteten sich auf den neuen Fremdenstrom ein, und bald sah man auch in Cala Pino die ersten Gäste. Die Straßen begannen sich wieder zu beleben.

Die Sonne schien warm und überstieg an manchen Tagen die durchschnittliche Temperatur.

Angelika und Michael liefen den Uferweg hinunter und kletterten über die Steine, bis das Wasser sie mit kleinen Wellen umspülte.

„Puh, das ist aber noch kalt“, sagte Angelika und zog erschrocken den Fuß zurück.

„Das ist nur am Anfang so“, Michael setzte vorsichtig sein Bein ins Wasser und zog die Nase kraus, „na ja, so warm wie im Sommer ist es nicht, aber ich versuch's mal.“

Er bespritzte sich mit Wasser und ging Schritt für Schritt den Wellen entgegen.

„Komm, es geht wirklich. Es hat warme Strömungen, die muß du ausnutzen.“

Ramon und die Mädchen kamen vom Ufer her und winkten ihnen zu. Sie trugen ihre Badesachen und sprangen lachend über die Steine nach unten. Schreiend und kreischend spritzten sie sich gegenseitig naß, dann ließen sie sich ins Wasser fallen und schwammen wie die Fische umher.

Angelika folgte ihnen.

War auch nicht jeder Tag ein Badetag, so nutzten sie doch die günstige Zeit aus, wenn die Sonne gegen Mittag schon sommerlich warm schien.

„Wie lange wird es noch dauern, bis die Teufelsbucht-Höhlen besuchsfertig sind, Vati?“ fragte Angelika eines Tages.

„Jetzt haben wir März“, überlegte der Vater, „ich glaube bestimmt, daß wir die Höhle im April eröffnen können. Der Fremdenverkehr hat ja schon begonnen. Die Erschließung der Höhlen mit allem Drum und Dran kostet die Regierung viel Geld. Das möchte man durch die Touristen natürlich wieder hereinholen. Du kannst dir denken, daß man mich drängt, die Höhlen so bald wie möglich freizugeben.“ – „In einer Woche sind wir fertig“, sagte Professor Berkhoff, als sich der April seinem Ende zuneigte, „die Vertreter der Regierung haben bereits ihre Einladungen bekommen. Señor Moll bereitet schon alles zur Einweihung der neuen Höhlen vor. Bald ist es soweit!“

## *DIE TEUFELSBUCHT-HÖHLEN WERDEN INGEWEIFHT*

Michael, Ines, Margot und Angelika waren mit Emilia, Teresa und Alcina schon vorausgefahren. Amigo zog das Wägelchen mit der fröhlichen Gesellschaft ohne Eile durch das Tal der Hügelketten. Kies knirschte unter den Rädern, ab und zu quietschten die Achsen, wenn der Wagen über einen größeren Stein rollte.

Die Mädchen lachten und sangen und waren doch voller Erwartung des Wunders, das sich ihnen mit der Erschließung der Höhlen bieten würde.

Die neue Straße, die zu den Höhlen hinaufführte, war nicht zu übersehen. Es war keine Fahrstraße, sondern ein guter und bequemer Fußweg. Für Fahrzeuge hatte man im Tal einen großen Parkplatz geschaffen.

Angelika hielt das Wägelchen an und sprang vom Bock.

„Sieh nur, Michael, da ist noch einer der Steine, die wir markiert haben. Und dort ist noch einer. Die Bagger haben sie nicht gefaßt, als sie das Geröll abtrugen. Man sollte nicht glauben, daß vor einigen Monaten hier nichts war als ein wüstes Trümmerfeld von Gesteinsbrocken. Jetzt geht ein bequemer Weg nach oben. Ich sehe nur nichts von einem Höhleneingang.“

Sie blickten hinauf, und Michael sagte:

„Er muß hinter den Büschen liegen. Wollen wir schon mal hinaufgehen?“

„Nein, das möchte ich nicht. Wir wollen Vati die Freude der Führung nicht nehmen. Wir warten, bis die anderen da sind.“

Emilia, Teresa und Alcina, die drei Mallorquines-Mädchen, waren genauso gespannt wie ihre deutschen Freunde. In dieses steinige, für sie wenig interessante Tal waren sie bisher kaum gekommen. Nun sollte sich ihnen hier das Wunder einer neuen Höhle erschließen, von der keiner etwas geahnt hatte.

Angelika hatte Amigo im Schatten einer Pinie festgebunden. Er ließ es mit gelassener Ruhe geschehen, senkte ergeben den Kopf und startete vor sich hin.

Plötzlich erfüllte Motorengeräusch die Stille des Tales. Die Autos kamen näher und zogen eine Wolke aufwirbelnden Staubes hinter sich her. Angelika und Michael winkten ihnen entgegen. Die Wagen fuhren auf den Parkplatz, und dann gab es eine laute und frohe

Begrüßung.

„Man meint, ihr hättet mich lange nicht gesehen!“ lachte der Vater; die Herren der Regierung, Señor Moll und die übrigen geladenen Gäste lächelten verständnisvoll.

„Wir sind ja alle so gespannt“, flüsterte Margot, als sie sich dem Zuge der anderen anschlossen, die den Weg zum Eingang hinaufgestiegen waren.

Manuel und Juan hatten die kleine Juanita an die Hand genommen. Pedro, Ramon und die Mädchen gingen hinter ihnen, während Ines und Margot sich neben Michael und Angelika hielten. Als sie die Büsche erreichten, sahen sie, daß man den Eingang der Höhle erweitert hatte. Ein breites, festes Holztor war eingefügt worden. Es stand weit offen, und zwei Männer, die in Zukunft die Führung durch die Höhle übernehmen würden, erwarteten die Gruppe der Ehrengäste.

Professor Berkhoff sprach ein paar begrüßende und erläuternde Worte in Deutsch und Spanisch, während die Kinder ungeduldig und neugierig in die Schwärze des Berges hinter ihm schauten.

„Nun wollen wir mit dem ersten Publikumsdurchgang die neuen Höhlen, die Cuevas de Cala Pino, eröffnen“, schloß der Professor seine kleine Rede.

Er übernahm die Führung selbst, und die beiden Fremdenführer schlossen sich der kleinen Gruppe an.

Hinter dem erweiterten Eingang erkannten die Kinder die kleine Vorhalle wieder. Sie war von Steinen und Geröll gesäubert und beherbergte jetzt einen Verkaufskiosk mit Postkarten, Filmen und Farbfotos neben einer Kasse für das Eintrittsgeld. An der Decke brannte mit gelbem Schein eine Lampe, deren Licht die Ecke der kleinen Vorhalle nicht erreichte.

Angelika kniff die Augen zusammen, da ihr der Übergang aus dem hellen Sonnenschein in das Dunkel der Höhle zu plötzlich kam. Die Kinder waren verstummt. Sie starteten gespannt nach vorn in den schmalen Gang hinein, an dessen Ende es rötlich-gelb schimmerte.

Professor Berkhoff ging den Herren voran. Er trug in seiner Hand eine starke Taschenlampe, die er aber nicht eingeschaltet hatte. Vor Erwartung stumm folgten ihm die Herren und die Kinder. Aber keine Steine und kein Geröll knirschten unter ihren Füßen. Die Wege waren gesäubert und gesichert. Bald merkte man auch, woher der rötlich-gelbe Schein kam, der wie ein duftiges Wölkchen vor ihnen schwebte. Das Ende des Ganges mündete in eine weite Halle.

Angelika entsann sich wohl, daß sie in dieser Halle den Landausgang der Höhlen in einer Felsspalte gefunden hatte. Aber sie hätte die finstere Höhle, durch die damals der schwache Schein ihrer Lampen gegeistert war, nicht wiedererkannt. Die versteckt angebrachten elektrischen Lampen erfüllten die Weite mit rotgelbem, warmem Licht. Vom hellsten Gelb bis zum tiefsten Braun leuchtete die erstarrte Felsenwelt. Die Säulen warfen bizarre Schatten gegen die Wände, die rauh oder glatt, feucht oder trocken die Halle begrenzten.

„Wir haben diese Halle den ‚Großen Saal‘ genannt“, erklärte Professor Berkhoff seinen Gästen, und sein Blick ging hinauf zur Decke, zu der das Licht der Beleuchtung nicht dringen konnte. Sie lag in geheimnisvollem Dunkel, und es war, als verlöre sie sich ins Unendliche.

Juanita umklammerte fest die Hände Manuels und Juans. Sie starrte in das rotgelbe Licht, das hinter Säulen und Wänden hervorbrach, und die schwarzen Kinderaugen weiteten sich vor unbegreiflichem Staunen.

Professor Berkhoff war mit den Herren weitergegangen. Alle Wege waren glatt und mit elektrischen Lampen am Boden beleuchtet. Es ging auf kleinen Treppen bergauf und bergab.

Der Fels zeigte ihnen die so lang verborgene Wunderwelt in ihrer ganzen Schönheit und Vielgestaltigkeit. Irgendwo hörte man das monotone Aufklatschen der Wassertropfen im unergründlichen Dunkel.

„Seht dort“, Angelika wies in eine Felsennische, die blaugrünes Licht geheimnisvoll erhellte, „sieht das nicht aus, als stände dort die Büste eines Mannes?“

„Ja, wahrhaftig“, staunte Michael und trat so nahe heran, wie es der Weg erlaubte, „er sieht aus wie Napoleon.“

„Wir haben sie auch die Napoleons-Nische genannt“, bestätigte der Vater, „es ist erstaunlich, welch seltsames Gebilde wir hier entdeckt haben. Und ich bin überzeugt, daß uns noch vieles entgangen ist bei der ganzen Fülle der verschiedenartigen Sinter. Es wird im Laufe der Zeit noch manches hinzukommen. – Dort drüben ist ein Elefant. Seht ihr ihn?“

Sie sahen in die Richtung, in die der Vater mit seinem Arm wies, und nickten.

„Es ist ein halber Elefant mit Kopf und Rumpf“, erwiderte Michael, „man sieht ganz deutlich den Rüssel und die Ohren. Sogar richtige Elefantenhaut hat er.“

Der Fels war grau, rau und faltig.

„Und dort stürzt ein steinerner Wasserfall von der Decke herab!“ rief Ines und zeigte auf die andere Seite der Halle.

Von oben herab hing über Wandvorsprüngen der Fels wie fließendes Wasser im gleißenden Licht weißer Lampen, die irgendwo verborgen waren. Es funkelte und flimmerte im Gestein. Immer mehr offenbarte sich den Besuchern im Glanz der Lichter eine geheimnisvolle Welt der Farben und Formen. Zu seltsamen Gestalten gewachsen zeigten sich ihnen die Tropfsteine. Sie krümmten, wanden und verästelten sich zu höchst bizarren Gebilden; sie verzweigten sich und gliederten sich auf in Kaskaden im Spiel vielfarbiger Lampen.

Professor Berkhoff zeigte nun eine Gruppe Stalagmiten auf einem steinernen Altar.

„Sehen sie nicht aus wie Kerzen? Es sind milchigweiß glänzende Bodenzapfen. Wir haben die Ecke den ‚Kerzenaltar‘ genannt.“

„Sehr treffend“, nickte Señor Moll, „und dort drüben scheint mir ein alter Vorhang zu hängen.“

„Ach, es ist einfach zauberhaft“, flüsterte Margot, „man weiß gar nicht, wohin man zuerst sehen soll. Immer meint man, es könnte gar nicht mehr schöner kommen, und dann wird man wieder von etwas Neuem überrascht. So herrlich habe ich mir eine Tropfsteinhöhle nicht vorgestellt.“

Professor Berkhoff lächelte: „Warte nur, es kommt noch eine besondere Überraschung, Margot. Du wirst staunen. Sie ist sozusagen der Höhepunkt der Höhlenbesichtigung.“

Er wandte sich wieder den Herren zu, die um eine Erklärung baten.

„Wer hat Appetit auf Makkaroni?“ fragte Manuel und wies nach oben.

Dicht gedrängt hingen dünne Tropfsteinröhrchen von der Decke einer Nebenhöhle, die nicht besonders hoch war.

„Wir nennen das tatsächlich ‚Makkaronisinter‘“, lächelte Professor Berkhoff, „er ist innen hohl, dabei spröde und zerbrechlich wie Glas. – Jetzt kommen wir in die ‚Halle der Säulen‘. Die größte von ihnen ist fünfzehn Meter hoch.“

Alle starteten hinauf zu den schlanken Säulen, die sich kühl und glatt anfühlten. Ein gedämpftes gelbes Licht erfaßte ihre Höhe nicht ganz, so daß sich die Kuppel der Halle im Dämmer verlor. Die Einsamkeit und Stille der Hallen erweckte in den Menschen ein

Gefühl der Verlorenheit, einer Weltentrücktheit jenseits aller Vorstellung.

Professor Berkhoff war weitergegangen. Die Kinder folgten ihm schweigend, ganz gefangen von der Großartigkeit dieses Erlebnisses.

Der Weg führte etwas bergauf. Sie standen bald gedrängt auf einer kleinen Kanzel und blickten hinab in ein Gewirr aufragender Stalagmiten, die in vielfältigen Formen über unergründlichen Tiefen zu schweben schienen. Rotes Licht lohte und züngelte aus den Schlünden der Tiefe und erweckte den Eindruck eines Feuers, das aus dem Berg aufstieg.

„El infierno, die Hölle“, benannte Professor Berkhoff diese bizarren Felsbildungen, die rot beleuchtet waren.

„Das ist recht treffend, Vati, so würde ich mir die Hölle auch vorstellen“, versicherte Michael, „gibt es auch einen Teufel dazu?“

„Nein, keinen Teufel!“ Juanita klammerte sich ängstlich an Manuels Hand.

„Du brauchst keine Angst zu haben. Das heißt nur so“, beruhigte Pedro seine kleine Schwester, „sieh doch, es sind alles Felsen, die sich nicht rühren können.“

Die Kleine guckte scheu in die rote Lohe, aber da ihr alle ermutigend zulächelten, fürchtete sie sich nicht mehr.

„Wir haben auch noch ein »Fegefeuer, el purgatorio‘“, erläuterte der Professor wieder, „es ist drüben in der anderen Halle. Seine Gebilde gleichen denen der ‚Hölle‘“

Er wiederholte es auch auf spanisch, damit die Herren der Regierung und die spanischen Kinder es verstehen konnten.

„Du liebe Zeit, eine Katze!“ rief Angelika plötzlich bestürzt. „Wie kommt das Tier hierher? Ist es uns nachgelaufen?“

Alle blickten zu Boden, und Professor Berkhoff lachte.

„Nimm sie auf den Arm, Mädels. Sie hat es gern, wenn man sie streichelt.“

Angelika bückte sich. Aber die Katze war aus Stein und ließ sich nicht hochheben. Sie war rau und kühl. Da mußte das Mädchen lachen.

„Das ist ja ein Stalagmit! Ich hätte schwören können, daß es eine lebendige Katze ist. Komm, Juanita, du kannst sie streicheln. Die kratzt dich bestimmt nicht.“

Manuel übersetzte dem Kind Angelikas Worte, und die Kleine bückte sich und strich behutsam über den kühlen Stein.

Danach wand man sich durch einen Gang eng stehender, glatter

Säulen und betrat eine neue Halle. Hier spielte weißblaues Licht über graue Felsenwände. Es glitzerte über den



versteinerten Wasserfall, der aus einer Spalte hervorsprang und sich im Dunkel der Tiefe unter ihnen verlor. Sie erkannten seltsame, zu Stein gewordene Gestalten und Dinge, die ihre Phantasie anregten. Sie bewunderten die Stalaktiten an der Decke, von denen sich einige den darunterliegenden Stalagmiten schon fast genähert hatten, um sich mit ihnen in Jahrhunderten zu einer Säule zu vereinigen. Im Spiel des Lichtes leuchtete das Gestein von Lehmgelb bis Rostrot, schimmerte blaßblau und grau und in moosigem Grün.

Sie gingen durch die Wunderwelt in der Tiefe des Berges wie in einer Nacht ohne Sterne.

„Wir kommen jetzt zum Theater, el teatro“, klang geheimnisvoll die Stimme des Professors, „es ist der schönste Teil der Höhle, ihr werdet es selbst sehen.“

Der ein wenig gekrümmte Gang gab ihnen erst im letzten Augenblick die Sicht in den Saal frei. Ein Ruf des Erstaunens folgte den Worten des Professors. Angelika, Michael und Manuel erkannten sofort die Halle wieder, deren Sitzreihen terrassenförmig zur Decke aufstiegen. Der Saal war schwach erleuchtet und verbarg doch nichts von seiner Schönheit. Im Vordergrund lag der See in bläulichem Licht, das verborgen aus Felsspalten fiel. An der Decke schimmerten weiß die Stalaktiten, die sich teilweise tief herabsenkten. Die Rückwand, die den See begrenzte, erglühte im Schein roter Lampen und ließ den vielfarbigem Sinter wie Feuer aufleuchten.

Die Kinder standen am Geländer, das den Weg zum See absicherte, und starrten hinein in das kristallklare Wasser, das blaugrün über weißem Grund schimmerte.

Professor Berkhoff sagte nach einer Weile des Schweigens:

„Wir haben den See vermessen. Er ist hundertfünfzig Meter lang und dreißig Meter breit. An manchen Stellen ist er acht Meter tief. Er ist einer der schönsten unterirdischen Seen, die ich bisher gesehen habe. Einzig schön sind hier die Stalaktiten, von denen einige fast das Wasser berühren.“

Sie blickten auf den blaugrünen Wasserspiegel, der unbeweglich vor ihnen lag.

„Wir wollen einen Augenblick Platz nehmen“, forderte der Professor die Gäste auf, „denn es gibt noch eine besondere Überraschung.“

Viele fragende Gesichter blickten ihn an, als er seine Besucher bat, sich zu setzen. Man hatte lange Bänke auf die Terrassen gestellt und saß nun wirklich wie in einem Theater. Das Licht erlosch plötzlich, und schwere, tiefe Finsternis umgab alle wie ein undurchdringlicher Mantel. Juanita schrie erschrocken auf.

„Keine Angst“, beruhigte der Professor das kleine Mädchen, „es wird gleich wieder hell werden.“ über dem See breitete sich gedämpftes, blaugrünes Licht aus. Die Rückwand lag im Dunkel, so daß man glauben konnte, der See dehne sich ins Unendliche. Die Stalaktiten schimmerten weiß und spiegelten sich im Wasser. Von irgendwoher erfüllte plötzlich Musik die geheimnisvolle Dämmerung über dem See. Aus einer Felsspalte glitt ein Kahn über das Wasser. Die weißen Lämpchen an den Bootswänden glitzerten wie Perlenschnüre. Der Kahn zog langsam und leise vorüber wie ein Schemen. Das Wasser auf dem See bewegte sich kaum. Die Kinder sahen gebannt und mit klopfendem Herzen auf dieses bezaubernde Schauspiel. Als die Musik zu Ende war, war auch der Kahn auf der anderen Seite des Sees zwischen hängenden Stalaktiten verschwunden. Eine andere Melodie klang auf, und der Kahn kam leise zurück.

„Das war einfach wundervoll“, flüsterte Angelika, als das Boot wieder verschwunden war. „Ach, Vati, die Besucher der Höhle werden hingerissen sein, wenn sie das erleben. So herrlich haben wir uns das nicht vorgestellt.“

„Es kommt noch etwas“, zwinkerte der Professor, „das gehört auch mit zum Besuch der Höhlen. Kommt, steht auf und geht an den

See hinunter.“

Die volle Beleuchtung war wieder eingeschaltet worden. Der Kahn kam zurück und legte an einem kleinen Steg an, den die Kinder bisher noch nicht bemerkt hatten.

„Jetzt werdet ihr über den See gefahren“, sagte der Vater, „ihr könnt dabei die Stalaktiten ganz nah bewundern. Wir haben am Ende des Sees einen kleinen Gang entdeckt, der wieder durch die Hallen zum Ausgang führt. Ihr seid die ersten Gäste, die ihn begehen werden.“

Der Bootsmann half den Kindern beim Einsteigen, während der Vater mit den Herren am Ufer wartete. Lautlos glitt der Kahn über das klare, grüne Wasser. Weißer Kies schimmerte zu ihnen herauf.

„Man sollte nicht meinen, daß das Wasser so tief ist“, sagte Ines und sah auf den Grund hinunter. über ihnen glänzten die Stalaktiten, von denen einige mit glitzernden Kristallen behangen waren. Rot leuchteten die Felswände, die aus dem See aufstiegen, über dem tiefe Stille lag.

Der Kahn hielt an einem kleinen Felsplateau. Sie kletterten ein paar Stufen hinauf und standen in einer schmalen Nebenhöhle.

„Hier warten wir auf Vati“, sagte Michael, und die anderen stimmten ihm zu.

Der Kahn, der sich entfernt hatte, kam bald mit dem Professor und den anderen Herren zurück. Sie gingen durch neue Hallen und Gänge, und wieder erschloß sich ihnen die ganze Wunderwelt der Höhle mit ihrem Zauber an Farben und Formen. Zuletzt kamen sie durch eine schmale, hohe Nebenhöhle wieder im ‚Großen Saal‘ heraus.

„Nun ist unser Rundgang beendet“, erklärte der Professor, „ich brauche wohl nicht zu fragen, wie es euch gefallen hat. Ich sehe es euren Gesichtern an, daß ihr zufrieden seid...“

„Mehr als das, Vati“, sagte Angelika, „wir sind einfach hingerissen. Es war eine Zauberwelt, wie man sie sich gar nicht vorstellen kann, wenn man sie nicht gesehen hat. Mir ist, als hätte ich das alles geträumt.“

Durch die kleine Vorhalle traten nun alle ins Freie und schlossen, geblendet vom Sonnenlicht, die Augen. Vor ihnen lag das grüne Tal mit den felsigen, pinienbestandenen Hügelketten, und über ihnen wölbte sich der Himmel, wolkenlos und blau.

Die Kinder hörten Amigos ungeduldiges Iiaahh' vom Parkplatz her und lachten.

„Wir kommen, Amigo, wir kommen!“ rief Angelika und lief  
allen voran den Weg hinunter.

## *EIN SCHÖNER TAG*

Angelikas kleiner Wecker läutete, als die Sonne noch nicht über dem Meer aufgegangen war. Sie wachte auf und rieb sich verwundert die Augen. Es war kaum dämmrig. Durch das weit offene Fenster hörte sie das Rauschen des Meeres und Amigos unruhige, schlaftrunkene Bewegungen, die aus dem kleinen Stall im Garten kamen.

Warum hatte sie nur den Wecker gestellt? Richtig, Señor Vallori hatte Michael und sie zu einer Fahrt durch die nördliche Insel nach Sa Calobra eingeladen.

Da sprang das Mädchen fröhlich aus dem Bett und lief zu Michaels Zimmer hinüber.

„He, Michael, steh auf! Señor Vallori kommt gleich! Wir wollen ihn nicht warten lassen!“

„Es ist ja noch ganz dunkel“, knurrte Michael und gähnte, „meinst du, daß wir um Mitternacht losfahren?“

Die Mutter öffnete die Tür.

„Aber Kind“, sagte sie müde, „es ist wirklich noch zu früh. Denkst du, daß Señor Vallori ohne euch losfahren würde? Leg dich noch mal ins Bett. Ich sage dir schon, wann es Zeit zum Aufstehen ist.“

„Ich kann sowieso nicht mehr schlafen, Mutti, dazu freue ich mich viel zu sehr. Ines sagte, es würde eine der schönsten Fahrten, die Mallorca bieten kann.“

„Vielleicht regnet’s auch“, brummte Michael verschlafen von der Tür her.

Angelika lachte.

„Wir sind doch nicht in Deutschland, wo man nie weiß, wie das Wetter am anderen Morgen ist. Heute scheint die Sonne garantiert genauso wie an jedem Tag. Ich gehe unter die Dusche, Mutti, und dann sage ich Amigo guten Morgen.“

„Ja, mach den auch noch rebellisch“, gähnte Michael, der inzwischen wieder ins Bett gekrochen war, und drehte sich auf die andere Seite.

Die Mutter schüttelte den Kopf und ging wieder in ihr Zimmer. Angelika duschte, zog sich wieder den Schlafanzug an und huschte in den Garten. Der fahle Himmel hatte sich rot gefärbt, dort, wo die ersten Strahlen der Morgensonne aufstiegen. Dagegen hoben sich die Pinien schwarz und silhouettenhaft ab. Die Luft war klar und frisch, aber kein Zweig bewegte sich. Amigo scharrte und schnaufte.

Angelika trat an seinen Stall und lugte über die Tür.

„Guten Morgen, Amigo“, sagte sie leise, „schläfst du noch, oder tust du bloß so? Du weißt doch, daß du heute allein bleiben mußt. Michael und ich gehen mit Ines, Señor Maura und Señor Vallori auf große Fahrt. Ich würde dir ja was als Trost mitbringen, aber ich weiß wirklich nicht, was. Vielleicht finde ich doch noch etwas, was für einen Esel paßt. Im übrigen wirst du schön brav sein, hörst du?“

„Jah“, wieherte Amigo leise und verschlafen und wackelte mit den langen Ohren.

„Also, mach's gut, Amigo, und stelle dich tagsüber in den Schatten, damit du keinen Sonnenstich kriegst.“

Es war still um sie her. In das Rauschen des Meeres mischte sich das Tuckern eines Motorbootes und erstarb. Angelika ging leise ins Haus, zog sich an und lief den Weg zu den drei Pinien hinunter. Die weißen Häuser lagen noch still mit geschlossenen Fensterläden am Wege. Das Meer schäumte zwischen den Klippen, und seine Gischkronen glitzerten golden im Schein der aufgehenden Sonne. Der Himmel glich einer Schale aus rosa schimmerndem Perlmutter, in der sich das Meer in zarten Pastellfarben wellte.

Angelika setzte sich unter die Pinien und schaute auf das Wasser. Immer tiefer, immer leuchtender wurden die Farben, dann stieg die Sonnenscheibe zwischen Himmel und Meer empor, und ein breiter Strom flimmernden Goldes ergoß sich über die Wellen. Das Mädchen wagte kaum zu atmen, so sehr war es von dem schon oft erlebten Schauspiel des beginnenden Tages aufs neue überwältigt.

„Hier bist du und träumst“, sagte plötzlich Michael hinter ihr, „und dabei hattest du es heute früh am eiligsten. Wenn du die Sonne genug bewundert hast, kommst du wohl zum Frühstück, wie? Mutti wartet nämlich schon.“

„Ach herrje!“ Angelika sprang sofort auf. „Das hätte ich bald vergessen. Señor Vallori kommt ja gleich.“

Sie rannte zum Haus zurück, und Michael lief ihr lachend nach.

Señor Vallori kam pünktlich mit seinem großen Wagen vorgefahren. Ines war mitgekommen und begrüßte die Geschwister jubelnd. Frau Berkhoff winkte den drei Kindern nach, bis sie um die Calle Métego verschwunden waren.

Wie an den Vortagen strahlte auch heute die Sonne, und der Himmel war makellos blau. In den Straßen und Gäßchen des Nachbarortes sah man wenig Menschen. Das alte Kastell auf dem Berge hob sich klar gegen den Himmel ab.

„In diesem Ort leben viele Menschen von der Korbflechtereier“, sagte Señor Vallori. „Das Material dazu liefern ihnen die Zwergpalmen in den umliegenden Bergen. Die Festung brauchen wir uns nicht anzusehen, denn die kennt ihr ja schon von euren kleinen Ausflügen mit Amigo. Wir fahren also gleich weiter.“

„Was ist das für ein Turm, der dort drüben steht?“ wollte Michael wissen.

„Die Ostseite der Insel war Jahrhunderte hindurch besonders hart den Piraten ausgesetzt“, erwiderte Señor Vallori, „daher bauten einige Grundbesitzer richtige Verteidigungstürme mit Zinnen an ihre Gutshäuser. Einige der Türme stehen noch, andere sind verfallen. Sie geben dem Land ein interessantes Gepräge, nicht wahr.“

Señor Maura erklärte auf eine Frage Angelikas: „Das Gebirge auf der Ostseite übersteigt nie die Fünfhundert-Meter-Grenze. Ohne Bewässerung gedeihen hier nur Mandel-, Feigen- und Johannisbrotbäume. Im Westen, wohin wir heute fahren, ist das Gebirge bedeutend höher. Der Gemüse- und Obstgarten Mallorcas liegt jedoch im Süden und Südosten.“

Angelika staunte und blickte wieder über das Land. Señor Vallori hatte das Wagenverdeck heruntergelassen, und der Fahrtwind wehte durch das helle Haar des Mädchens.

Man fuhr nach Norden, der Bucht von Alcudia entgegen. Die Straße führte durch ummauerte Felder, die kahl und braun in der Sonne lagen.

Dickfleischige Kakteen wucherten in Mauerecken, staubbedeckt und unansehnlich geworden durch den Sand, den die Autos aufwirbelten. Angelika fand den Anblick des braunen Landes immer ein bißchen traurig, aber doch auch fremdartig und sehr anziehend.

Und dann zeigte sich plötzlich ein Streifen glitzerndes Blau rechts der Straße. Die Bucht von Alcudia lag vor ihnen. Weiß schäumende Wellen rollten an den Strand. Die letzten Reste angeschwemmten Seetangs und Muscheln wurden noch beiseite geräumt.

„Bald ist alles wieder ganz in Ordnung“, sagte Señor Vallori, „denn die Badesaison hat schon begonnen. Die Gäste kommen schneller nach Mallorca, als man die Hotels bauen kann. Man ist fieberhaft bemüht, dem Fremdenverkehr Rechnung zu tragen.“

„Das wollte ich gerade sagen“, meinte Michael und blickte sich um, „fast jedes Hotel ist ein Neubau. Man tut's nicht unter fünf Stockwerken. Eigentlich sehen die Hochhäuser am Strande nicht

gerade schön aus.“

„Leider“, seufzte Señor Vallori, „aber was will man machen? Kleine Häuser, die sich netter ausnehmen würden, nützen bei dem Ansturm der Fremden nicht viel. Also muß man hoch bauen. Und von den oberen Stockwerken hat man einen schönen Ausblick aufs Meer.“

Steine, Zementsäcke und Mischmaschinen standen herum. Es hämmerte und dröhnte wie in einer Werkstatt, dazu rauschte das Meer, von Sonnengold überschüttet.

Die Straße führte an der weit geschwungenen Bucht entlang auf Alcudia zu.

„Die Stadt wurde von den Römern gegründet“, erklärte Señor Maura, „man hat in der Gegend um Alcudia bei Ausgrabungen Gegenstände aus der Römerzeit gefunden. Auf der Straße nach dem Hafen zu werden wir uns das römische Amphitheater ansehen, dessen beide Haupttore noch gut erhalten sind.“

Sie fuhren über einen weiten ungepflasterten Platz; unter den Autoreifen knirschten die Steine.

„Was ist denn das für ein Bauwerk?“ wollte Angelika wissen und zeigte über den Platz.

„Das ist das Tor im alten Stadtwall“, erklärte ihr Ines, „der Wall ist auch ein Überbleibsel aus der Römerzeit.“

Nun fuhren sie langsam durch die Straßen und Gäßchen, die sich kaum von den Verkehrswegen anderer mallorquinischer Orte unterschieden. Kleine, lehmgraue Häuser standen mit geschlossenen Fensterläden in der Sonne. Sie wirkten still und menschenleer. Im Stadttinnern aber pulsierte emsiges Leben. Es klopfte und hämmerte aus den in Häusermischen gelegenen Werkstätten. Hupende Autos und Eselskarren drängten sich durch die engen Gäßchen.

„Jetzt fahren wir zum Amphitheater“, sagte Señor Vallori und steuerte geschickt um einen mit Korbwaren beladenen Pferdewagen herum.

Er bog in die Hauptstraße ein, die zum Hafen führte. Ein Schild wies den Weg zum Amphitheater. Auf einem freien Platz ließ Señor Vallori den Wagen stehen, und alle gingen zu Fuß den schmalen, mit struppigem Gras bewachsenen Weg hinunter.

„Es sieht aus wie die Ränge eines Fußballplatzes bei uns“, bemerkte Michael, als das Rund des Amphitheaters vor ihnen lag.

„Ja, nur das weite Spielfeld fehlt“, gab Señor Maura zur Antwort, „die Theatervorführungen vollzogen sich dort auf der Rundfläche.“

Vieles ist ja verfallen, man hat vielleicht doch nicht mehr den richtigen Eindruck davon. Dennoch kann man sich mit einiger Phantasie einen Begriff machen, wie die Römer, dicht an dicht gedrängt, hier gegessen haben und mit Begeisterung den Darbietungen auf der Bühne gefolgt sind.“

In Hufeisenform zogen sich die steinernen Sitzreihen nach unten. Zwischen den verfallenen, verwitterten, durch die Jahrhunderte zerbröckelten Steinen wucherte hartes Gestrüpp, lagen Sand und Staub vergangener Zeiten. Dunkelgrüne Zypressen flankierten zu beiden Seiten das Rund und bildeten zum hellen Blau des Himmels einen wundervollen Kontrast.

„Wann mögen wohl die Römer dieses Theater gebaut haben?“ fragte Angelika.

„Schon hundert Jahre vor Christi Geburt waren die Römer Beherrscher Mallorcas“, erwiderte Señor Vallori. „Aus dieser Zeit stammt auch das Amphitheater.“

Sie standen schweigend im Sonnenglast.

„Hier in der Nähe ist noch ein alter Mallorquiner Schöpfbrunnen“, fuhr Señor Vallori nach einer Weile fort, „wenn er auch zu einem privaten Besitz gehört, so können wir ihn ruhig ansehen. Der Besitzer hat schon manche Pesete mit ihm verdient.“

Er stieg vor den anderen die verwitterten Steinreihen hinauf. Es knirschte unter ihren Schuhen, und mancher Brocken rollte polternd unter ihren Tritten hinweg und kollerte hinunter auf das Rund der Bühne.

Sie folgten dem schmalen Weg und standen bald vor einer halbverfallenen Steinmauer. Das kleine Eingangstor hing verrostet in der Angel. Es quietschte, als Señor Vallori es aufdrückte. Etwas enttäuscht sahen sich Michael und Angelika an. Sie hatten einen gepflegten Besitz erwartet und sahen nichts als einen völlig verwilderten Garten, in dem verkrüppelte Pinien und großblättrige dicke Kakteen wuchsen. Kinderstimmen kreischten, und ein zotteliger Hund fuhr den Besuchern wütend an die Beine.

Hinter den Ästen eines knorrigen, uralten Olivenbaumes gewahrten sie eine Hütte, die ebenso ungepflegt war wie der Garten. Aber inmitten dieser Gartenwildnis stand der alte Schöpfbrunnen. Grobe Steinquader ringsum bildeten Schutz vor seiner Tiefe. Das Schöpfwerk, aus derben Olivenholzstämmen gebaut, wurde durch einen Querbalken von einem Esel in Tätigkeit gesetzt, indem er unermüdlich rundum ging. An dem Rad hoben und senkten sich

tönerne Schöpfkellen, die das kostbare Naß in ein Becken gössen.

„Das arme Tier!“ rief Angelika und eilte auf das Eselchen zu. „Es muß ja ganz wirr im Kopf werden, wenn es immer im Kreise gehen muß. Kann man denn den Brunnen nicht anders in Bewegung setzen?“

Señor Maura lächelte: „O doch, wenn man selbst den Querbalken nimmt und rundum läuft. Das müssen die Kinder oft genug tun, denn das Eselchen läuft hauptsächlich für die Fremden. Es sollte mich wundern, wenn der Alte nicht Wind von unserem Hiersein bekommen hat. Er hat deswegen den Esel eingespannt. Wer das Theater besucht, sieht sich meistens auch den Schöpfbrunnen an.“

Er hatte deutsch gesprochen und konnte deshalb nicht von den lärmenden Kindern verstanden werden, die um die Hütte tobten. Aber beim Klang der fremden Stimmen trat ein alter Mann aus dem Schatten der dickstämmigen Olive und grinste. Der zerbeulte Hut saß ihm verwegen auf dem zerzausten Haar, und jedes seiner Augenfältchen schien listig und verschlagen zu lächeln.

„Oh, Amigos!“ Er machte den Eindruck eines Mannes, der sich gerade ein paar Augenblicke nach schwerer Arbeit die Ruhe gönnte, in der er gestört worden war, „ist das nicht ein schöner Brunnen? Gerade habe ich das Eselchen eingespannt, denn ich war müde vom vielen Drehen. Ich brauche Wasser für den Garten und die Kinder, die nichtsnutzigen. Sie haben den ganzen Tag Durst!“ Er sah mißbilligend zu der lärmenden Schar an der Hütte. „Sie essen und trinken, das können sie gut, aber sonst sind sie zu nichts zu gebrauchen!“

Er sprach in einem hastigen Mallorquín und sah treuherzig und mitleiderregend drein. Angelika und Michael, die nichts von seiner Rede verstanden, sahen sich fragend an. Ines übersetzte die Worte des Alten.

„Na, er sieht nicht aus, als habe er heute schon den Brunnen gedreht“, empörte sich Angelika, „ich will eher meinen, der Esel habe den ganzen Tag die Arbeit getan.“ Sie umschloß mit ihren Armen den Hals des Esels. „Du armer Kerl, du siehst ja nichts weiter vor dir als den steinigen Boden unter deinen Füßen. Ganz traurig siehst du aus. Da hat es unser Amigo besser. Er ist immer fröhlich und springt in unserem Garten umher, wie es ihm gefällt. Was tust du denn, wenn du nicht den Schöpfbrunnen drehen mußt?“

Der Esel startete sie an, ließ die langen Ohren hängen und schwieg. Angelika grub ihre Finger in sein Fell, das längst sich nicht

so weich und gepflegt anfühlte wie das Amigos. Ein aufgeregter Wortschwall ergoß sich über Angelika und den Esel. Ines lachte.

„Er wundert sich, daß du soviel Aufhebens wegen des Esels machst“, erklärte sie, „für ihn ist er nichts als ein Arbeitstier. Ein Herz und eine Seele hat der Esel für ihn nicht. Wozu sich also aufregen? Er muß den Brunnen drehen, und tut er es nicht, müssen’s die Kinder tun.“

Angelika stand auf und sah nach der Hütte hinüber. Die Kinder waren auf die Fremden aufmerksam geworden und kamen langsam näher. Sie standen da mit ungepflegten Kleidern und Haaren und starrten mit großen, schwarzen Augen auf die Besucher. Ein Mädchen hielt sich etwas abseits neben dem Stamm der knorrigen Olive. Das schmutzige Röckchen hing ihm bis zu den Waden herunter. Die fleckige weiße Bluse war ihm ebenso zu groß, wie es die löcherigen Schuhe waren, die es ohne Schnürsenkel an den braunen Beinen trug. In den schwarzen Augen, die ein dichter dunkler Wimpernkranz umsäumte, lagen ein Ernst und eine Traurigkeit, die erschütterten.



Angelika sah nur dieses Mädchen, dessen Anblick sie immer wieder anzog.

„Ist das ein liebes, schönes Kind“, sagte sie, „wenn es nicht diese schrecklichen Sachen trüge, müßte man meinen, es gehöre gar nicht hierher.“

„Ich habe sie hier noch nie gesehen“, entgegnete Señor Vallori und lächelte der Kleinen zu. „Ist das euer Enkelkind, Alter?“ fragte

er den Mann auf Mallorquin.

Der Alte sah nach dem Baum, unter dem das Kind ängstlich und zögernd stand, und ein Wortschwall ergoß sich über die Besucher.

„Es ist das Pflegekind meiner Tochter aus Palma“, lamentierte er und hob theatralisch die Hände, „sie hat es mir hiergelassen, ehe sie wegging. Als wenn ich nicht schon genug Mäuler zu stopfen hätte. Da, das sind meine eigenen, und der da und die beiden“, er wies auf einen Jungen von ungefähr zehn und zwei Mädchen von etwa fünf und zwölf Jahren, „die gehören meinem Sohn, der draußen auf dem Feld arbeitet. Alles nichtsnutziges Volk, Amigos, sie essen und trinken und nichts weiter. Und die“, er sah wieder zu dem Olivenbaum, „die sagt kaum was, die ist nur da und ist jedem im Wege.“

„Warum hat Ihre Tochter das Mädchen nicht zu sich geholt?“ fragte Señor Maura mit einem mitleidigen Blick auf das ängstliche, stille Kind. „Warum kümmert sie sich nicht darum?“

„Amigos, Amigos!“ jammerte der Alte. „Sie hat noch mehr Kinder, dazu einen Mann, der faul ist und trinkt. Was soll sie mit dem Waisenkind da, das nichts sagt und nichts taugt?“

Ines hatte hastig den Wortwechsel der Männer übersetzt, und in Angelikas Augen blitzte es empört und zornig.

Sie lief auf die Kleine zu, die hastig entfliehen wollte, kniete sich zu ihr nieder und nahm ihre braunen, warmen Hände in die ihren.

„Du kannst doch reden, nicht wahr?“ fragte sie drängend, „du bist doch nicht stumm? Wie heißt du, bitte, sage es mir!“

Das Mädchen versuchte, ihre Finger aus Angelikas schützenden Händen zu ziehen. In seinen Augen stand Ratlosigkeit über die fremden Laute, die es nicht verstand, aber auch ein Blick unverhohlenen Wohlgefallens. Ines kniete sich neben Angelika. Sie sagte auf Mallorquin:

„Du bist ein liebes kleines Mädchen. Und welch schönes Haar du hast!“

Sie strich dem Kind das lange schwarze Haar, das ihm lockig bis auf die Schultern fiel, aus der Stirn. „Sicher hast du auch einen schönen Namen. Willst du ihn mir nicht sagen?“

Das Mädchen lächelte, dann sagte es leise: „Isabella.“

„Das habe ich mir bald gedacht. Isabella paßt wirklich am besten zu dir. Das ist ein schöner Name. Ich heiße Ines, und das ist Angelika.“

„Ines y Angelika“, wiederholte das Mädchen und sah auf

Angelikas helles Haar.

Der Alte begann wieder zu lamentieren. Es gefiel ihm nicht, daß sich jemand mit dem kleinen Nichtsnutz beschäftigte. Señor Vallori schnitt ihm kurz die Rede ab.

„Hier, Alter, hast du ein paar Peseten für die Besichtigung deines Brunnens, und dies hier“, er nahm einen Geldschein aus seiner Brieftasche, „dies ist für die Kinder, hauptsächlich für das Waisenkind. Kauf ihnen, was sie nötig haben, und ich meine, sie hätten einiges nötig!“ Er maß die kleinen ungepflegten Gestalten mit einem Blick. „Aber daß du es nicht vertrinkst, hörst du?“

„Amigos, Amigos!“ Der Alte verdrehte entzückt die Augen. „Wie werde ich das denn? Alles gehört den lieben Kleinen. Seit Jahren habe ich nichts mehr getrunken. Immer nur gearbeitet, Tag und Nacht. Ja, Amigos, Tag und Nacht.“

Señor Maura hatte ebenfalls seine Brieftasche gezogen und noch einen Schein dazugelegt. Die faltige braune Hand des Alten umschloß liebevoll das Geld.

„Gracias, Amigos, gracias!“ Er zog seinen Schlapphut und lächelte verschmitzt. „Gleich werde ich für die Kinder einkaufen. Sie sollen es gut haben, die lieben Kleinen!“

Angelika schloß die kleine Isabella impulsiv in die Arme. „Leb wohl, Isabella. Vielleicht komme ich bald einmal wieder, dann besuche ich dich. Alcudia liegt ja nicht außer der Welt.“ Sie strich dem Esel über das Fell, der mit gesenktem Kopf seine Runden um den Brunnen zog, und winkte der kleinen Isabella zum Abschied zu.

Michael drehte sich noch einmal um, als sie durch die quietschende Tür gingen. Der Alte schob sich den Hut in die Stirn und legte sich wieder im Schatten des Olivenbaumes nieder.

„Na, eilig scheint der es ja nicht zu haben“, meinte er zu Señor Vallori, „wahrscheinlich werden die Kinder heute abend auch kein besonderes Abendbrot bekommen, wenn der Alte unter dem Baum seine Siesta hält. Ob er das Geld überhaupt für die Kinder verwendet?“

Señor Vallori zuckte die Schultern.

„Das weiß man nicht. Der Alte ist ein schlauer Fuchs, aber dennoch meine ich, daß sein Gewissen ihn davon abhalten wird, das Geld nur für sich zu verbrauchen. Etwas wird schon für die Kinder abfallen, und damit müssen wir zufrieden sein.“

Sie stapften den sonnigen, steinigen Weg zwischen den Mauern entlang und bestiegen wieder den Wagen. Die Polster waren heiß,

denn die Zweige der Pinie, unter der das Auto gestanden hatte, boten nicht genug Schatten.

Señor Vallori ließ den Wagen an. „Wir fahren nun wieder landeinwärts nach Inca.“

Die Reifen knirschten über den Steinen, und eine Staubwolke wirbelte hinter dem Wagen auf, als sie den Weg hinabfuhren. Kleine Dörfer lagen still und einsam in der Sonne. Hinter aufgeschichtetem Mauerwerk dehnten sich braune Felder. Sie erreichten Inca vor der Mittagszeit und kehrten in einer kleinen Eßstube ein. Es war schattig kühl in dem halbdunklen Raum. Angelika sah nachdenklich vor sich hin.

Als Michael „Schläfst du?“ fragte, schreckte das Mädchen auf.

„Nein, ich muß nur immer an die kleine Isabella denken. Sie war so traurig. Es sah aus, als könnte sie gar nicht lachen.“

„Nun, bei ihrem Großvater wird sie auch nichts zu lachen haben. Er ist bestimmt nicht schlecht zu den Kindern, aber er kümmert sich eben nicht um sie. Sie sind ihm lästig und stören ihn in seiner Siesta, die er sicher oft und ausgiebig hält.“

„Den Eindruck habe ich auch“, meinte Ines, „aber die Kinder werden nichts dabei finden. Sie sind es eben nicht anders gewöhnt...“

„Die kleine Isabella ist aber anders als die anderen“, warf Angelika ein, „sie macht sich bestimmt Gedanken, und da sie niemand ernst nimmt, schweigt sie lieber...“

„Du mußt die Sache nicht mit unseren Maßstäben messen, Angelika“, mischte sich nun Señor Maura ein, „ihr seid behütet und umsorgt aufgewachsen. Es fehlt euch an nichts. Kleidung und Nahrung habt ihr im Überfluß. Die Kinder der armen Landbevölkerung sind an Entbehrungen gewöhnt. Sie werden kaum etwas vermissen, was sie nicht kennen.“

„Vielleicht haben Sie recht, Señor Maura“, gab Angelika seufzend zu, „trotzdem, mir wollen die traurigen Augen der Kleinen nicht aus dem Kopf.“

Der Wirt brachte rote Krebse und stellte Weißbrot und Salat daneben. Die Schalen krachten leise, als Angelika sie nach beiden Seiten von dem Krebs zog, und das rosa Fleisch fiel appetitlich und duftend auf den Teller.

„Es schmeckt herrlich“, sagte sie, „es schmeckt wie ein ganzes Meer voll Salzwasser und Seeluft.“

Als sie sich gestärkt hatten, machten sie sich auf den Weg zu

einer Lederwarenfabrik.

„Inca ist Bezirkshauptstadt und ein wichtiges Wirtschaftszentrum“, erklärte Señor Vallori unterwegs. „Vor allem seine Lederwarenfabrik wird gern von Fremden besucht. Man kann bei der Herstellung zusehen. Na, ihr werdet’s ja gleich erleben.“

Die Fabrik war durchaus nicht so groß, wie Michael und Angelika es vermutet hatten und wie sie eine Fabrik von daheim gewohnt waren. Es war ein zweistöckiges, langgestrecktes Haus, durch dessen pendelnde Glastür sie ins Innere gelangten. Sie standen auch gleich in einem großen, eleganten Verkaufsraum, der alle Lederwaren vom Geldtäschchen und Koffer bis zum Lederkostüm anbot. Die Waren waren modern, einfallsreich und sauber hergestellt, und vieles erregte das Wohlgefallen und das Interesse der Kinder.

Señor Vallori führte sie in einen Raum, in dem Lederhandschuhe und Lederoberteile für Straßenschuhe hergestellt wurden. Sie verfolgten interessiert den Hergang der Fabrikation. Sie bewunderten die flinken Hände der arbeitenden Mallorquines, die geschickt mit dem Ledermaterial umgingen, und gingen dann wieder in den Verkaufsraum zurück.

Señor Vallori schlug vor: „Ich möchte euch ein kleines Andenken an unsere einheimische Lederfabrikation mitgeben. Wie wär’s mit einem Geldtäschchen?“ Er sah Michael, Angelika und Ines an und nickte ihnen aufmunternd zu.

„Aber das ist doch nicht nötig, Señor Vallori“, wehrte Angelika ab, „wir haben uns schon gefreut, daß Sie uns zu dieser schönen Fahrt eingeladen haben. Die Erinnerung daran wird uns ein schönes Andenken sein.“

Señor Vallori lachte: „Sei nicht so bescheiden, Kind, und gönne mir die kleine Freude, euch dreien ein Geschenk zu machen. Wie würde dir das rote Geldtaschen gefallen? Und dir das schwarze, Michael?“

„Sehr gut, Señor Vallori. Ich muß ehrlich sagen, ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, denn mein Portemonnaie hat ein Loch“, gestand Michael lachend.

„Dann ist ja alles in Ordnung! Wir nehmen diese drei, Señorina.“

Die Verkäuferin nickte und schrieb den Kassenzettel. Ines und Angelika bedankten sich herzlich.

„So, und nun fahren wir durchs Gebirge“, sagte Señor Vallori, als sie die Fabrik verließen, „wir fahren auf einer der schönsten

Gebirgsstraßen Mallorcass.“

Er hatte nicht zuviel versprochen. Wenige Kilometer hinter Inca stieg die Fahrstraße an. Die Hügelketten wuchsen zu Bergen empor, die sich schroff und kahl gegen den Himmel abhoben. In Serpentinien wand sich die Straße an den Felswänden entlang, die grau und von wenigen Pinien bestanden in der Sonne lag. Klar und kühl war die Luft, und doch voll vom Duft des nicht fernen Meeres.

„Wir machen noch einen kleinen Abstecher zum Kloster Lluch“, sagte Señor Vallori und wies nach rechts hinüber, wo, umgeben von Wäldern und Bergen, der stattliche Komplex des alten Klosters lag.

Der Wagen rollte den Weg hinunter und hielt vor dem breiten Hauptportal.

„Das alte Kloster ist schon seit langem Wallfahrtsort“, bemerkte Señor Maura, „die Madonnenfigur La Moreneta wird von den Mallorquines sehr verehrt. Das Kloster hat nicht mehr seinen ursprünglichen Charakter. Man hat es renoviert, und da ist doch viel Altes mit verlorengegangen. Aber schön und sehenswert ist es immer noch.“

Die Kinder bewunderten den mächtigen Bau mit seinen Säulengängen und Höfen, blickten zur Kuppel der Kapelle empor und freuten sich am Spiel des Sonnenlichtes, das durch die bunten Fenster auf die Steinplatten fiel. Nach einer kühlen Erfrischung in der Fremdenstube des Klosters fuhren sie den Weg zur Hauptstraße zurück. Wieder wand sich der Wagen höher und tiefer in das Gebirge hinein. Schroffer und kahler ragten hier die Berge in den Himmel. Stille und Einsamkeit schufen ein Gefühl der Verlassenheit und Beklemmung, aber auch ein Gefühl der Andacht und Bewunderung, wie es die Schönheit der Natur auszulösen vermag.

Señor Vallori hielt den Wagen an und ließ seine Gäste aussteigen. Er hatte an einem bekannten Aussichtspunkt geparkt. Einige Besucher standen schon an der Brüstung der Steinmauer, fotografierten oder blickten durch ihre Ferngläser zu den Felsmassiven hinüber. Grauweiß, zackig, zerklüftet und kahl ragten die Felswände empor; sie zogen sich tief hinab in ein schmales Tal, auf dessen Sohle ein Wildbach dem Meere entgegengieße. Das Licht der Sonne vermochte an einigen Stellen wegen der überhängenden Felsen die Talsohle nicht zu erreichen. Dort war es dunkel wie in der Nacht. Fasziniert starteten Michael und Angelika hinunter.

„Man kann durch das Tal bis zum Meer laufen“, sagte Señor Vallori, „aber einfach ist das nicht. Es dauert mehrere Stunden und

bleibt auch für den geübten Bergsteiger ein Abenteuer, da die seitlichen Felspartien fast unüberwindlich sind. Wer es aber wagt und es schafft, dem bietet sich ein unbeschreiblich herrliches Naturschauspiel, wenn er das Meer erreicht. Nun wollen wir weiter, denn auf uns wartet jetzt einer der schönsten Landstriche der Insel.“

Der Wagen wand sich wieder an den Felswänden entlang und fuhr durch schmale Schluchten. Dann senkte sich die Straße in Serpentinaen, man sah das Meer blaugrün zwischen grauweißen Felsen hervorschimmern.

In einer kleinen Gaststätte am weißen Strand, seitlich des grauen Felsmassivs, das sich schroff aus dem Meer hob, nahmen sie ihr Mittagessen ein. Verschiedenartige Fische wurden ihnen auf einer großen Platte serviert, dazu gab es wieder Weißbrot und Salate. Pinien umstanden hier den kleinen Strand und klammerten sich im Felsgestein der Berge fest, die die kleine Bucht umsäumten. Plätschernd rollten die Wellen gegen den Strand.

„Es ist einfach bezaubernd hier“, sagte Angelika mit tiefem Aufatmen, „immer meint man, die Insel könne nichts Schöneres mehr bieten, und dann überrascht sie einen doch wieder mit etwas Neuem, noch Schönerem. Ich weiß wirklich nicht mehr, was ich für das Schönste halten soll.“

„Das hier ist es noch nicht“, lächelte Señor Maura, „denn wenn wir gegessen haben, gehen wir zu der Stelle, wo im Winter der Torrente de Paréis ins Meer fließt.“

„Also gut“, lachte Angelika, „ich lasse mich wieder überraschen.“

Bald gingen sie einen schmalen Pfad hinunter, der auf ein breites Geröllbett führte. Dort blickten sie durch dicht beieinanderstehende Felswände hinaus aufs Meer, das in leuchtendem Blaugrün unter dem Himmel lag.

„Hier tritt im Winter der Torrente de Paréis ins Meer. Eigentlich sind es zwei Wildbäche, die aus den Bergen kommen und nun vereinigt in diesem Geröllbett dem Meer zufließen. Besonders schön sehen wir das von oben, und deshalb gehen wir jetzt wieder hinauf.“

Neugierig folgten ihm die Kinder. Angelika mußte plötzlich wieder an die kleine Isabella denken. Ob sie wohl auch schon einmal dieses schöne Stück Land ihrer Heimat gesehen hatte? Oder war sie nie hinausgekommen aus dem ungepflegten Garten um den alten Schöpfbrunnen? Sie sah die klugen und traurigen Augen des kleinen Mädchens vor sich und seufzte.

Der Weg zweigte ab und führte geradenwegs durch den Felsen. Es wurde stockdunkel. Señor Vallori schaltete seine Taschenlampe ein und ließ den Strahl vor ihre Füße auf den steinigem Boden fallen.

„Es dauert nicht lange“, sagte er, „dann sind wir wieder im Freien. Dann werden wir den schönsten Ausblick haben.“

Schwaches Tageslicht fiel durch ein fenstergroßes Loch im Felsen. Sie sahen zur gegenüberliegenden Felswand und hinunter auf das schäumende Meer. Lange blickten sie hindurch und konnten sich nicht losreißen.

„Nun kommt, es gibt noch mehr zu sehen!“ Señor Vallori leuchtete ihnen wieder voran, und sie tappten ihm im Dunkel nach.

Und dann plötzlich war die Sonne wieder da. Durch den Felsenweg traten sie auf der anderen Seite des Berges hinaus.

Angelika verschlug es fast den Atem. Hier sahen sie die beiden riesigen Felswände von der andern, der Meeresseite. Zwischen den Felsen lag ein kleiner Strand und hinter ihm das Geröllbett des Torrente de Paréis. Das Meer brandete gegen die beiden Felswände und rollte schäumend und sich aufbäumend daran entlang, dem Strande entgegen. Auf den glasklaren, blaugrünen Wellen glitzerten weiße Schaumkronen, die sich dann im feinen Sandstrand verliefen. Immer wieder rollten die Wellen gegen die Wände, donnernd, aufspritzend und sich gegen den Strand wälzend, bis ihre Macht brach und sie geduckt und in sich zusammenfallend den nächsten Wogen Platz boten.

„Das ist wirklich herrlich“, flüsterte Angelika, „ich könnte stundenlang hinschauen. So schön habe ich das Meer noch an keiner Stelle gesehen.“

Sie konnten sich aber überzeugen, daß das Meer in Sa Calobra noch viele weitere schöne Blicke schenkte. Vom hellsten bis zum dunkelsten Grün umspülten die Wasser die aufragenden Felsen, schäumte der Gischt glitzernd und flimmernd in der Sonne.

„Ich bin ganz müde geworden“, gestand Angelika und fuhr sich über die Augen.

„Du liebe Zeit“, lachte da Señor Maura, „und wir haben noch so viel vor. Jetzt steigen wir wieder in den Wagen und fahren nach Inca zurück. Dort nehmen wir einen aufmunternden Schluck in einer Bodega. Was meint ihr dazu?“

„Nicht übel“, freute sich Michael, „ich bin dabei. An den Besuch des Torrente de Paréis werde ich aber noch lange denken.“

„Das ist recht. Aber nun wollen wir uns losreißen. Wir wollen

uns noch die Perlenfabrik in Manacor ansehen. Sie liegt auf unserm Heimweg.“

Das Meer entschwand ihren Blicken, als sich der Wagen die Serpentina ins Gebirge hinaufwand. Sie sahen noch einmal zwischen den Felsen einen schmalen Streifen blaugrünen Wassers, auf dem das Sonnenlicht glitzerte, dann war es verschwunden.

Jeder hing seinen Gedanken nach, Angelika dachte an die kleine Isabella, deren trauriges Kindergesicht so lebendig vor ihren Augen stand. Sobald der Vater wieder ein paar Tage auf Urlaub nach Cala Pino kam, würde sie ihn bitten, mit ihr nach Alcudia zu fahren, um Isabella zu besuchen. Er würde ihr die Bitte bestimmt nicht abschlagen.

Als der Wagen hielt, schrak Angelika auf. Sie hatte kaum bemerkt, daß sie wieder in Inca angekommen waren. Jetzt hielt Señor Vallori vor einer Weinkellerei. Er wies mit einer einladenden Handbewegung auf das große Tor des Hauses.

„Bitte aussteigen, meine Herrschaften. Jetzt gibt es die versprochene Erfrischung.“

Es ging ein paar Stufen in den Keller hinunter. In dem Gewölbe war es angenehm kühl, und es roch nach Wein und Fischgerichten. Der Wirt nahm die Bestellung Señor Valloris entgegen und stellte ein paar Flaschen und Gläser auf den derben Holztisch.

„Das ist Muskateller“, erklärte Señor Maura, als er Angelikas fragenden Blick sah, „er wird euch bestimmt schmecken. Er ist nicht zu süß und nicht zu sauer.“

„O ja“, Angelika zog die Stirn kraus, „ich werde einen Schwips bekommen. Gibt es denn hier keine Limonade?“

„Das wird hier nicht verlangt. Hier trinkt man einen zünftigen Wein. Versuch's nur mal. Er ist nicht so stark, wie du denkst.“

Der Wein perlte golden und dickflüssig aus der Flasche ins Glas, und Angelika betrachtete ihn kritisch. Als sie aber gekostet hatte, hob sie überrascht die Brauen.

„Donnerwetter, wahrhaftig, der schmeckt gut. Davon könnte man ein ganzes Faß austrinken...“

„Dann hast du garantiert einen Schwips“, lachte Señor Vallori, „aber Prost, alle zusammen! Auf unser schönes Mallorca!“

„Da trinken wir mit Begeisterung mit!“ Michael hob sein Glas. „Auf das schöne Mallorca, das Angelika und mir so lieb geworden ist!“

Sie lachten, erzählten und tranken, und die Kühle des alten

Weinkellers tat ihnen gut. Der Sohn des Wirtes trat an ihren Tisch und legte einen Zettel vor Michael hin. Michael sah fragend auf, denn er verstand die Worte des Jungen nicht. Señor Vallori lachte.

„Es ist ein herrlicher Spaß, Michael. Schreibe mal deinen Namen in Druckschrift auf den Zettel. Wenn du heimkommst, kannst du dich vor deinen Freunden als Stierkämpfer ausgeben.“

„Ich begreife kein Wort“, entgegnete Michael, aber er schrieb seinen Namen auf das Papier und gab es dem Jungen zurück.

„Du wirst schon sehen, wie das gemeint ist“, Señor Vallori zwinkerte ihm vergnügt zu, und als der Junge nach zehn Minuten zurückkam, lachte Michael hell auf. Der Wirtssohn hielt ihm ein Plakat entgegen, das bunt und geschmackvoll einen Stierkampf ankündigte. Unter dem Bild des Toreros, der tuschschwingend den Stier reizte, standen die Namen der spanischen Stierkämpfer, und zwischen ihnen prangte Michaels Name.

„Himmel, wenn das deine Freunde sehen, müssen sie ja glauben, daß du dich an einem Stierkampf beteiligt hast!“ lachte Angelika. „Das ist ja ein großartiger Spaß. Wer ist denn auf diesen Einfall gekommen?“

„Keine Ahnung. Einer wird schon so schlau gewesen sein. Jedenfalls gehört das auch mit zum Dienst am Touristen. Man kann daheim angeben und behaupten, mitgekämpft zu haben. Die Drucksetzung geht schnell, man merkt den kleinen Betrug kaum, denn in der Mitte des Plakats ist ein Platz freigelassen worden für den Namen des Touristen. Wie wäre es überhaupt mit einem Besuch in der Arena? Bald beginnen wieder die Stierkämpfe in Palma.“

„Nein, nein“, wehrte Angelika ab, „ich mag nicht zusehen, wenn man das arme Tier so hetzt und zuletzt noch tötet. Das ist grausam. Ich möchte keinem Stierkampf zusehen.“

„Und Michael?“

„Ich glaube, für mich wäre das auch nicht das richtige“, gab der Junge zur Antwort, „der Spaß mit dem Plakat genügt mir.“

Señor Vallori nickte, gab dem Wirtssohn ein paar Peseten, und Michael legte das Plakat zusammengerollt neben sich auf den Sitz.

Angelika sagte mit komischem Gesicht: „Na, ich weiß nicht recht, ein bißchen schwummrig ist mir’s ja zumute. Der Muskateller scheint es doch in sich zu haben. Meine Beine sind wie Watte.“

„Ich merke nichts!“ Michael lachte über Angelika, die sich vorsichtig erhoben hatte und ein Bein vor das andere setzte. „Wir sind ja gleich am Wagen, da kannst du dich ausruhen.“

Unter dem fröhlichen Lachen der Kinder fuhr Señor Vallori den Wagen an, und nun ging es Manacor entgegen.

Angelika hatte sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Hol der Teufel den herrlichen Muskateller! –

„Wir sind da! He, Angelika, aufgewacht!“ lachte Michael und zog die Schwester hoch.

Der Wagen hielt auf einem freien Platz vor einem eleganten Laden.

„Perlas Manacor“ stand darüber. Schon im Schaufenster lagen die herrlichsten Schmuckstücke aus Perlen, und ihr Glanz schimmerte unter dem Licht geschickt angebrachter Lampen. Durch den Laden gingen sie in die Fabrikationsräume. Sie sahen der Bearbeitung der Perlen vom stumpfen Rohmaterial bis zur strahlenden Perle zu. Flinke fleißige Hände drehten, polierten und fädelten, bis der Schmuck verkaufsfertig war. Interessiert bewunderten die Mädchen den ganzen Vorgang. Dann schlenderten sie noch einmal durch den großen Laden, der in mehreren eleganten und modernen Räumen die vielfältigsten Schmuckstücke anbot. Wundervoll schimmerten die Perlen unter dezentem Licht, leuchteten in matten Perlmutterfarben auf dem samtenen Grund.

„Wozu braucht sich der arme Perlenfisch um die eine Perle zu sorgen“, sagte nun Michael mit komischem Seufzen, „hier gibt es Perlen genug. Er braucht nur nach Manacor zu kommen, um sich die schönste auszuwählen...“

„Du vergißt wohl, daß dies hier künstliche Perlen sind!“ Angelika wußte es besser. Sie konnte trotzdem ihren Blick nicht von einem herrlichen Kollier losreißen, das auf dem schwarzen Samt lag. „Der Perlenfisch hatte nur die eine Perle, aber die war echt...“, sagte sie dann langsam.

„In der Legende!“ fiel Ines ein, und dann lachten sie alle.

Es ging schon auf den Abend zu, als man wieder in Cala Pino ankam. Angelika war müde von all dem Schönen, was sie erlebt und gesehen hatte.

„Ich erzähle dir alles morgen, Mutti“, gähnte sie glücklich und zufrieden, „jetzt will ich nur schlafen. Aber soviel kann ich dir schon sagen, es war einzig schön.“

„Das freut mich, mein Kind“, lächelte die Mutter.

Angelika trank noch ein Glas Orangensaft, dann legte sie sich in ihr Bett. Draußen wurde es dämmrig. Sie hörte noch Amigo traben und sah noch einmal die traurigen Augen der kleinen Isabella vor

sich, aber bald war sie eingeschlafen...

## WIEDERSEHEN MIT ISABELLA

Fast drei Wochen waren schon seit der schönen Fahrt nach Sa Calobra vergangen. Die Kinder dachten oft daran zurück und sprachen darüber, und immer dachte Angelika dabei wieder an die kleine Isabella. Der Vater war nur zweimal kurz auf Besuch gekommen, und so war es ihm nicht möglich gewesen, Angelikas Bitte zu erfüllen, mit ihr und Michael noch einmal nach Alcudia zu fahren, um das Mädchen zu besuchen.

Der Juni neigte sich fast seinem Ende zu. Die Tage waren hochsommerlich warm, das Badeleben am Strand war in vollem Gange. Die Orte an der Küste waren von Besuchern belebt, und auch in Cala Pino hörte man neben der mallorquinischen wieder viele fremde Sprachen.

Michael, Angelika und Margot vergnügten sich mit ihren Freunden am Playo soleado, am sonnigen Strand, der bis an den Pinienwald im Westen des Ortes reichte, oder sie tummelten sich voll Lebensfreude an der flachen Steinküste vor den drei Pinien. Oft waren sie auch bei Ines in der Villa Vallori, stiegen von der Felsentreppe die rote Leiter hinab und ließen sich ins blaugrüne Wasser gleiten. Am Vormittag allerdings lernten sie fleißig bei Fräulein Morgenroth. Auch Ines nahm bisweilen am Unterricht teil, soweit die spanische Schule ihr dazu Zeit ließ.

So war es auch heute gewesen. Sie hatten sich auf den Luftmatratzen treiben lassen, waren geschwommen und hatten getaucht, in den ewig blauen Himmel gestarrt und in die blaugrünen Wogen, die sie schaukelten und wiegten. Señora Mafalda war an die Brüstung der großen Steinterrasse getreten und winkte. Die Kinder winkten zurück und schwammen auf die Leiter zu. Tropfnaß, lachend und albernd patschten sie auf nassen Füßen die warmen Stufen zur Villa hinauf. Señora Mafalda hatte den Tisch hübsch gedeckt und ihnen Kakao und kleine Kuchen bereitgestellt.

„Papa, du ißt doch mit uns?“ fragte Ines zur offenen Ateliertür hinein.

Señor Maura lachte: „Wenn es euch nichts ausmacht, wenn ich alter Mann dabei bin, komme ich gern.“

„Als wenn du alt wärest, Papa“, Ines schüttelte den Kopf, „komme nur, wir freuen uns, wenn du dabei bist. Es ist schade, daß Onkel Nicolas wieder fortmußte. Wir haben ihm so gern zugehört, wenn er von Mallorca erzählte.“

Der Vater trat aus seinem Atelier, nickte Michael und Angelika herzlich zu und nahm zwischen ihnen Platz. Die breiten, gefiederten Blätter der Palmen, die in riesigen Kübeln auf der Terrasse standen, boten einen angenehmen Schatten. Ines goß dem Vater die Tasse voll Kakao und legte ihm ein Stück Kuchen auf den Teller.

„Nun ist eure Zeit wohl bald um, ihr beiden“, sagte er mit einem Blick auf Michael und Angelika, „ich hörte, daß es bis zur Eröffnung der Bergkloster-Höhlen nicht mehr lange dauern wird. Dann ist die Mission eures Vaters erfüllt, nicht wahr?“

„Leider“, seufzte Angelika, „ich wünschte, er bekäme noch einen Auftrag, und wir könnten noch länger hierbleiben. Vater meint, es würde höchste Zeit für uns, wieder in eine richtige Schule zu kommen, soviel Mühe sich Fräulein Morgenroth auch mit uns gäbe... aber“, fügte sie hinzu, „dafür haben wir hier jedenfalls das gelernt, was man in der Schule nicht lernen kann. Wir haben die Geographie, das Brauchtum und die Sprache eines europäischen Landes erlernt, wie man sie so lebendig in keinem Buch lesen kann. Ich finde, das ist ein großer Gewinn für uns. Und spanisch haben wir auch ganz gut gelernt. Schade, daß wir jetzt bald fort müssen. Wenn es doch bloß eine Möglichkeit gäbe, den Aufenthalt zu verlängern. Ich zerbreche mir schon den Kopf...“

„Sollte euer Vater nicht noch ein Buch über die Höhlen schreiben?“ fragte Señor Maura.

„Ja, er hat dazu einen Auftrag von der Regierung bekommen, es soll ‚Leuchtende Wunderwelt‘ heißen und eine Beschreibung der Höhlen von Cala Pino und der Bergkloster-Höhlen werden.“

„Das wäre doch ein Grund für euren Vater, noch länger hierzubleiben.“

„Vati hat im Bergkloster schon mit dem Manuskript begonnen. Er sagt aber, er habe sich so viele Skizzen und Notizen gemacht, daß er die Arbeit auch daheim beenden könne.“

„So, so, da wird es also nichts mit einem längeren Verweilen auf Mallorca. Nutzt nur die letzten Wochen noch recht gut aus. Ihr wißt ja, daß ich mich gefreut hätte, wenn ihr noch länger hier bei Ines geblieben wäret. Aber vielleicht folgen wir bald...“

Aus der offenen Ateliertür drang das Läuten des Telefons. Señor Maura erhob sich. Er zog die Tür hinter sich zu und nahm den Hörer ab.

„Señor Moll? Ich hatte Ihren Anruf halb und halb erwartet. Ja, das Bild ist fertig. Sie können es also noch mit in die Ausstellung

hineinnehmen? Das freut mich. – Morgen früh?“

„Ja, geben Sie es Señor Vallori mit. Er wollte doch morgen früh nach Palma kommen, nicht wahr?“ fragte Señor Moll zurück.

„Señor Vallori ist schon heute morgen abgefahren. Er bekam ein Telegramm, das ihn zu einer Konferenz rief.“

„O je, was machen wir nun?“ kam es enttäuscht aus der Muschel, „ich müßte das Bild bis morgen vormittag haben...“

„Aber das ist doch kein Problem, Señor Moll“, lachte der Maler, „ich schicke es Ihnen mit Ines zu. Sie war doch schon des öfteren bei Ihnen in Palma und hat die kleinen Aufträge stets gewissenhaft erledigt. Warum sollte es diesmal nicht klappen? Machen Sie sich keine Gedanken. Morgen vormittag haben Sie das Bild.“

Beruhigt verabschiedete sich Señor Moll, und der Maler ging zu den Kindern zurück.

„Ines, ich habe einen Auftrag für dich“, sagte er, als er sich wieder auf seinen Platz setzte, „Señor Moll erwartet dich morgen früh in Palma mit meinem neuesten Bild. Er kann es noch gut in der Ausstellung placieren, die morgen nachmittag eröffnet wird.“

„Großartig, Vati, ich mache das. Ich war doch schon oft bei Señor Moll.“ Ines besann sich plötzlich und rief: „Vati, können Michael und Angelika nicht mitkommen? Wir könnten doch einen kleinen Rundgang machen, wenn wir das Bild abgeliefert haben.“

„Von mir aus. Ich habe nichts dagegen, wenn es Frau Berkhoff erlaubt. Nur müßt ihr mir versprechen, daß ihr über eurem Vergnügen das Bild nicht vergeßt.“

„Du kannst dich auf uns verlassen“, versprach Ines ernst, „mit dem Nachmittagbus sind wir wieder da.“

Michael und Angelika fanden die Idee von Ines ausgezeichnet. Frau Berkhoff aber war weniger von ihr begeistert.

„Kinder, ihr wollt allein nach Palma? Die Stadt ist in dem quirlenden Fremdenverkehr ein einziger Irrgarten. Dazu noch die Hitze. Ich habe für euch die Verantwortung zu tragen, wenn Vater nicht da ist.“

„Mutti, so klein sind wir doch nicht mehr“, entrüstete sich Michael, „wir werden ja nie selbständig, wenn du immer Angst um uns hast. Es ist doch nichts dabei. Wir geben bei Señor Moll das Bild ab, machen einen Schaufensterbummel und steigen um fünf Uhr in den Bus. Um sieben Uhr hast du uns wieder.“

„Ruf doch Vati an“, riet Angelika, „vielleicht haben wir Glück, und du triffst ihn an.“

Die Mutter hatte Glück. Sie erreichte den Vater im Bergkloster. Er gab seine Einwilligung zu der Fahrt nach Palma, und die Kinder jubelten. Noch ahnten sie nicht, welch überraschende Begegnung sie in Palma haben würden.

Ines erwartete die Geschwister am anderen Morgen am Hafen, wo die Bushaltestelle war. Sie trug des Vaters Bild verschnürt und verpackt unter dem Arm. Michael und Angelika hatten es sich am Tage vorher angesehen. Es war ein kleines Aquarell und zeigte in wundervollen, naturgetreuen Farben ein Stück grauweißer Steilküste, blaugrünes Meer unter blauem Himmel und dunkelgrüne Pinien an einer Steinmauer.



„Wir haben unsere Sparbüchsen geleert“, sagte Angelika, während der Bus aus Cala Pino auf die Landstraße hinausfuhr. „Mutti hat nächste Woche Geburtstag. Die Auswahl für ein Geschenk ist in Palma größer als in Cala Pino.“

Sie sahen durch die Busfenster auf die braune, in der Sonnenhitze liegende Landschaft. Feigen- und Johannisbrotbäume, Pinien und dickstämmige, knorrige Olivenbäume zogen an ihren Blicken vorüber. Vorbeifahrende Autos hüllten den Bus in eine Staubwolke ein. Nach zwei Stunden stiegen sie in Palma unweit des Hauses Señor Molls aus. Señor Moll begrüßte die Kinder erfreut und lud sie zu einer Erfrischung ein.

Von der geräumigen Wohnhalle mit den alten gediegenen Möbeln und den herrlichen Gemälden, unter denen sie auch einige Werke Señor Mauras entdeckten, konnten sie in den Hof hinuntersehen, über einen alten Brunnen breiteten sich die Blätter

einer Palme. Das Pflaster im Hof war mehrfarbig künstlerisch eingelegt, und ein steinerner Löwe thronte auf der Steinbalustrade am Treppenaufgang zum Altan.

Angelika glaubte sich in einem kleinen Schloß, und so ganz unrecht hatte sie damit nicht. Die alten Patrizierhäuser strahlten den Glanz der alten Zeit aus, in der wenige reiche Familien allein den Ton angaben. In diesen Rahmen paßte auch das feine ovale Gesicht der Señora Moll mit den großen schwarzen Augen. Sie bot zwischen den alten Möbeln, Gobelins und edlen Hölzern das Bild der Aristokratin einer vergangenen Welt.

Der Hausherr verabschiedete die Kinder und trug ihnen herzliche Grüße an ihre Eltern auf.

„Was machen wir nun?“ fragte Ines, als sie aus dem breiten Torbogen des Hauses auf die Straße traten.

„Jetzt machen wir einen Gang durch die Straßen und Gassen“, schlug Angelika vor, „wir müssen etwas zu Muttis Geburtstag besorgen.“

„Ja, richtig. Also dann los!“

Sie bummelten die Straße hinunter und kamen auf einen kleinen Platz. Eine alte Kirche erhob sich vor ihnen. Ihr Hauptportal und ihre Fassade waren mit wundervollen Steinmetzornamenten verziert. Hohe Platanen flankierten die Seiten. Vom Glockenturm schlug es zwölfmal. Die Seitentür der Kirche zur Benegasse war offen. Frohe Stimmen und das Aufschlagen eines Balles klangen heraus. Angelika trat näher.

„Nun seht euch das an“, staunte sie und wies in den Raum hinunter, „die spielen doch wahrhaftig Tischtennis in der Kirche. Das habe ich auch noch nicht gesehen.“

Ein Geistlicher in langer schwarzer Kutte trat aus einem Nebenraum und gesellte sich zu den Spielenden.

Michael sagte: „Das ist doch ganz einfach. Sie haben im Keller der Kirche einen Spielklub für die Jugend eingerichtet. Ich habe das schon mehrfach gelesen. Dadurch weiß die Jugend, wohin sie gehört, und die Pfarrer haben ihre Schäfchen unter ihrer Obhut. Die Kirche braucht doch nicht nur zum Beten da zu sein. Sie muß helfen, wo sie kann. Nur daß ich so einen Spielklub auf Mallorca finde, das überrascht mich.“

„Warum?“ fragte Ines. „Dieser hier ist nicht der einzige. Aber kommt, ich habe Hunger. Ich muß mir etwas kaufen, oder wollen wir groß essen gehen?“

„Nein, ich möchte nicht zuviel von meinem Geld verbrauchen“, gestand Angelika, „ich kaufe lieber für Mutti etwas Schönes. Ich weiß nur nicht, was.“

„Ich auch nicht. Aber ich denke, wir finden schon etwas“, sagte Michael.

Sie gingen weiter durch die Gäßchen, die oft so eng waren, daß sie zur Seite treten mußten, wenn ein Auto hindurchfuhr.

In einem kleinen Laden, dessen Warenauslagen im Innern bis an die Decke gestapelt waren, kauften sie sich Brötchen und Tomaten. Sie setzten sich auf den Brunnenrand des nächsten kleinen Platzes und kauten lachend.

„Das ist ein einfaches Mahl“, gab Michael zu, „aber ich muß sagen, es schmeckt mir trotzdem. Hoffentlich weiß Mutti unser Opfer zu schätzen, wenn wir ihr das Geschenk überreichen. Sie kennt uns doch, wie gern wir etwas Gutes essen.“

Angelika meinte: „Michael, was würdest du sagen, wenn wir Mutti ein paar ‚echte‘ Perlen aus Manacor kauften?“

„Eine Perlenkette hat sie doch schon. Ich dachte eher an eine holzgeschnitzte Figur oder an etwas aus der einheimischen Glasmacherwerkstatt.“

„Hm, nicht übel. Dann müssen wir aber zur Stadtmauer hinunter, denn dort unten liegen die Läden der Glasbläser und Holzschnitzer.“

„Erst sehen wir mal hier in den Läden nach, die verkaufen ja auch die Erzeugnisse der Werkstätten. Seid ihr fertig mit eurem üppigen Mahl? Dann geht’s weiter.“

Sie wuschen sich die Hände im Brunnen und schlenderten weiter durch die Straßen und Gassen. Angelika hatte schon eine Zeitlang an den Häusern entlanggesehen, nun sagte sie:

„Die haben vielleicht eine komische Hausnumerierung. Kaum sehe ich hier eine 11, da kommt schon eine 19 und dann eine 25. Wenn mich nicht alles täuscht, numerieren die jeden Eingang und nicht das Grundstück. Da seht: Nummer 27 ist der Hauseingang, 29 der Ladeneingang und 31 ist wohl ein Kellereingang. Jetzt verstehe ich, warum manche Straße Kellereingangsmern hat. Das fiel mir damals schon auf, als wir mit Señor Moll einen Rundgang machten, nur hatte ich dafür noch keine Erklärung.“

Ines lachte. „Ja, das ist nun mal so. Manche Straßen haben eine Numerierung bis 800. Meist in den kleinen Städten.“

„Ich habe überhaupt noch viel Merkwürdiges beobachtet. Man stellt hier einfach die Autos im Hausflur ab...“

„Nun, groß genug sind sie ja auch“, bestätigte Ines, „in den Hausfluren und Innenhöfen der Patrizierhäuser könnte man gut noch einen Bungalow unterbringen, oft sogar ein kleines Einfamilienhaus. Man hat eben damals großzügig gebaut.“

„Trotz der engen Gäßchen! Dabei sind die Häuser oft vier bis fünf Stockwerke hoch. Es sind richtige Schluchten, durch die man geht.“

„Dafür sind sie schön schattig und kühl, wie wäre sonst der heiße Sommer auszuhalten!“

Sie blieben wieder stehen und sahen in eine Gasse hinein. Im Schatten der aufragenden Häuser lärmten und spielten Kinder, flatterte Wäsche auf winzigen Balkonen. In Vogelbauern, die neben Fenstern und Türen hingen, hüpfen und zwitscherten Vögel. Vor einem kleinen Laden waren Apfelsinenkisten aufgestapelt, hingen Bananenstauden und schaukelten Ananasfrüchte an langen Fäden über der Tür. Dazwischen grüne Paprikas, rote Tomaten, weißer Blumenkohl und gelbe Birnen.

„Das wäre ein Stilleben für deinen Vater“, meinte Michael lachend zu Ines, „da könnte er alle Farben verwenden.“

„Papa hat das Motiv der kleinen Gassen oft gemalt. Viele seiner Bilder gibt es als Postkarten im Handel. Die Fremden mögen sie besonders gern, weil sie so malerisch das alte Palma darstellen.“

Sie gingen durch die Gasse und wendeten sich dann links einer Straße zu, die in breiten, ausgetretenen Stufen aufwärts führte. Sie gingen kreuz und quer, und überall entdeckten sie etwas Neues. Auch an den alten Häusern inmitten der Gäßchen gewahrten sie mitunter schönen Steinmetzschmuck über Türen und Fenstern, sahen kunstvolle schmiedeeiserne Türklopfer und manch liebevoll gepflegten Winkel in alten Höfen und Ecken.

An vielen der unzähligen Schmuck- und Juwelierläden blieben sie stehen, konnten sich aber zu keinem Kauf für die Mutter entschließen.

„Jetzt gehen wir zum Stadtwall hinunter“, bestimmte endlich Michael, „in der Glasmacherwerkstatt finden wir sicher etwas für Mutti. Es geht schon auf drei Uhr, und um fünf fährt der Bus zurück. Den dürfen wir nicht versäumen.“

„Du hast recht“, gab Angelika zu, „wenn wir uns alles anschauen wollten, was uns interessiert, brauchten wir Tage dazu. Also zurück zum Stadtwall.“

Ines wußte den Weg genau, und so gingen sie durch die engen

Gassen zurück. Es war in einer kleinen, fast menschenleeren Gasse, als sie Schritte hinter sich hörten. Angelika wandte sich um und sah sich einer Frau gegenüber, vor deren Äußeren sie im ersten Augenblick erschrak. Die Frau steckte mehr in Lumpen als in Kleidern. Das lange, schwarze Haar hing ihr unordentlich um den Kopf, und die dunklen Augen schienen in dem braunen Gesicht zu brennen. In den Armen hielt sie ein Bündel, das zappelte und schrie. Neben ihr liefen zwei Jungen von vielleicht sechs und zehn Jahren in langen, schadhafte Hosen. Sie streckten Angelika die braunen schmutzigen Hände entgegen.

„Peseta, Peseta“, bettelten sie und sahen keck und herausfordernd zu ihr auf.

Angelika blickte ratlos zu Michael und Ines. Nun sprach auch die Frau in einem hastigen, sich überstürzenden Mallorquín.

Ines übersetzte: „Sie sagt, die Kinder hätten Hunger, sie hätten heute noch nichts gegessen. Der Mann sei seit Tagen verschwunden, nachdem er betrunken heimgekommen war. Er kümmere sich nicht um sie und die Kinder. Sie müßten zusehen, woher sie etwas bekämen. Wir seien Touristenkinder und würden ihnen sicher helfen.“

„Gibt es denn keine Stelle, die solchen armen Leuten hilft?“ fragte Angelika mitleidig und verzweifelt. „Man kann sie doch nicht auf die Straße betteln gehen lassen!“

„Ja“, gab Ines zu, „das macht einen schlechten Eindruck. Sie darf sich bestimmt nicht erwischen lassen. Und man darf auch nicht alles glauben, was die Leute erzählen...“

„Aber Ines, die Frau ist in Not, das sieht man doch. Wir müssen ihr helfen.“

Die Frau hatte sich umgewandt und rief etwas zur anderen Gassenseite hinüber.

Ines übersetzte: „Sie ruft noch eines ihrer Kinder. Es hat sich dort in den Hauseingang gedrückt. ‚Komm her‘, ruft sie, ‚hier sind ein paar Kinder, die dir Peseten geben. Komm her, oder ich gebe dir Ohrfeigen. Essen willst du auch, und wenn es ans Verdienen geht, drückst du dich‘. – Die Frau weiß nicht, daß ich sie verstehen kann“, fuhr Ines fort, „wahrscheinlich geht sie nur aufs Betteln aus. Wer weiß, ob ihre Angaben über den Mann wahr sind. Vielleicht verdient sie unser Mitleid gar nicht...“

Ines brach ab und starrte auf das Kind, das scheu aus dem Hauseingang gekrochen kam und sich an der Gassenmauer

entlangdrückte. Die Frau schimpfte, Michael stieß einen Pfiff aus, und Angelika schrie auf.

„Isabella! Isabella!“ Sie stürzte zu der Kleinen und schloß das schmutzige Kind impulsiv in die Arme.

Die Frau blickte verdutzt und grientete dann. Woher kannten die Fremden Isabella? Vielleicht ließ sich damit ein Geschäft machen?

„Oh, meine Isabella“, sagte sie und versuchte, dem überraschten Mädchen über das lange, ungekämmte Haar zu streichen, „sind das deine Freunde? Wie schön, sie werden uns geben Peseten, viele Peseten. Sage es ihnen, sie werden dich verstehen.“

Die kleine Isabella rührte sich nicht, aber sie sah Angelika mit einem raschen, aufleuchtenden Blick an. Sie hatte das fremde Mädchen erkannt, das vor einem Monat in den Garten des Großvaters gekommen war, um sich den alten Schöpfbrunnen anzusehen. Wie hätte sie auch das Haar vergessen können, das so hell wie der goldene Sonnenschein schimmerte?

„Sie soll dich anbeteln, Angelika“, erklärte Ines, „nein, gib der Frau nichts. Es ist schändlich, wie sie die Kinder zum Betteln abrichtet. Vielleicht wird sie sie auch noch zum Stehlen verleiten.“

„Um Gottes willen“, rief Angelika und drückte die kleinen, braunen Schmutzhände, „Isabella darf nie betteln. Sag ihr das.“

Ines tat es, und nun, als die Frau merkte, daß Ines ihre Sprache sprach, fiel sie mit einem Wortschwall über Ines her. Sie klagte und lamentierte und fuhr sich durch das lange, zottelige Haar.

„Der Großvater hat ihr Isabella vor vierzehn Tagen durch einen Nachbarn zurückgeschickt, der in Palma den Markt besuchte. Nun hat sie das Mädchen hier, das zu nichts zu gebrauchen sei. Es spricht nicht und kann nicht einmal betteln, um das tägliche Brot zu beschaffen. Was solle sie nur mit dem Nichtsnutz? Man müßte Isabella verkaufen wie einen Sack Mehl, dann hätte man wenigstens etwas von ihr“, übersetzte Ines.

Angelika fuhr empört auf.

„Das ist doch nicht zu glauben! Sie will ihr Pflegekind verkaufen. Das gibt es doch nicht!“

„Das hat sie doch nur so gesagt“, meinte Michael. „Ines, geh mal drauf ein. Was denkt ihr, wie schnell sie sagt, daß sie es nicht so gemeint habe.“

Ines wandte sich an die Frau und fragte: „Willst du wirklich Isabella verkaufen?“

Die Frau witterte ein Geschäft, und ihre Augen leuchteten auf.

„Aber ja, was gebt ihr mir dafür?“

Ines wußte nicht, ob das ein Spaß sein sollte, aber sie übersetzte es Michael und Angelika.

„Geh nur auf den Ulk ein“, sagte Michael, „wir zählen unterdessen unser Geld.“ Er zog die schwarze Geldtasche, die ihm Señor Vallori in Inca geschenkt hatte, und zählte nach. „Ich habe zweihundertachtunddreißig Peseten.“

„Ich habe zweihundertfünfzehn“, stellte Angelika fest.

„Ich habe zweiundachtzig“, erklärte Ines.

„Das macht fünfhundertfünfunddreißig“, rechnete Michael aus, „frage sie mal, ob sie uns dafür Isabella verkauft.“

„Halt, wir müssen ja noch die Busfahrt für uns vier abrechnen.“

„Wieso für vier?“

„Nun, für Isabella mit.“

„Du glaubst doch nicht im Ernst, daß die Frau auf diesen Kauf eingeht?“

„Warum denn nicht?“

Ines verhandelte schon mit der Frau. Diese nickte und streckte die Hand aus.

„Sie tut's wirklich!“ Angelika war fassungslos und starrte auf die braune Hand, auf der sich die Geldscheine häuften.

Das kleine Mädchen stand daneben und rührte sich nicht. Es schien ihm gleichgültig, was mit ihm geschah. Angelika kam es vor, als träume sie. Sie kam erst zu sich, als die Frau mit dem Säugling auf dem Arm und den beiden Jungen die Gasse hinabrannte. Isabella sah ihr mit einem tränenlosen Blick nach. Die Gasse war noch menschenleer. Keiner hatte diesen seltsamen Handel beobachtet.

Angelika beugte sich zu der Kleinen nieder.

„Nun gehörst du uns, Isabella“, sagte sie herzlich, „wir werden für dich sorgen. Du wirst immer satt zu essen haben, und schöne Kleider wirst du tragen. Jeder wird dich liebhaben, denn ich glaube, Liebe brauchst du wohl am meisten.“

Ines übersetzte dem Kinde Angelikas Worte, und die Kleine nickte und griff nach Angelikas Hand.

„Frage sie noch, wie alt sie ist. Ich schätze sieben oder acht.“

„Ocho“, sagte das Kind auf Ines' Frage und ging willig neben ihnen her.

„Sie ist acht. So können wir aber nicht mit ihr durch die Straßen gehen, Angelika; wir fallen auf. Man sieht sofort, daß die Kleine nicht zu uns gehört. Was machen wir bloß?“

„Wir treten in einen Hausflur und rollen ihr Röckchen im Bund nach oben“, schlug Angelika vor, „wenn es kürzer ist, sieht es gefälliger aus. Dann ziehen wir die Bluse über den Rock. Das sieht salopp aus.“

Michael kramte in seinen Taschen und brachte ein Stück Faden zum Vorschein. Das zogen sie ihr durch die Schuhlöcher.

Angelika kämmte schnell noch das Haar, das in langen Locken über Isabellas Schultern fiel. An einem Brunnen wuschen sie ihr das Gesicht und die Hände. Jetzt sah die Kleine schon manierlicher aus, wenn man auch merkte, daß dieses Mädchen nicht zu Michael, Angelika und Ines paßte. Michael hatte in einer Hosentasche noch ein paar Peseten gefunden, die er vorher übersehen hatte, als sie der Frau das Geld gaben. Dafür kauften sie jetzt der hungrigen Isabella Brötchen und Obst. Um fünf Uhr bestiegen sie mit ihr den Bus und fuhren nach Cala Pino zurück.

Jetzt, nachdem die drückende Hitze des Tages geschwunden war, hatten sich die Straßen des netten Fischerdorfes mit Fremden und Einheimischen gefüllt. Sie promenierten, lachten und schwatzten, und keiner nahm sonderlich Notiz von den Kindern und ihrem kleinen Schützling. Ines verabschiedete sich und strich der Kleinen freundlich über das Haar.

„Sei brav, kleine Isabella, du kommst zu guten Leuten, die dich liebhaben werden. Ich komme morgen zu dir und sehe, wie es dir gefällt.“

Sie hatte in Mallorquín gesprochen, und die Kleine nickte ihr verstehend und lächelnd zu.

„Ines, komm morgen, sobald du kannst“, drängte Angelika, „du liebe Zeit, wir können uns doch mit dem Mädchen kaum unterhalten. Unsere Sprachkenntnisse reichen nicht aus, um das Kind zu verstehen.“

„Ich beeile mich, Angelika! Sobald ich mit der Schule und den Aufgaben fertig bin, komme ich zu euch. Zur Not sind ja auch noch Ramon und die Mädchen da. Die verstehen Isabella ja auch. Und auch Margot kann etwas Mallorquin.“

„Richtig, daran habe ich nicht gedacht. Also tschüs, Ines, bis morgen.“

Ines lief davon, und Angelika wandte sich mit einem kleinen Seufzer an ihren Bruder.

„Was wird nur Mutti sagen? So wie ich sie kenne, wird sie erst sprachlos sein, aber dann wird sie gern helfen wollen. Schließlich

gehört Isabella jetzt uns. Wir haben sie der Frau abgekauft.“

Sie nahm die braune Hand der Kleinen, Michael die andere, und so gingen sie die Uferstraße am Hafen entlang, der Villa Laguna zu.

Die Mutter öffnete auf ihr Läuten. Das erste, was sie sah, war ein schwarzhaariges kleines Mädchen, das mit großen Augen zu ihr auf sah.

Dann blickte sie Angelika und Michael an und fragte erstaunt: „Wen bringt ihr denn da mit? Wohnt sie hier in der Nähe? Ich habe sie noch nie gesehen.“

„Mutti, das ist die kleine Isabella, von der wir dir erzählt haben“, begann Angelika und trat mit dem Kind ins Haus, „du weißt doch, sie wohnte bei ihrem Pflegegroßvater in Alcudia, und jetzt war sie wieder bei ihrer Pflegemutter in Palma...“

„In Palma? Aber Angelika, du willst doch nicht behaupten, daß ihr sie von Palma mitgebracht habt?“

„Doch, Mutti, wir haben sie ihrer Pflegemutter abgekauft.“

„Was sagst du da? Angelika, Michael, das ist doch nicht euer Ernst!“ Die Mutter setzte sich fassungslos auf den Stuhl in der Diele und sah das kleine Mädchen an, das ängstlich und bittend zu ihr auf sah. „Jetzt erzählt mal der Reihe nach, was geschehen ist; denn, daß ihr sie gekauft habt, das nehme ich euch nicht ab.“

Nun erzählten Michael und Angelika abwechselnd den ganzen Hergang, und die Mutter hörte kopfschüttelnd zu.

„Wir haben der Frau fast das ganze Geld gegeben, das wir mitgenommen hatten, um für dich ein Geburtstagsgeschenk zu kaufen“, bekannte Angelika, „Ines hat ihr Taschengeld auch noch dazugelegt. So ist eben Isabella dein Geburtstagsgeschenk, Mutti.“

„Wie habt ihr euch das denn gedacht? Michael, du bist doch schon zu groß und vernünftig, um auf solch einen Handel einzugehen. Wir können das Kind nicht behalten, die Frau durfte es nicht verkaufen! Wo gibt es denn so etwas? Vielleicht ist es gar nicht ihr Pflegekind.“

„Aber Mutti!“ rief Angelika bestürzt. „Isabella ist ein Waisenkind, das man ihr in Pflege gegeben hat.“

„Vielleicht hat sie es einer Zigeunerin gestohlen und wollte nun ein Geschäft damit machen.“

„Ach nein, Mutti, das glaube ich nicht“, fiel Michael ein, „es ist bestimmt ihr Pflegekind. Sie mochte es aber nicht, sie hat ja selber ein paar Kinder, und deswegen hat sie es uns gegeben. Du willst doch Isabella nicht wieder zurückschicken?“

„Das werden wir wohl tun müssen“, erwiderte die Mutter mit einem mitleidigen und bedauernden Blick auf das stille ängstliche Kind, „ich werde mit Vati sprechen, und er soll entscheiden, was geschehen soll.“

„Ja, Vati weiß immer Rat. Er wird bestimmt einen Ausweg finden, damit Isabella nicht wieder zurück muß. Du kannst doch nicht wollen, Mutti, daß Isabella wieder mit ihrer Pflegemutter und den Jungen auf den Straßen betteln geht?“

„Nein, das will ich nicht, aber augenblicklich sehe ich keinen Ausweg. Ich denke, wir stecken die Kleine erst einmal in die Badewanne. Dann mache ich ihr etwas Gutes zu essen. Angelika, du bereitest Isabella im kleinen Zimmer ein Lager auf der Couch. Dann rufe ich Vati an.“

Isabella sah sich erstaunt in dem blau gekachelten Bad um. So ein komisches Zimmer hatte sie noch nie gesehen. Sollte man in dem harten Ding da schlafen?

Angelika drehte die Hähne auf, und das Wasser sprudelte in die Wanne. Es zerteilte die Fichtennadelcreme, wurde grün und schäumte wie der weiße Gischt auf den Meereswellen. Isabella machte große Augen.

Frau Berkhoff zog der Kleinen die schmutzigen Sachen herunter und die schadhafte Schuhe von den Füßen. Das Kind war dünn und schlecht genährt. Frau Berkhoff dachte mit einem kleinen Lächeln: Sie würde bald anders aussehen, wenn sie hierbliebe. Aber morgen werden wir sie fortschicken müssen. Arme kleine Isabella!

Sie hob das Kind in die Wanne. Es klammerte sich ängstlich an ihr fest. Mit so viel Wasser hatte sich Isabella noch nie gewaschen. Frau Berkhoff setzte die Kleine nieder und sprach freundlich mit ihr. Isabella verstand zwar die Worte nicht, aber sie spürte die Güte und Hilfsbereitschaft der fremden Frau.

Dann trocknete Angelika das Mädchen ab. Sie rubbelte vorsichtig das lange Haar, das die Mutter auch gewaschen hatte.

Nun fiel es weich und lockig über die mageren Schultern der Kleinen. Der braune Körper war um vieles heller geworden, und ein Lächeln lag auf dem ernstesten Kindergesicht.

„Ich habe sie noch nie lachen sehen, Mutti“, sagte Angelika und zog Isabella einen ihrer Schlafanzüge an, „sie muß lieb aussehen, wenn sie lacht. Sie hat schöne weiße Zähne, eigentlich ein Wunder, denn geputzt hat sie die sicher noch nie. Ich werde ihr zeigen, wie das gemacht wird. Morgen müssen wir ein paar Sachen kaufen, denn

meine Kleider sind ihr ja zu groß.“

„Ja, Kind, morgen werden wir sehen, was wir für Isabella tun können. Ich fürchte, es wird nicht viel sein. Aber mache dir jetzt darüber keine Gedanken“, fügte die Mutter schnell hinzu, als sie Angelikas erschrockenen Blick sah, „Vati wird schon einen Weg finden, um dem Kind zu helfen...“

Dann lag Isabella gesättigt und gewaschen in dem kleinen Zimmer. Das Bettzeug duftete frisch, die Couch war weich, und zum offenen Fenster wehte klare, salzige Meeresluft herein.

„Buenas noches“, sagte Angelika liebevoll, „gute Nacht, kleine Isabella. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß du bei uns bleiben kannst.“

Die Kleine lächelte.

„Buenas noches“, sagte sie leise und schläfrig, und dann fielen ihr die Augen zu.

## WIE FÄLLT DIE ENTSCHEIDUNG AUS?

In dem großen Bekleidungsgeschäft an der Hauptstraße waren an diesem Morgen noch nicht viele Käufer. Das war Frau Berkhoff gerade recht, denn es war ihr doch etwas seltsam zumute, als sie mit dem kleinen Mädchen an der Hand den Laden betrat. Angelika hatte Isabella ein paar Sachen von sich angezogen, aus denen sie herausgewachsen war, aber sie waren dem Kinde noch viel zu groß. Auch Angelikas Sommerschuhe, die ihr zu klein geworden waren, saßen Isabella ungeschickt an den Füßen. Sie stolperte mehr als einmal und wurde unsicher und ängstlich.

Die Verkäuferin sah auf Isabella, stutzte, aber fragte freundlich: „Was darf es sein?“

Frau Berkhoff war froh, daß sie auf diese deutsche Frage ihre Wünsche auch in Deutsch äußern konnte, und bat um Höschen und Hemdchen, Strümpfe und Kleidchen.

Angelika, die die Mutter und Isabella begleiten durfte, zeigte auf eine Garnitur weißer Seidenhemdchen und -höschen.

„Mutti, die sind einfach süß. Isabella, gefallen sie dir auch?“

Das Kind sah auf die schöne Wäsche und begriff nichts. Die Verkäuferin lächelte und wiederholte Angelikas Frage in Mallorquin.

Isabella bekam große Augen. Sie strich scheu über die Wäsche in dem durchsichtigen Cellophanbeutel und nickte langsam und fassungslos.

„Mutti, nun müssen wir ihr erst ein Kleid aussuchen, danach richtet es sich, was für Strümpfe wir dazu nehmen“, schlug Angelika vor.

Die Verkäuferin nahm einige Kleider für Isabellas Größe von der Stange. Sie waren alle reizend, die Wahl fiel nicht leicht.

„Mutti, Isabella soll sich etwas aussuchen. Wir wollen ihr nichts kaufen, was ihr nicht gefällt.“

Die Verkäuferin übersetzte, und Isabella zeigte auf ein rotes, kurzärmeliges Kleid mit weißem Kragen und weißen Knöpfen.

„Das ist hübsch, Isabella, das hast du gut gewählt. Das gefällt mir auch. Dazu passen weiße Strümpfe und weiße Schuhe.“

„Hier ist noch ein nettes blaues Hängerkleid“, sagte Frau Berkhoff, „das möchte ich noch dazu haben. Gefällt es dir auch?“

Isabella nickte: „O ja, es ist so schön wie das rote Kleid“, sagte sie, als die Verkäuferin übersetzt hatte.

„Soll ich alles einpacken, Señora?“

„Mutti, Isabella kann doch alles anziehen!“ rief Angelika, „dazu haben wir es ja gekauft. Mit meinen Sachen sieht sie wirklich nicht gut aus.“

„Kommen Sie hier herein“, die Verkäuferin wies sie freundlich in eine Kabine, „da können Sie das Kind umziehen.“

Als Frau Berkhoff nach ein paar Minuten mit der Kleinen zurückkam, war Isabella kaum wiederzuerkennen. Das rote Kleid stand ihr gut. Die braunen Beine steckten in weißen Söckchen und leichten Sommerschuhen, und als sie den Arm hob, um nach dem roten Band zu greifen, das ihr langes schwarzes Haar zurückhielt, sah man die Spitzen ihres Unterkleides.

„O Mutti“, rief Angelika überrascht, „wie hübsch sieht Isabella jetzt aus! Michael wird ja Augen machen. Komm, wir wollen schnell nach Hause.“

Sie klemmte sich das Paket mit den übrigen Sachen unter den Arm. Die Hauptstraße hatte sich belebt. Morgensonne flimmerte im Wasser des Hafenbeckens. Sie führten die Kleine zwischen sich. Isabella sah stolz und glücklich drein. Das lockige schwarze Haar gab einen wundervollen Kontrast zum leuchtenden Rot ihres Kleides ab.

„Mutti, wir essen ein Eis. Ich wette, daß Isabella in ihrem ganzen Leben noch keines gegessen hat.“

Die Mutter lachte. Sie setzten sich an einen der kleinen Tische auf der schmalen Veranda einer Bar. Sie konnten von hier aus über den Hafen blicken, von dem ein leichter Salzgeruch herüberdrang.

Der junge Kellner brachte die Eisschalen. Isabella blickte fragend auf.

„Paß auf, Isabella, das ist Eis, helado. Du mußt langsam essen, es ist ganz kalt.“ Angelika nahm mit einem kleinen Löffel etwas Eis mit Sahne darauf.

Als die Mutter ebenfalls zu essen anfang, griff auch Isabella nach dem Löffel und versuchte die unbekanntete Speise. Sie erschrak, als sie die Kälte spürte, und sah Angelika an.

„Haca frío“, lachte Angelika, „es ist kalt. Comer lento, langsam essen. Bueno gustar, es schmeckt gut. Versuche es nur.“

Isabella nickte, leckte wieder und blies dann erschrocken auf den Eislöffel. Angelika und die Mutter lachten. Isabella lächelte. Es schmeckte ihr sichtlich, und als sie nach einer Viertelstunde aufstanden, waren die drei Eisschalen leer.

Michael machte große Augen, als die Mutter und Angelika mit

Isabella eintraten.

„Mädchen, was hast du dich verändert!“ rief er und schlug in komischer Überraschung die Hände zusammen. „Man sollte nicht meinen, daß das die kleine Isabella ist, die mit ihrer Pflegemutter auf den Straßen bettelte. Was würde sie wohl sagen, wenn sie die Kleine jetzt sähe?“

„Wahrscheinlich wäre sie ebenso platt wie du“, lachte Angelika. „Was machen wir nun? Wollen wir eine Ausfahrt mit Amigo machen?“

„Nein, ihr geht jetzt nicht fort“, bestimmte die Mutter, „Vater kann jeden Augenblick kommen. Er hat versprochen, so bald wie möglich hier zu sein. Ihr könnt euch ja denken, daß die Angelegenheit mit Isabella schnellstens geklärt werden muß.“

„Also gut, wir gehen in den Garten. Isabella kann sich derweil mit Amigo anfreunden.“

Die Mutter sah ihnen nach, als sie zu dritt durch die hintere Tür in den Garten gingen. Die Sonne lag auf Angelikas hellem Haar und zauberte einen bläulichen Schimmer in die schwarzen Locken Isabellas.

Frau Berkhoff seufzte. Wie würde wohl die Entscheidung über das arme Kind ausfallen? Sie kannte ihren Mann und wußte, daß er alles tun würde, um der Kleinen eine gute, lebenswerte Zukunft zu sichern. Wo aber würden sie die finden?

Nach einer Stunde kam Professor Berkhoff. Angelika hörte seinen Wagen vor dem Hause halten. Sie nahm Isabella an der Hand und lief mit ihr dem Vater entgegen.

„Das ist also die kleine Isabella“, sagte der Professor freundlich, als ihm die beiden Mädchen in der Diele gegenüberstanden, und dann sagte er auf spanisch: „Guten Tag, Isabella. Ich freue mich, daß du hier bist und daß es dir gut gefällt. Ich bin gekommen, um mit dir zu reden. Ich will dir helfen.“

Isabella blickte den großen Mann überrascht an. Er sprach in ihrer Muttersprache zu ihr, das machte sie zutraulich und glücklich.

„Ihr habt mir da ein recht klägliches Bild von dem Kinde gegeben“, wandte er sich an seine Frau und seine Kinder, „ich sehe, die Kleine ist ein hübsches und nettes Ding...“

„Du hättest sie gestern sehen sollen, Vati“, fiel ihm Angelika ins Wort, „sie sah aus wie eine kleine Bettlerin in ihren schmutzigen, viel zu großen Sachen. Wir haben sie heute früh erst ganz neu eingekleidet, nicht wahr, Mutti?“

„Ja, sie war recht verwahrlost und schmutzig obendrein. Doch sie ist ein liebes Kind, nur scheu und still, mehr als ein Lächeln haben wir noch nicht von ihr gesehen. Sicher hatte sie nie Grund zum Lachen. Sie spricht auch wenig, aber das mag daher kommen, daß sich Michael und Angelika nur mangelhaft mit ihr verständigen können.“

„Nun, jetzt bin ich da, nach einem kleinen Imbiß werde ich mit ihr sprechen. Wir müssen entscheiden, was mit ihr geschehen soll.“

Als sich Professor Berkhoff gestärkt und erfrischt hatte, setzte er sich in der kühlen Diele nieder, nahm die braunen Hände Isabellas in die seinen und sah dem Kind freundlich und aufmunternd in die schwarzen Augen. Die Mutter und Angelika saßen daneben, aber da das Gespräch spanisch geführt wurde, verstanden sie nicht allzuviel davon.

„Isabella, nun sage mir zuerst, wie du heißt. Du mußt doch noch einen Namen haben? Willst du ihn mir nicht sagen?“

Die Kleine schüttelte den Kopf.

„Aber warum nicht?“ fragte Professor Berkhoff und ahnte, daß es nicht leicht sein würde, die notwendigen Angaben von der Kleinen zu erhalten.

„Hast du kein Vertrauen zu mir?“

Das Mädchen sah ihn mit großen Augen an und schwieg.

„Ach, sicher heißt du Nadal? – Nein? – Oder Roca? Sancho oder Lopez? – Auch nicht? – Bitte, sage es mir doch.“

Aber Isabella schwieg.

„Also du weißt es nicht“, meinte der Professor geduldig, „aber wo du wohnst, das weißt du bestimmt. Auch nicht? Wo wohnen deine Pflegemutter und deine Brüder?“

Isabella spürte sofort die Fangfrage und antwortete mit einem leisen Lächeln: „Das sage ich nicht.“

Professor Berkhoff sagte zu seiner Frau: „Es hat keinen Zweck. Sie weiß genau, wenn sie uns Namen und Anschrift verrät, werden wir sie zurückschicken, und das will sie nicht.“

„Dann sage ihr doch, daß sie hierbleiben kann, Vati“, bat Angelika, „dann sagt sie es dir bestimmt.“

„Nein, sage ich ihr, daß sie hierbleiben kann, und es erfüllt sich nicht, so ist sie enttäuscht und hält uns für Lügner. Ich will sie nicht mit einem unbestimmten Versprechen überrumpeln.“

„Da hat Vati recht“, pflichtete ihm Michael bei, „aber was soll nun werden?“

„Ich rufe Señor Moll an. Er soll zu uns kommen und mit der Kleinen reden. Es muß noch heute eine Entscheidung getroffen werden, denn sicher vermißt man das Mädchen in der Umgebung, in der es zu Hause ist, und die Frau hat Unannehmlichkeiten. Vor allem hat sie sich schuldig gemacht. Sie hat das Kind regelrecht verkauft. Sie wird sich zu verantworten haben.“

„Ach, Vati, sei nicht so streng“, bat Angelika verzweifelt, „sie war in Not, jeder Esser ist ihr zuviel. Es muß sich doch eine gute Lösung für alle finden lassen.“

„Das hoffe ich ja auch!“ Professor Berkhoff stand auf und ging ans Telefon.

Die Mutter und die Kinder hörten dem Gespräch mit bangem Herzen zu.

„Señor Moll kommt sofort.“ Der Vater legte den Hörer auf. „Vor zwei Stunden kann er aber nicht hier sein. Geht inzwischen in den Garten. Wir rufen euch.“

Isabella sprang mit Angelika und Michael wieder in den Garten hinaus. Amigo wieherte ihnen entgegen, und die Kleine schlang ihre Arme um den Hals des Tieres.

„Glaubst du, daß wir Isabella hierbehalten können?“ fragte Angelika zaghaft.

Michael zuckte die Schultern. „Keine Ahnung. Wir müssen es nehmen, wie es kommt. Von mir aus könnte sie hierbleiben. Ich hätte nichts dagegen. Sie ist nett.“

„Ich hätte es gern, wenn sie hierbliebe“, gab Angelika zu und nickte Isabella zu, die mit großen Augen zu ihnen aufsah.

\*

Señor Moll saß allein mit Isabella in der Diele. Er lächelte ihr zu wie einem guten Kameraden und sagte:

„Ich wohne auch in Palma, Isabella, genau wie du, aber ich habe dich noch nie gesehen. Ich wohne in der Nähe der Plaza Cort in einem großen Hause. Ich habe ein Enkelkind, das ist so



alt wie du. Es heißt Estrella. Es hat ebenso langes schwarzes Haar wie du. Willst du Estrella nicht mal besuchen? Sie würde sich sicher freuen.“

Isabella schüttelte den Kopf. „Nein, ich will nicht wieder nach Palma. Ich will hierbleiben.“

„Nun ja, darüber müssen wir noch reden. Ich dachte auch nur an einen Besuch. Dir gefällt es also hier? Das freut mich. Weiß deine Pflegemutter, daß du hierbleiben willst?“

Isabella schüttelte wieder den Kopf.

„Was, sie weiß das nicht? Isabella, das müßten wir ihr aber sagen. Sie würde sich bestimmt freuen, daß du bei so guten Leuten untergekommen bist. Sie wird sich um dich sorgen.“

„Das glaube ich nicht. Sie sagte immer, ich sei zu nichts nutze.“

„Weißt du, das hat sie so gesagt, weil sie soviel Kummer und Sorgen hatte. In Wirklichkeit hat sie dich aber doch gern gemocht.“

Isabella schwieg.

„Wir werden ihr sagen, wo du bist, damit sie sich keine unnützen Gedanken macht...“

„Ich will nicht wieder nach Hause“, fiel das Kind ängstlich ein.

„Davon spricht ja auch niemand, Isabella. Du bleibst hier bei Angelika und Michael, und ich fahre zu deiner Pflegemutter und rede mit ihr. Ja, ja, du kannst mir glauben“, fügte er schnell hinzu, als er den mißtrauischen Blick der Kleinen sah. „Ich werde das alles in Ordnung bringen, wenn du mir sagst, wo du in Palma wohnst. Ich kann dir sonst nicht helfen und muß dich heute noch mit zurücknehmen. Das willst du doch sicher nicht?“

Sie schüttelte heftig den Kopf und sagte leise: „Calle Gato 19, Adorno.“

„Das ist lieb von dir, Isabella, und ich verspreche, daß ich dir

helfen will.“ Er strich ihr sanft über das schwarze Haar und drückte die braunen Kinderhände.

Isabella blieb scheu in ihrer Bankecke sitzen, während Señor Moll ins Wohnzimmer ging.

„Sie hat mir gesagt, wo sie wohnt“, berichtete er Professor Berkhoff, der mit seiner Familie dort gewartet hatte, „ich werde sofort zurückfahren und mit der Frau reden...“

„Ich komme mit, Señor Moll“, Professor Berkhoff stand auf, „ich muß wissen, wie die Sache ausgeht, ehe ich zum Bergkloster zurückfahre.“

„Wir kommen auch mit, Vati“, rief Angelika schnell, „Michael und ich kennen die Frau. Es könnte doch sein, daß euch Isabella eine falsche Anschrift genannt hat, und ihr findet die Pflegemutter nicht, oder sie behauptet, nichts von der Angelegenheit zu wissen.“

„Ich glaube zwar nicht, daß mich das Kind getäuscht hat“, meinte Señor Moll, „aber es ist bestimmt besser, wenn Angelika und Michael mitkommen. So kann ich sie der Frau gegenüberstellen, falls sie leugnen sollte.“

„Also dann los ihr beiden. Du behältst Isabella solange, nicht wahr?“

„Aber sicher“, antwortete die Mutter, „ich hoffe, daß ihr mit einer guten Entscheidung zurückkommt.“

Professor Berkhoff fuhr mit seinem Auto hinter dem Wagen Señor Molls her. Señor Moll wollte nicht noch einmal nach Cala Pino zurückfahren, deshalb benötigte der Professor seinen Wagen für die Rückfahrt.

Michael und Angelika waren schon oft diesen Weg nach Palma gefahren, aber immer wieder begeisterte sie die herbe Landschaft mit ihrer braunen Erde, den Oliven-, Feigen- und Johannisbrotbäumen, den kleinen Orangen- und Zitronenhainen, den Pinienwäldern und stillen Ortschaften. Es wurde nicht viel auf dieser Fahrt gesprochen. Angelika und Michael bangte es vor einer Entscheidung, durch die ihnen die kleine Isabella wieder genommen werden könnte. Professor Berkhoff fand die ganze Situation reichlich merkwürdig und machte sich darauf gefaßt, am nächsten Tag noch einmal nach Palma fahren zu müssen, um das Mädchen der Pflegemutter zurückzugeben.

Señor Moll hob die Hand und winkte nach hinten. Professor Berkhoff hatte verstanden und winkte mit der gleichen Geste zurück. Sie waren in Palma angekommen, und Professor Berkhoff mußte

aufpassen, um in dem lebhaften Verkehr das Auto Señor Molls nicht aus den Augen zu verlieren.

In zügigem Tempo fuhren sie eine breite Straße entlang, auf deren Mittelstreifen Autos parkten. Hohe Geschäftshäuser, Hotels und Wohnneubauten reihten sich sauber aneinander, kleine Läden und Werkstätten bestimmten das Bild der Straße. Sie überquerten einen kleinen Platz, drangen tiefer in das Gassengewirr und hatten Mühe, an den Passanten vorbeizukommen, die sich in den engen Gäßchen beiseite drücken mußten, um die Wagen durchzulassen. Señor Moll hielt schließlich vor dem Portal einer alten Kirche auf einem winzigen Platz. Der Professor steuerte seinen Wagen neben den Señor Molls und stieg aus.

„Jetzt müssen wir zu Fuß gehen. Die Calle Gato ist eine Treppenstraße und nicht befahrbar.“

Die beiden Herren gingen voran. In dieser Gegend standen ärmliche Häuser. Sie hatten meist nur zwei Stockwerke. Die Eingänge waren schmal und dunkel, und ein abgestandener muffiger Geruch drang heraus. Die Wäsche, die vor Fenstern und von winzigen Balkonen träge wehte, war kaum noch als weiß zu bezeichnen.

Ein zotteliger Hund sprang ihnen aus einem Hausflur entgegen und kläffte sie an. Diese Nebengasse war die Calle Gato. Breite, aus groben Steinen gefügte Stufen führten zu den oberen Häusern. Papier und Schmutz lagen auf der ausgetretenen Treppe. Armut und Not blickten aus den Fenstern der hüttenähnlichen Häuser. Irgendwo schrie ein Kind, eine Katze miaute, und eine Frauenstimme keifte.

„Hier ist Nummer 19“, sagte Señor Moll, blieb stehen und sah zu den Fenstern hinauf, „hoffentlich haben wir Glück und treffen die Frau an. An einer schnellen Erledigung der ganzen Angelegenheit wäre mir sehr gelegen.“

„Mir auch“, stimmte Professor Berkhoff zu, „also versuchen wir’s.“

„Wo wollen Sie hin?“ fragte eine Stimme aus den oberen Fenstern des Nebenhauses.

„Wir wollen zu Señora Adorno“, gab Señor Moll Bescheid, „ist sie daheim?“

„Sie ist unterwegs“, erklärte die Frau und strich sich das ungekämmte Haar aus der Stirn, „ich weiß nicht, wann sie zurückkommt. Die Kinder hat sie auch mit.“

„Das ist schade“, wandte sich Señor Moll an Professor Berkhoff,

„es bleibt uns nichts anderes übrig als wieder zu gehen. Fahren Sie ruhig wieder zurück. Ich versuche es heute abend oder morgen früh nochmals. Einmal müssen wir sie doch antreffen.“

„Gut.“ Der Professor stieg neben Señor Moll die flachen Stufen wieder hinunter. „Ich weiß, Sie werden die Sache in Ordnung bringen. Das Kind kann solange bei mir bleiben.“

Michael und Angelika waren vorausgegangen. Als sie hörten, daß Isabellas Pflegemutter nicht daheim sei, atmeten sie erleichtert auf.

„Ich wünschte, wir träfen sie nie an“, seufzte Angelika, „so könnten wir Isabella wenigstens behalten.“

Michael wies in ein Seitengäßchen. Neben einem Hauseingang hing ein Vogelbauer, in dem ein buntes Vögelchen zwitschernd umherhüpfte.

„Ich habe oft beobachtet, daß die Leute Vogelbauer an Fenstern und Eingängen hängen haben“, sagte Angelika, „ich finde das hübsch. Die Vögel machen mit ihrem Gezwitscher die Gäßchen so heimelig und gemütlich. Sieh nur, wie zutraulich der kleine Kerl ist.“

Sie standen vor dem Bauer und freuten sich über das Tierchen.

Die beiden Herren waren im Gespräch weitergegangen. Sie hörten sich plötzlich angesprochen und drehten sich um. Vor ihnen stand eine junge Frau mit einem Säugling auf dem Arm. Zwei Jungen in abgetragenen, schmutzigen Sachen standen neben ihr und hoben bettelnd die Hände.

„Peseten, Señores, Peseten!“ Die schwarzen Augen in dem schmalen Gesicht der Frau funkelten.

„Peseten“, krächte auch der kleinere der beiden Jungen und hob keck und fordernd die schmutzige Hand.

In diesem Augenblick kamen Michael und Angelika aus dem Nebengäßchen. Sie standen einen Augenblick starr, als sie die Szene sahen, dann rief Angelika: „Vati, das ist Isabellas Pflegemutter!“

Die Frau verstand die Worte nicht, aber sie hörte den Namen Isabella und blickte sich um. Sie erschrak, als sie die beiden Kinder erkannte, packte das Bündel mit dem Säugling fester und wandte sich zur Flucht.

„Halt, bleiben Sie hier!“ gebot Señor Moll und hielt die Frau am Arm zurück. „Sie sind Señora Adorno? Wir müssen mit Ihnen wegen Isabella sprechen!“

„Ich kenne keine Isabella“, sagte sie rasch und versuchte, sich loszureißen.

Michael und Angelika waren nähergetreten.

„Natürlich ist das Isabellas Pflegemutter“, bestätigte Michael, „sie hat uns das Mädchen verkauft. Sie hat sicher Angst, daß sie das Geld zurückgeben soll. Wir wollen es nicht wiederhaben, Vati. Sage ihr das.“

„Señora Adorno“, Señor Molls Stimme klang freundlich und beruhigend, „Sie müssen Vertrauen zu uns haben. Wir brauchen einige Auskünfte von Ihnen. Wo können wir mit Ihnen reden?“

„Haben Sie keine Angst um das Geld, das Sie für Isabella bekamen. Wir wollen es nicht wiederhaben“, fügte Professor Berkhoff hinzu.

Die Frau atmete sichtlich auf, aber noch war ein Schimmer von Mißtrauen in ihrem Blick, als sie sagte:

„Dort wohne ich. Kommen Sie mit. Was wollen Sie von mir?“

Señor Moll und der Professor antworteten nicht. Auf der engen Gasse, wo jeder dem anderen in die Fenster sehen konnte, war nicht der richtige Ort, ein so wichtiges und entscheidendes Gespräch zu führen.

Das Haus war dunkel, unfreundlich und schlecht gelüftet. Es wohnten mehrere Familien darin, ihre Stimmen klangen deutlich durch die dünnen Wände. Die beiden Stuben und das Kämmerchen, die der Familie Adorno gehörten, waren spärlich und einfach möbliert. Die Frau legte das Baby auf ein bunt bezogenes Bett, bot den Besuchern einen Stuhl an und wartete darauf, was sie sagen würden.

„Señora Adorno, Sie haben Ihr Pflegekind Isabella an diese beiden Kinder verkauft. Ist das wahr?“ fragte Señor Moll.

Die Frau sah Michael und Angelika an und gab es zögernd zu.

„Aber wie konnten Sie nur so etwas tun? Das tut man doch nicht. Das Kind hat keine Mutter und keinen Vater, es sollte bei Ihnen ein Heim finden.“

Sie fuhr trotzig auf und begann zu lamentieren und zu klagen.

Señor Moll blickte ernst drein.

„Ich sehe, Ihre Not ist groß, Señora Adorno“, sagte er endlich, „aber das ist noch kein Grund, die Kinder zum Betteln anzuhalten. Das macht einen schlechten Eindruck auf die Fremden. Warum haben Sie sich nicht an eine der zuständigen Stellen gewandt, damit man Ihnen hilft?“

Sie wußte darauf keine Antwort und begann, auf ihren Mann zu schimpfen.

„Mit Ihrem Mann sprechen wir auch noch. Jetzt wollen wir zuerst an Isabella denken. Sollen wir Ihnen das Kind wieder zurückbringen? Das Geld, das Sie für das Mädchen bekommen haben, können Sie behalten.“

Die Geschwister Berkhoff hatten von dem Gespräch einiges verstehen können, und so rief Angelika bestürzt:

„Aber Señor Moll, warum soll Isabella wieder hierher zurück? Die Frau wird sie wieder zum Betteln schicken. Nein, nein, das soll sie nicht! Warum kann denn Isabella nicht bei uns bleiben? Die Frau hat ja noch drei eigene Kinder.“

„Angelika, Señora Adorno hat Unrecht getan“, sagte jetzt der Professor, „da die Frau nun weiß, daß sie uns das Geld nicht zurückzugeben braucht, wird sie auch Isabella wiederhaben wollen.“

„Bitte, Vati, sage der Frau, daß es Isabella bei uns gut hat, daß sie bei uns bleiben kann“, bat nun auch Michael, „sie kann doch nicht wollen, daß es der Kleinen wieder so schlecht geht wie vorher.“

„Wir sind nur Gäste in diesem Lande. Was soll werden, wenn wir wieder heimfahren? In einem Monat werden wir unsere Koffer packen müssen.“

„Wir nehmen sie mit nach Deutschland, Vati“, sagte Angelika schnell, „unser Haus ist ja so groß, und einen schönen Garten haben wir auch.“

Professor Berkhoff schüttelte den Kopf.

„Isabella kann kein Wort Deutsch. Sie stammt aus einem warmen und sonnigen Land. Sie wird vor Heimweh krank werden. Nein, Kinder, das ist keine Lösung. Isabella kann nicht mit uns kommen. Außerdem können wir nicht die Gesetze dieses Landes mißachten. Hier kann man ebensowenig wie bei uns Kinder verschenken oder gar verkaufen!“

Señor Moll war dem Gespräch nachdenklich gefolgt. Sollte es denn keine Lösung für die kleine Isabella geben?

„Señora Adorno“, sagte er schließlich, „ich mache Ihnen einen Vorschlag. Die kleine Isabella gehört Ihnen nach wie vor. Sie können sie jederzeit zurückhaben, wann sie wollen. Sie ist jetzt in den Ferien bei Michael und Angelika. Damit werden Sie einverstanden sein, nicht wahr? Isabella hat Ferien nötig. Unterdessen kümmerge ich mich um Sie und die anderen Kinder. Ich werde auch mit Ihrem Mann sprechen und dafür sorgen, daß er eine Arbeit bekommt, die seinen Fähigkeiten und seinem Können entspricht. Sie leiden dann keine Not mehr. Und wenn es Ihnen

wieder gutgeht, kommt Isabella wieder zu Ihnen.“

Die Frau nickte, ganz überzeugt war sie von den Worten Señor Molls aber nicht.

„Verlassen Sie sich auf mich“, sagte er dann zum Abschied, „ich bringe alles in Ordnung. Und machen Sie sich keine Gedanken wegen Isabella. Sie ist gut aufgehoben und hat viel Spaß in ihren Ferien.“

Die Frau war beruhigt, und die Herren wandten sich zum Gehen.

„Ich freue mich, daß wir Isabella noch behalten dürfen“, sagte Angelika unterwegs, „vielleicht ist es doch noch möglich, daß wir sie mitnehmen können. Ich glaube einfach nicht daran, daß sie es später bei dieser Familie so gut hat wie bei uns.“

„Kommt Zeit, kommt Rat“, sprach der Vater, „jetzt wollen wir froh sein, daß die Pflegemutter der Kleinen einverstanden war, daß sie bei uns bleibt. So kommt das Kind zur Ruhe und kann sich erholen.“

Sie fanden Isabella mit Ramon und den Mädchen daheim im Garten bei Amigo. Das Kind kam ihnen lächelnd entgegen, und Angelika schloß es in die Arme.

## *ANGELIKA UND MICHAEL SPIELEN SCHICKSAL*

Professor Berkhoff war wieder zum Bergkloster zurückgefahren. Die Arbeiten an den dortigen Höhlen waren fast vollendet, die Eröffnung stand kurz bevor. Die Beleuchtungsingenieure legten letzte Hand an die zwischen Felsspalten und in Nischen versteckten Lampen und Scheinwerfer. Die Arbeitsgeräte wurden auf Lastwagen nach Palma zurückgefahren, die Zufahrtsstraßen gereinigt und vom Baumaterial gesäubert. Eine weitere neuentdeckte Höhle würde Fremden und Einheimischen bald zugänglich sein.

Professor Berkhoff ging noch einmal mit den maßgeblichen Ingenieuren und einigen Experten der Höhlenforschung durch das Labyrinth der Hallen, Gänge und Säle. Im bunten Schein der Lampen schimmerte das Gestein je nach seiner Beschaffenheit und seiner mineralischen Zusammensetzung rötlich-gelb, blau und grün, tiefbraun und sogar weiß wie frisch gefallener Schnee. Er ging durch die Wunderwelt, wie er es im Laufe seiner Tätigkeit als Speläologe in vielen Ländern Europas schon oft getan hatte. Noch nie aber war er so lange von Deutschland fort gewesen und noch nie war ihm ein Land in der Zeit seines Aufenthaltes so ans Herz gewachsen wie diese Insel. Er konnte ihre Schönheiten und Eigenarten gemeinsam mit seiner Familie genießen, und das war für ihn eine Quelle der Freude und des Ansporns für eine Arbeit, die ihn ohnedies glücklich und zufrieden machte.

Nun war diese Zeit bald um, sie würden Abschied nehmen müssen. Sie würden die Insel schweren Herzens verlassen, um so mehr, als sie ein kleines Menschenkind zurücklassen mußten, das erst vor kurzem zu ihnen gekommen war und das ihre Hilfe dringend nötig hatte.

Professor Berkhoff atmete tief auf. Der Präsident der Spanischen Gesellschaft für Speläologie, der neben ihm durch die Hallen und Säle ging, sah den Professor forschend von der Seite an. Berkhoff fühlte es und kehrte mit seinen Gedanken in die Wirklichkeit zurück.

Señor Moll wird eine Lösung finden, dachte er voller Hoffnung, immer war er es in diesem Jahr, der half, wo es nottat, und er fand Auswege, wo etwas verfahren war. Er wird auch die kleine Isabella nicht einem ungewissen Schicksal überlassen. Er wandte sich einem der Ingenieure zu, der ihn nach der Wirkung einer Beleuchtung

fragte. Sie fiel mit mildem Schein auf eine Gruppe bizarrer Gebilde in einer Nische. Feuchtigkeit glitzerte und flimmerte, und ein Hauch von Ewigkeit und Unendlichkeit wehte zu ihnen herüber. Professor Berkhoff war es für einen Augenblick, als sähen ihn dort aus der Nische ein Paar schwarzer Kinderaugen bittend und fragend an. Er nickte dem Trugbild zu und lächelte. Der Ingenieur nahm dieses Nicken als Zustimmung und sagte:

„Gut, dann kann die Beleuchtung so bleiben. Ich finde sie auch ausgezeichnet. Der zarte Schein hebt die eigenartige Bildung des Gesteins durchaus nicht auf, im Gegenteil, er hebt sie hervor. Kommen Sie nun bitte mit zum Königinnen-Saal, Herr Professor. Auch dort möchte ich Ihr Urteil hören.“

„Ja, ja“, nickte Berkhoff geistesabwesend und ging im Trupp der anderen Herren weiter, die dem Königinnen-Saal zustrebten.

\*

Tage voll Freude und Frohsinn kamen für die kleine Isabella. War sie anfangs still und scheu gewesen, so lebte sie sich bald ein in das glückliche, harmonische Leben in der Villa Laguna. Sie wurde umsorgt und geliebt, und jeder versuchte, ihr eine Freude zu machen oder ihr etwas Nettes und Gutes zu tun.

Als der Vater wieder zum Bergkloster abgefahren war, wurde die Verständigung mit Isabella schwieriger, denn er war ja der einzige in der Familie, der ihre Sprache fließend beherrschte. Frau Berkhoff kam über wenige spanische Wörter nicht hinaus, und der Sprachschatz von Michael und Angelika reichte auch nicht aus, um sich mit Isabella gut verständigen zu können, zumal die Kleine ein lässiges, ungepflegtes Mallorquin sprach. Oft waren jetzt Ramon, Emilia, Teresa und Alcina mit ihnen zusammen. Die Freunde hatten Schulferien, und so wurden die Nachmittage mit Schwimmen, Spielen und Ausfahrten mit Amigo ausgefüllt.

Isabella fühlte sich unter den Kindern der Calle Mételo wohl, denn sie waren Mallorquines wie sie und sprachen ihre Sprache. Angelika sah das ohne Neid. Sie gab sich mehr denn je Mühe, mit Hilfe der Freunde ihren Sprachschatz zu erweitern.

Im Garten der Villa Laguna herrschte seit dem Morgen ein fröhliches und lautes Treiben. Emilia und Alcina schwingen Isabella auf der Schaukel, die Manuel und Michael unter schattigen Pinien gebaut hatten. Das blaue Hängerkleidchen der Kleinen wehte im

Schwünge auf und ab, und ihr langes schwarzes Haar flatterte im kühlen Morgenwind. Angelika und Teresa bürsteten Amigos Fell, was er sich mit Wohlbehagen und einem leisen ‚Jah‘ gern gefallen ließ. Michael und Ramon reinigten und ölten die Räder des kleinen Wagens und sangen dabei laut und unbekümmert ein altes mallorquinisches Volkslied, das Michael sogar in der Originalsprache beherrschte. Die Mädchen fielen nach einiger Zeit ein. Es klang recht hübsch in dem urwüchsigen Garten mit den alten Pinien, den dickfleischigen Kakteen und dem niederen Nadelgestrüpp. Die Mutter war aus dem Hintereingang des Hauses getreten und sah zu den Kindern hinüber, sie freute sich mit ihnen, und ihr Lächeln vertiefte sich, als sie Isabella auf der Schaukel sah. Das Kind jauchzte und lachte, und da fielen ihr wieder Angelikas Worte ein: ‚Ich habe sie noch nie lachen sehen, Mutti. Sie muß lieb aussehen, wenn sie lacht‘, hatte sie gesagt, und jetzt lachte Isabella fast immer.

‚Sie ist wirklich ein nettes Kind‘, dachte Frau Berkhoff, ‚und sie sieht reizend aus, wenn sie lacht. Ich glaube, hier hat sie es erst richtig gelernt. Sie wird es wieder verlernen, wenn sie nicht mehr hier ist!‘ Sie wandte sich ein wenig bekümmert ab und ging wieder ins Haus zurück.

‚Kinder, ich habe eine fabelhafte Idee!‘ rief Michael plötzlich. ‚Wie wäre es, wenn wir einen Zirkus aufbauten? Circo con Amigo y carro? Zirkus mit Amigo und Wagen?‘

‚Sí, sí, wir machen so‘, rief Ramon, ‚du Director de Circo, Michael! Ich bufón. Isabella bailadora en Amigo! Sí?‘

‚Moment, Moment, Ramon‘, Michael zog sein Wörterbuch hervor, ‚was ist bailadora? – Ach, hier, Tänzerin auf Amigo. Das ist gut. Was noch? Bufón?‘

Ramon lachte, zog Grimassen und alberte.

‚Ach so, Spaßmacher...‘

‚Sí, sí, Spaßmacher, ich.‘

‚Was sagst du dazu, Angelika?‘

‚Das ist eine gute Idee mit dem Zirkus. Wir müssen uns da etwas einüben. Vielleicht können wir eine Abschiedsvorstellung geben, ehe wir von hier wegmüssen.‘

‚Ich mag nicht daran denken‘, meinte Michael, ‚ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wie unser Haus in Frankfurt aussieht. Manchmal ist mir das auch ganz wurscht. Ich habe einfach keine Lust, heimzufahren.‘

„Ich auch nicht, reden wir nicht mehr davon. Aber Zirkus können wir trotzdem spielen. Ich sehe mal nach, was wir dafür haben. Vielleicht hat Mutti auch etwas, das wir gebrauchen könnten.“

Sie lief schon dem Hause zu. In der Diele läutete das Telefon.

„Ich nehme schon ab, Mutti!“ rief Angelika und hob den Hörer auf.

„Hier ist Moll“, sagte die bekannte Stimme, „ist Professor Berkhoff noch da?“

„Hier ist Angelika. Nein, mein Vater ist nicht mehr da. Er ist wieder im Bergkloster. Señor Moll, Sie rufen sicher wegen Isabella an. Sagen Sie mir doch bitte, was Sie erreicht haben.“

Die Stimme schwieg eine Weile, dann kam sie wieder.

„Leider habe ich nichts erreicht, Angelika“, bedauerte Señor Moll, „ich habe versucht, einen Platz für Isabella in einem Internat oder einem Kinderheim zu finden, aber jedes der ohnehin wenigen Heime war überbelegt. Es liegen schon viele Vormerkungen vor, so daß keine Aussicht besteht, Isabella unterzubringen. Es wird nichts anderes übrigbleiben, als sie ihrer Pflegemutter zurückzugeben, wenn ihr Mallorca verläßt.“

„Aber nein, Señor Moll!“ rief Angelika aufgeregt und erschrocken in den Hörer, „Sie dürfen Isabella nicht wieder in die Calle Gato zurückschicken. Isabella ist jetzt so froh und glücklich. Sie hat sich so an uns gewöhnt. Nie wieder kann sie sich in der Calle Gato wohlfühlen.“

„Ja, das fürchte ich auch; aber sei versichert, daß ich alles tun werde, um eine gute Lösung zu finden. Das Kind muß auch endlich regelmäßig die Schule besuchen. Isabella ist intelligent. Sobald der Unterricht nach den Ferien wieder beginnt, muß sie in die Schule. Dazu gehört aber auch ein gutes und richtiges Zuhause...“

„Das hat sie doch in der Calle Gato nicht, Señor Moll!“ rief Angelika dazwischen.

„Ja, ja, ich weiß; mit ihrem Pflegevater habe ich auch gesprochen. Für ihn und seine Familie versuche ich mein möglichstes. Dabei liegt mir Isabella besonders am Herzen. Es ist schade um das Kind. In dem Milieu wird es sich nie entfalten können. Ich lasse deshalb nicht locker. Ich versuche weiterhin, etwas für die Kleine zu erreichen. Mache dir keine Gedanken, Angelika. Es wird schon alles gut werden.“

„Hoffentlich, Señor Moll“, entgegnete Angelika langsam, grüßte und legte den Hörer auf.

Die Mutter war in die Diele getreten. Sie ahnte, worum es ging.

„Señor Moll hat noch nichts für Isabella erreicht?“ fragte sie.

„Nein, Mutti“, gab Angelika traurig zur Antwort, „er meint, Isabella müßte wieder zu ihren Pflegeeltern zurück, wenn wir Mallorca verlassen. Mutti, das dürfen wir auf keinen Fall zulassen. Aus Isabella wird im ganzen Leben nichts, wenn sie im Schmutz und ohne Liebe aufwächst. Bitte, Mutti, erlaube doch, daß wir Isabella mit nach Hause nehmen. Sie lernt bestimmt ganz schnell unsere Sprache. Sie ist so klug. Señor Moll hat selbst gesagt, daß Isabella intelligent sei. Und an unser Klima gewöhnt sie sich mit der Zeit auch. Was meinst du, welchen Spaß sie daran hat, wenn sie Schlitten fahren kann. Sie kennt ja keinen Schnee. Mutti, bitte, sage doch ja.“

„Kind, das können wir nicht entscheiden, die spanischen Behörden haben auch ein Wörtchen mitzureden. Wenn es Señor Moll möglich ist, Isabella gut unterzubringen, so ist es auch nicht nötig, sie von hier wegzunehmen.“

„Und wenn es Señor Moll nicht gelingt, Isabella unterzubringen, was dann, Mutti?“

Die Mutter zuckte ein wenig hilflos die Schultern.

„Es wird ihm schon gelingen“, meinte sie dann.

„Wo bleibst du denn, Angelika?“ fragte Michael an der Tür zum Garten. „Wir haben beschlossen, mit Amigo zu Margot zu fahren. Du kommst doch mit, oder ist eure Konferenz noch nicht zu Ende?“

Er sah lachend von seiner Schwester zur Mutter. Angelika erzählte dem Bruder von dem Telefongespräch mit Señor Moll.

Michael sagte sofort: „Angelika hat recht, Mutti. Wir dürfen Isabella keinem Zufall überlassen. Wir nehmen sie mit. Ich begreife nicht, warum ihr die ganze Sache so schwierig macht. Fragt doch die Kleine selbst, ob sie mit uns kommen will. Sie sagt bestimmt ja.“

„Ihr denkt euch das so einfach, ihr beiden“, die Mutter lächelte schwach und seufzte bedrückt, „dem Kinde kann man die Entscheidung nicht überlassen. Es sagt aus Unkenntnis ja, und dann ist es im fremden Land unglücklich und sehnt sich zurück. Ein heimwehkrankes Kind ist für alle eine Belastung. Man müßte vielleicht versuchen, daß eine spanischsprechende Familie das Kind in Pflege nimmt...“

„Nicht schlecht, Mutti!“ rief Michael. „Hier gibt es ja Familien genug. Da ist Ramon, da sind Teresa und Emilia, da ist Manuel, da ist Ines. Sie alle würden sicher gern Isabella zu sich nehmen.“

„Señor Roca kann in seinem Geschäftshaushalt kein fremdes

Kind gebrauchen. Señor Maura als Künstler braucht viel Ruhe. Außerdem will er ja auch wieder nach Deutschland zurück. Es ist schließlich auch eine Frage des Geldes. Man kann von niemandem verlangen, daß er ein fremdes Kind umsonst kleidet und ernährt.“

„Mutti, das sind doch alles Nebensächlichkeiten“, sagte Angelika, „du würdest doch bestimmt kein Geld dafür verlangen, wenn du Isabella bei uns aufnehmen würdest, nicht wahr?“

„Nein, natürlich nicht.“

„Na siehst du, und andere würden das bestimmt auch nicht tun. Aber nun sind wir wieder so weit wie zuvor. Es will sich einfach kein Zuhause für Isabella finden.“

Aus dem Garten drang das Lachen der Freunde und Amigos helles ‚Iah‘ zu ihnen in die Diele. Sie gingen hinaus, spannten Amigo vor den kleinen Wagen und fuhren zum Hotel ‚Solimar‘. Während der Fahrt zermarterten sie sich den Kopf, um eine Lösung für Isabellas Schicksal zu finden, aber sie fanden keine.

Margot empfing sie jubelnd, sie hatte sooo viel zu erzählen, aber Michael und Angelika hörten kaum zu. Sie dachten an Isabella...

Nach einer Weile kam Fräulein Morgenroth hinzu. Sie hatte bald bemerkt, daß die Geschwister etwas bedrückte, und sie fragte geradeheraus, ob sie etwas angestellt hätten.

Da erzählten die beiden ihr ihre Sorgen um Isabella. Die junge Lehrerin überlegte einen Augenblick, dann sagte sie plötzlich:

„Ihr habt doch einmal eine kostbare Perlenkette aus dem Meer gefischt und der Besitzerin zurückgegeben. Damals solltet ihr doch einen großen Wunsch äußern...“

„Eine tolle Idee!“ rief Michael begeistert. „Señor Molinero hatte uns eine Belohnung versprochen, und wir haben sie abgelehnt, weil wir einfach nicht wußten, was wir uns wünschen sollten. Wir haben den Wunsch noch frei. Wie wäre es, wenn wir ihn bitten würden, etwas für Isabella zu tun?“

„Ja, Michael, das ist wirklich eine tolle Idee! Glaubst du, daß sie es tun würden?“ Nun fiel auch Angelika ein Stein vom Herzen.

„Warum nicht? Sie hatten uns doch gesagt, daß sie uns jeden Wunsch erfüllen würden.“

„Ja, ja, das ist richtig. Weißt du noch, wo sie wohnen?“

„Ich muß seine Visitenkarte noch in meiner Briefmappe haben. Wenn er ein bekannter Architekt ist, findet man ihn in Madrid sicher auch ohne Straßenangabe. Ich muß suchen...“

Margot winkte ab. „Brauchst du nicht! Wir haben seine Anschrift

doch in unserer Gästekartei.“

Sie lief davon und kam bald darauf mit einem Zettel in der Hand zurück. „Hier ist die Anschrift von Señor Molinero! Was wollt ihr ihm schreiben?“

Michael lachte. „Wir schreiben ihm ganz einfach, daß wir jetzt unsern Wunsch äußern, den er uns zugestanden hat, als wir die Perlenkette zurückbrachten...“

Margot holte einen Briefbogen, und Michael begann zu schreiben:

„Sehr geehrter Herr Molinero! Sie werden sich sicher noch an Angelika und Michael Berkhoff erinnern. Wir brachten vor jetzt fast elf Monaten ihrer Frau ins Hotel ‚Solimar‘ die Perlenkette zurück, die ihr ins Meer gefallen war. Sie waren so freundlich, uns eine Belohnung anzubieten, die wir, da wir keinen Wunsch hatten, ablehnten. Jetzt haben wir einen Wunsch, und wir glauben, daß wir diesen auch nach so langer Zeit noch aussprechen dürfen.

Wir möchten aber nicht für uns bitten, sondern für ein armes Mallorquiner Waisenmädchen...“ Die Mädchen nickten.

„So können wir’s lassen“, sagte Angelika, „und nun erzählen wir ihm kurz, wie wir Isabella gefunden haben und wie ihr zu helfen wäre. Wir könnten ihm auch Señor Molls Anschrift geben. An ihn kann er sich wenden, wenn er Näheres erfahren will. Wie denkt ihr darüber?“

„Ja, das wäre das beste. Wir müßten ihm ja sonst einen ganzen Roman über Isabella schreiben. Señor Moll kann das sicher alles besser berichten als wir.“

Fräulein Morgenroth gab noch einige gute Ratschläge, und dann schrieb Michael weiter. Er las den fertigen Brief noch einmal vor, adressierte ihn und klebte ihn zu.

„So, nun kann das Schicksal seinen Lauf nehmen“, sagte er, „hoffentlich haben wir nichts Dummes angestellt.“

„Ich denke, eher etwas Gutes“, meinte Fräulein Morgenroth. „Wollt ihr es euren Eltern erzählen?“

Die Kinder überlegten.

„Erst mal die Antwort abwarten“, schlug Michael vor. Fräulein Morgenroth nickte zustimmend, insgeheim beschloß sie aber, den Eltern von dem Brief zu erzählen. Diese würden sich über die Hilfsbereitschaft ihrer Kinder freuen.

Voll Spannung erwarteten Michael und Angelika in den nächsten Tagen den Briefträger, und als er ihnen am fünften Tag einen Brief

aus Madrid überreichte, sahen sie sich erwartungsvoll an. Sie winkten Isabella zu, die mit Emilia, Teresa und Alcina auf der Straße sang und sprang, und liefen auf die drei Pinien zu. Das Meer rauschte gegen die Klippen, und der Wind wehte warm und nach Salz duftend über das Wasser. Michael riß den Umschlag auf.

„Ich habe mich recht über Euren Brief gefreut, liebe Angelika und lieber Michael“, las er vor, „ich habe Euch nicht vergessen und oft gedacht, ob Ihr immer noch keinen Wunsch gefunden habt, den ich Euch erfüllen kann. Nun habt Ihr einen Wunsch, und er ist für ein anderes Kind. Gut, auch das soll gelten. Ich will sehen, was ich für die kleine Isabella tun kann. Meine Frau und ich kommen dieses Jahr wieder nach Cala Pino ins Hotel Solimar. Ich kann einstweilen nicht von Madrid weg, weil ich noch viel Arbeit habe. Aber meine Frau wird bald kommen und sich Isabella ansehen. Ich weiß noch nicht wann. Ihr werdet noch von mir hören. Euer Miguel Molinero.“

„Na, ist das nichts!“ jubelte Angelika. „Michael, wenn sie Isabella gesehen haben, werden sie der Kleinen gern helfen wollen. Sie ist so ein liebes Ding. Du, jetzt können wir Mutti auch alles gestehen. Wenn sie auch zuerst ein bißchen brummt, so wird sie doch bald ausgesöhnt sein, wenn sie Señor Molineros Brief gelesen hat.“

Isabella kam mit den Freundinnen zu den Pinien gelaufen. Angelika und Michael nahmen sie an der Hand und rannten mit ihr dem Hause zu.

„Jetzt wird alles gut, Isabella“, sagte Angelika im Laufen, „jetzt wird für dich aufs beste gesorgt werden.“

Die Kleine verstand nichts, aber sie lachte Angelika vertrauensvoll an.

\*

Nun warteten die Geschwister darauf, daß Señora Molinero ihnen Bescheid geben würde, sie sei im ‚Solimar‘ angekommen. Aber es vergingen mehrere Tage, und die Señora aus Madrid meldete sich nicht. Auch Margot wußte nichts Näheres, sie sagte nur einmal:

„Das Hotel ist fast voll belegt. Das Appartement 62, das die Molineros im vorigen Jahre bewohnt und jetzt wieder bestellt haben, ist noch besetzt. Wahrscheinlich wird Señora Molinero einstweilen ein Einzelzimmer beziehen müssen, wenn sie ohne ihren Mann kommt. Aber es ist noch keines frei. Ich sage euch Bescheid, sobald

ich etwas höre.“

„Die Zeit unserer Abreise rückt immer näher“, klagte Angelika, „es sind noch drei Wochen bis dahin, und wir wissen noch nicht, was aus Isabella wird. Mich bringt keiner von hier weg, wenn ich nicht weiß, wohin die Kleine gehört. Alles wäre so einfach, wenn wir sie mit uns nehmen würden, aber die Eltern wollen eben nicht.“

Michael zuckte die Schultern.

„Vielleicht haben sie recht“, gab er zögernd zu bedenken, „es ist wirklich nicht einfach, ein fremdes Kind in ein anderes Land mitzunehmen. Auf jeden Fall kann man nicht bestreiten, daß sie alles für Isabella tun, damit es der Kleinen hier gefällt. Und sie sorgen sich auch, daß sie später gut unterkommt. Señor Moll hat leider noch nicht viel erreicht, und mit Isabellas Pflegevater hat er nichts als Schwierigkeiten, weil der faul ist und nicht arbeiten will!“

„Ja, das ist traurig, aber am meisten interessiert mich doch Isabella. Michael, ich rufe jetzt das ‚Solimar‘ an. Ich halte es einfach nicht mehr aus. Vielleicht wissen sie schon etwas Näheres, am Ende hat sich Señora Molinero schon angemeldet.“

„Also gut, rufen wir an“, nickte Michael, der von Angelikas Unruhe angesteckt wurde.

Angelika wählte die Nummer und lauschte. Das Telefon blieb stumm.

„Es meldet sich niemand“, flüsterte sie Michael zu, „ich höre auch kein Besetzt-Zeichen.“

„Versuche es noch einmal“, riet der Bruder, „das Telefon hat doch heute früh noch funktioniert, als Vati anrief.“

Angelika wählte wieder, aber das Telefon blieb tot.

„So ein Pech“, sagte Angelika enttäuscht, „was machen wir nun?“

„Wen habt ihr angerufen?“ fragte die Mutter, in die Diele tretend.

„Ich wollte das ‚Solimar‘ anrufen, Mutti...“

Die Mutter lachte: „Ihr habt doch Margot erst gestern gesehen. Warum geht ihr nicht zu ihr? Oder wolltet ihr absagen?“

„Wir haben keinen Anschluß bekommen. Das Telefon ist kaputt. Margot ist heute auch gar nicht da. Sie ist mit ihren Eltern in Palma. Wir wollten von der Rezeption wissen, ob Señora Molinero schon angekommen ist. Margot hatte gestern noch nichts von ihrer Ankunft gehört. Sie meinte, die Zimmer seien fast alle belegt. Etwas muß doch noch frei sein. Das Hotel ist doch so groß.“

„Kind, du mußt Geduld haben...“

„Mutti, in drei Wochen fliegen wir heim, und wir wissen noch nicht, was aus Isabella werden soll. Ich mache mir solche Gedanken!“

„Wir auch, Kind. In diesen drei Wochen werden wir schon eine Lösung finden. Ich muß aber immer wieder sagen, daß ich nicht damit einverstanden bin, daß ihr Señor Molinero mit dieser Angelegenheit behelligt habt. Es ist unsere Sache, Isabella zu helfen, nicht die von Señor Molinero.“

„Er war so freundlich, Mutti“, beteuerte Michael, „du hast ja seinen Brief gelesen. Er war gleich bereit zu helfen...“

„In gewissem Sinne konnte er nicht anders, Michael. Ich finde es nach wie vor aufdringlich, und es ist mir fast peinlich, diesen fremden Leuten gegenüberzutreten, obwohl ich eure gute Absicht anerkenne.“

„Die Hauptsache ist jetzt, daß die Señora bald kommt“, meinte Angelika. „Ich bin überzeugt, daß sie gern etwas für Isabella tun, wenn sie die Kleine erst gesehen haben. Wenn ich nur wüßte, wann sie kommen wird.“

„Lauft doch zum ‚Solimar‘, wenn das Telefon nicht funktioniert“, schlug die Mutter vor.

„Wir können jetzt nicht weg. Wir sind mit Ines und Manuel verabredet. Wir werden später noch mal versuchen anzurufen. Vielleicht bekommen wir dann Anschluß.“

Als Michael und Angelika vor die Tür traten, näherte sich Ines ihrem Hause. Sie blieb unter den drei Pinien stehen und winkte.

Isabella, die in Ramons Garten gespielt hatte, sprang ihnen mit den spanischen Freunden entgegen und warf sich Angelika in die Arme.

Michael freute sich und sagte dann: „Du, Angelika, mir fällt etwas ein. Wie wäre es, wenn wir Ines mit Isabella zum ‚Solimar‘ schickten. Wir müssen ja auf Manuel warten. Die beiden waren schon oft mit uns dort, wenn wir zu Margot gingen. Sie könnten dort fragen, ob sich Señora Molinero inzwischen angemeldet hat.“

„Ja, das geht. Die beiden werden das schon richtig machen.“ Ines war gern einverstanden. Sie nahm Isabella bei der Hand und sprang mit ihr davon. Nach ein paar Schritten drehte sich Isabella um und winkte. Ihr rotes Kleidchen leuchtete in der Sonne. Angelika und Michael winkten zurück, dann liefen sie in entgegengesetzter Richtung die Calle Métego hinunter, dem Meer entgegen, wo eben Manuel mit seinem Motorboot auftauchte.

\*

Die Straße, die zum Hotel ‚Solimar‘ führte, lag fast menschenleer in der Hitze des Sommernachmittages. Hinter den letzten weißen Häusern erstreckte sich ein breiter Streifen lichten Pinienwaldes längs der Straße. Durch die Stämme sah man über die braune ausgedörrte Erde hinüber zu den Hügelketten, die grau und verschwommen im Sonnenglast lagen. Zur linken Seite konnte man das Meer glitzern und schimmern sehen, denn auch da war der Pinienwald nicht dicht.

Isabella hüpfte und sprang. Sie stieß Steinchen vor sich her und trällerte ein Liedchen. Ab und zu lief sie ein paar Schritte voraus und ließ sich von Ines fangen. Ein paar Autos fuhren vorbei. Sie hinterließen eine Staubwolke, die Isabella lachend von sich abwehrte. Wo der Wald etwas dichter wurde, fiel ein kühler Schatten auf die Straße. Die Kinder blieben einen Augenblick stehen und gingen dann ohne Hast weiter. Isabella schrie auf, als plötzlich ein kleiner Hund auf sie zusprang. Dann aber hatte sie alle Furcht verloren.

„Wo kommst du her?“ fragte sie und kauerte sich neben ihm nieder. „Ich habe dich doch vorher gar nicht gesehen. Bist du mir schon lange nachgelaufen?“

Er hielt den Kopf schief und sah sie an.

„Meinetwegen kannst du ja mitkommen“, sagte Isabella weiter, „ich habe nichts dagegen. Aber dein Frauchen wird dich vermissen. Willst du nicht lieber doch umkehren?“

Er sah sie wieder mit schiefgeneigtem Kopf an und bellte.

„Also gut, dann komm mit. Ich gehe ja doch bald wieder diese Straße zurück. Dann zeigst du uns, wo du zu Hause bist.“

Sie ging weiter, und er lief neben ihr her. Als sie einen Stein wegstieß, lief er ihm nach.

„Ach so, spielen willst du“, lachte die Kleine, „das können wir machen. Dann ist der Weg zum ‚Solimar‘ nicht so langweilig.“

Sie hob ein Holzstück auf, das unter Gesträuch neben dem Weg lag, und warf es fort. Der Hund rannte danach, überkugelte sich fast und brachte es ihr zurück.

„Das hast du fein gemacht“, lobte sie, „da, lauf wieder.“

Er rannte und brachte ihr das Holz zurück. Es war ein fröhliches Spiel, an dem sich auch Ines beteiligte. Hinter den letzten Pinien auf

der rechten Seite schimmerte schon der große weiße Bau des Hotels ‚Solimar‘ durch die Stämme. Dort trennte eine Mauer das Hotelgrundstück vom Walde. Sie zog sich fast bis zum Meer hinunter, um die Privatzone des Hotels vom allgemein zugänglichen Pinienwald zu trennen.

„Wir sind gleich da“, sagte Isabella und hielt das Holzstück über ihren Kopf, das der Hund, an ihr emporspringend, zu erreichen suchte, „dann wartest du am besten unten am Hoteleingang. Ich komme bald wieder, und dann spielen wir wieder zusammen. Jetzt lauf!“

Sie warf das Holz weit von sich. Es fiel auf die Mitte der Straße. Im selben Augenblick hatte Ines ein anderes Stück Holz auf die dem Meer zugewandte Seite geworfen. Der Hund sprang darauf zu. Isabella wollte ihr Stück Holz wiederhaben und lief auf die Straße. Ein großer Wagen kam herangeschossen, Bremsen kreischten, und dann wirbelte ein Bündel in einem roten Kleidchen durch die Luft und blieb am Waldrand unter den Pinien liegen. Der Hund stand einen Augenblick starr, dann jagte er die Straße hinab.

„Um Gottes willen, wie konnte das geschehen?“ rief eine Dame im Wagen voll Entsetzen, sprang heraus und stand mit zitternden Beinen auf der Straße.

Der Taxichauffeur schob sich die Mütze vom Kopf und wischte sich über die nasse Stirn. „Sie lief mir direkt in den Wagen, ich habe bei Gott keine Schuld, Señora. Ich habe rechtzeitig gebremst. Sie haben es ja gemerkt, aber es war zu spät.“

Ines starrte schreckensbleich Isabella an. Die Füße versagten ihr den Dienst. Sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte. Im ‚Solimar‘ waren einige Gäste auf den Unfall aufmerksam geworden und kamen ebenfalls auf die Straße gelaufen. Ein Herr im Tennisdreß, den Schläger noch unter dem Arm, beugte sich zu Isabella nieder.

„Ich bin Arzt“, sagte er erklärend und drehte das Mädchen vorsichtig herum.

Isabella hatte die Augen geschlossen. Ihr braunes Gesichtchen sah fahl aus. In das atemlose Schweigen der Umstehenden hinein sagte die Señora mit fast versagender Stimme:

„Herr Doktor, ich bitte Sie, was ist mit dem Kinde? Ich bin unglücklich, daß so etwas passieren konnte. Sie werden ihm doch helfen können?“

Der Arzt sah auf.

„Soviel ich feststellen kann, hat es sich nichts gebrochen. Es ist vor allem der Schock, der es ohnmächtig gemacht hat. Ich müßte es allerdings näher untersuchen...“

„Herr Doktor, bringen Sie bitte das Kind auf mein Zimmer im ‚Solimar‘. Wir müssen alles für die Kleine tun. Mein Gott, das arme Kind!“

Der Arzt hob Isabella auf seine Arme und trug sie zum Hotel hinüber.

„Bitte, bringen Sie meine Koffer nach“, bat die Señora den Taxichauffeur, der fassungslos und verwirrt vor sich hinstarrte, „ich weiß, daß Sie keine Schuld haben. Ich kann das bezeugen, machen Sie sich keine Gedanken.“

„Danke, Señora“, nickte der Chauffeur, ging zum Kofferraum und hob die zahlreichen Koffer und Taschen heraus. Ines folgte ihm in einiger Entfernung. Sie war noch völlig verwirrt.

Der spanische Empfangschef, der meist nachts Dienst tat und nur an diesem Nachmittag seinen deutschen Kollegen Schweiger vertrat, begrüßte den neuen Gast höflich.

„Buenos días, Señora Molinero“, sagte er, „das ist kein guter Anfang für Ihre Ferien. Hoffentlich ist dem Mädchen nichts Ernsthaftes geschehen. Bei Doktor Lopez ist es aber in den besten Händen. Ich werde veranlassen, daß er alles Nötige für die Behandlung erhält. Das Appartement 62 steht Ihnen wieder zur Verfügung. Es ist eben frei geworden!“



„Vielen Dank, Señor Rodilla, das ist freundlich von Ihnen.“ Sie stieg zu Dr. Lopez in den Lift und sah mit einem kleinen Seufzer in Isabellas blaßes Gesicht.

Das Zimmermädchen stand schon bereit, um die Wünsche des Arztes entgegenzunehmen. Señora Molinero sah zu, wie er das Mädchen vorsichtig und gründlich untersuchte. Dann richtete er sich auf, wie ihr schien nach einer Ewigkeit, und sagte:

„Die Kleine hat Glück gehabt. Ich kann keine ernsthaften Verletzungen feststellen. Sie hat Hautabschürfungen an den Beinen und Armen, aber die heilen schnell ab. Ich werde die Wunden desinfizieren und verbinden. Es wird nicht mehr lange dauern, bis sie aus ihrer Ohnmacht erwacht.“

Die Señora atmete befreit auf.

„Ich bin so froh, Herr Doktor. Ich hätte mir immer Vorwürfe gemacht, obwohl ich keine Schuld an dem Unfall habe. Aber er ist durch das Auto verursacht, in dem ich saß, da fühlt man sich mitverantwortlich.“

Der Chauffeur brachte den letzten Koffer und stellte ihn ab. Die Señora bezahlte den Mann und sagte:

„Fahren Sie ruhig wieder nach Palma und machen Sie sich keine Gedanken. Sobald das Kind erwacht ist und mir sagen kann, wo es wohnt, rede ich mit seinen Eltern. Sie sollen keine Unannehmlichkeiten haben.“

„Sie sind sehr gütig, Señora“, murmelte der Taxichauffeur, „ich danke Ihnen und wünsche Ihnen recht schöne Ferien.“

\*

Dr. Lopez hatte Isabellas Wunden gereinigt und verbunden. Nun strich er ihr das schwarze Haar aus der Stirn und sah sie nachdenklich an. Sie lag noch immer bewußtlos, aber Puls und Atem gingen regelmäßig. Señora Molinero blickte ihn ängstlich fragend an.

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, Señora“, beruhigte sie der Arzt, „die Kleine wird gleich erwachen. Es ist ihr, Gott sei Dank, nichts Ernsthaftes geschehen. Sie hat einen Schutzengel gehabt. Da sehen Sie, sie atmet tief durch. Gleich wird sie die Augen aufschlagen.“

Beide sahen gespannt in das blaße Kindergesicht. Die Augenlider flatterten etwas, dann hoben sie sich langsam, aber der

Blick ging ins Leere.

„Kind“, sagte Señora Molinero bang, „siehst du mich? Kannst du hören, was ich sage? Ich möchte dich gern etwas fragen.“

Isabellas Blick kam aus weiter Ferne zurück. Aus verschwommenen Umrissen traten allmählich die Form des Zimmers und seine Einrichtung hervor. Sie sah das Gesicht eines Mannes und einer Frau über sich geneigt, und Erstaunen und Nicht-Begreifen malten sich in ihrem Blick.

„Ja?“ fragte sie leise. Dieses Wörtchen klang unendlich müde.

„Kind, wie heißt du?“ fragte die Señora, „wo bist du zu Hause?“

Isabella atmete tief, dann sank ihr Kopf zur Seite und die Augen fielen ihr wieder zu. Erschrocken starrte die Señora den Arzt an.

„Das ist der Schock“, erklärte er, „sie hat ihn noch nicht ganz überwunden. Wir müssen ihr Zeit lassen. Wenn sie aufwacht, ist sie so munter wie vorher. Ich lasse sie jetzt allein, Sie brauchen nichts zu befürchten. Wenn Sie mich brauchen, erreichen Sie mich hier im Hotel. Ich halte mich zu Ihrer Verfügung. Lassen Sie mich vor allen Dingen rufen, wenn das Kind aufwacht, ich möchte es noch beobachten.“

„Vielen Dank, Herr Doktor. Ich habe Glück gehabt, daß Sie zur Zeit des Unfalls hier im Hotel waren. Ich hätte vor Sorge nicht gewußt, was ich mit dem armen Kind hätte tun sollen. Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet.“

„Ich habe nur meine Pflicht als Arzt getan“, wehrte Doktor Lopez ab, „und nun machen Sie sich keine Sorgen mehr.“

Er verbeugte sich und verließ das Zimmer. In diesem Augenblick läutete das Telefon, und der Empfangschef teilte Señora Molinero mit, die Freundin des verunglückten Mädchens sei bei ihm und wolle wissen, wie es der Kleinen ginge.

„Schicken Sie sie bitte zu mir“, bat Señora Molinero, „es wird gut für das Kind sein, wenn es ein vertrautes Gesicht sieht, sobald es aus der Ohnmacht erwacht...“

Ines, die jetzt ihren Schreck überwunden hatte, fuhr mit dem Lift hinauf und klopfte ängstlich an die Tür. Sie fühlte sich schuldig, denn hätte sie besser auf Isabella aufgepaßt, wäre der Unfall nicht geschehen. Auf das freundliche „Entrar“ trat sie klopfenden Herzens ein. Isabella lag noch immer besinnungslos auf der Couch.

Señora Molinero gab Ines die Hand. „Mach dir keine Sorge“, sagte sie, „deiner kleinen Freundin scheint nichts Ernstliches geschehen zu sein. Wie heißt sie, und wie heißt du?“

„Ich heiße Ines, und sie heißt Isabella.“

„Isabella?“ fragte Seora Molinero überrascht. „Wegen einer kleinen Isabella bin ich hier...“

„Es ist die Isabella, derentwegen Sie hier sind, Seora“, sagte Ines. „Wir wollten uns im Hotel erkundigen, ob Sie schon eingetroffen seien. Angelika und Michael Berkhoff hatten uns darum gebeten, weil das Telefon gestört ist.“

„Ach!“ Seora Molineros Blicke wanderten zwischen Isabella und Ines hin und her. „Welch ein Zufall!“ murmelte sie und trat an Isabellas Lager. In diesem Augenblick wachte die Kleine auf, sie sah sich erstaunt, aber mit klarem Blick um.

„Geht es dir besser, Isabella?“ fragte die Seora. „Hast du Schmerzen?“

Isabella schüttelte den Kopf. „Nein, mir tut nichts weh.“ Sie hob den verbundenen Arm. „Was ist denn das? Ist er gebrochen?“

„Nein, gebrochen hast du dir nichts. Nur die Haut ist etwas abgeschürft. Das heilt bald wieder. Deine Beine sind auch zerschrammt. Der Doktor meint, in ein paar Tagen würde eine neue Haut darüber gewachsen sein und man würde kaum merken, daß du dich verletzt hattest.“ Sie entsann sich der Worte des Arztes und drückte auf die Klingel.

Das Zimmermädchen schien hinter der Tür gewartet zu haben, so schnell war es da.

„Bitten Sie Herrn Doktor Lopez hierher. Das Kind ist aufgewacht.“

„Sehr wohl, Seora!“ Das Mädchen lief davon.

Isabella zog grübelnd die Brauen zusammen. Was war denn geschehen? War da nicht ein kleiner Hund gewesen? Sie hatte mit ihm gespielt – und dann war ein Auto gekommen! Ja, jetzt entsann sie sich. Sie blickte sich suchend um, entdeckte jetzt Ines und fragte erstaunt:

„Wo ist der kleine Hund, Ines?“

„Weggelaufen, Isabella, als du vor das Auto ranntest!“

Isabella zuckte ein wenig zusammen. „Ich sah nur etwas auf mich zuschießen, dann... Hat das Auto mich berfahren?“

„Nur gestreift! Du hast viel Glück gehabt, Isabella!“

Doktor Lopez trat ins Zimmer. Man sah ihm an, wie sehr er sich freute, daß die Kleine über den Berg zu sein schien. Er setzte sich auf den Rand der Couch, griff nach dem Puls und nickte zufrieden.

„Wir brauchen uns keine Sorgen mehr zu machen, Seora“,

sagte er beruhigend, „die Kleine wird den Unfall bald überwunden haben.“

„Ich bin froh und dankbar!“ Señora Molinero atmete auf und sah das kleine Mädchen zärtlich an. Ines setzte sich auf einen Stuhl am Fenster, um nicht zu stören.

Auch Isabella gefiel die freundliche Dame. Wenn sie mit der Pflegemutter und den Pflegegeschwistern bettelnd durch die Straßen und Gassen gezogen war, hatte sie oft auf Hotelterrassen oder hinter den großen Scheiben der Cafés und auf den Promenaden die reichen, eleganten Fremden gesehen. Sie hatte nicht gewagt, sie anzubetteln, aber sie mußte sie immer ansehen, weil sie so schön waren. Und nun saß eine von ihnen hier bei ihr und sprach freundlich zu ihr. Die fremde Señora gefiel ihr gut. Sie war so lieb wie die Señora Berkhoff, außerdem war sie Spanierin und sprach ihre Sprache.

Die Señora nahm die braunen Kinderhände.

„Nun sage mir, wie du heißt. Ines hat mir nur deinen Rufnamen gesagt.“

„Isabella Gavilla.“

„Wir müssen gleich deinen Eltern Bescheid sagen, Isabella. Sie werden sich schon um dich sorgen“, sagte Doktor Lopez.

„Ich habe keine Eltern. Die sind schon lange tot.“

Señora Molinero sah zu dem roten Kleidchen, das über dem Stuhl hing, und auf die neuen weißen Schuhe, die neben der Couch standen.

„Wer hat dir die hübschen Sachen gekauft, Isabella?“

„Das war die Señora Berkhoff“, erklärte die Kleine voller Stolz, „ich habe noch mehr schöne Sachen. Ich wohne in der Villa Laguna.“

„Dann wollen wir schnell Señora Berkhoff Bescheid sagen, damit sie sich nicht um dich sorgt. Du bist schon über eine Stunde bei mir.“

„Das Telefon in der Villa Laguna ist kaputt. Deswegen hatten ja Angelika und Michael Ines und mich hierher geschickt.“

„Dann werden wir einen Hotelboy hinüberschicken. Señora Berkhoff muß wissen, wo du bist...“

„Ich erkläre Ihnen nachher alles“, sagte sie zu Doktor Lopez, der sie fragend ansah. „Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, geradezu ein Fingerzeig des Himmels...“

Als der Arzt sich entfernt hatte, setzten sie sich an das kleine Tischchen auf dem Balkon unter den schattigen Sonnenschirm. Señora Molinero war es, als habe das kleine Mädchen schon immer

neben ihr gesessen, und Isabella dachte: ‚Heute habe ich Señora Molinero erst kennengelernt, aber es kommt mir vor, als würde ich sie schon lange kennen. Sie gefällt mir so gut.‘ Die beiden lächelten sich an, und in diesem Lächeln lag viel Zuneigung und Gefallen aneinander.

Plötzlich stürmte nach einem kurzen Klopfen Margot ins Zimmer. ‚Zu dumm‘, rief sie, ‚gerade heute war ich nicht hier. Aber nun ist ja alles gut!‘

Sie wollte sich ungeniert mit an den Tisch setzen, aber dann sagte sie: ‚Ich glaube, wir sind hier überflüssig, Ines!‘

Ohne eine Antwort abzuwarten, faßte sie Ines bei der Hand und zog sie mit sich hinaus.

\*

Frau Berkhoff schloß die Haustür hinter sich und ging die Calle Méteło hinunter, den drei Pinien zu. Die Mutter Ramons und Alcinas grüßte vom Haus herüber, und Frau Berkhoff nickte zurück. Eine Unterhaltung zwischen den Frauen der Nachbarhäuser und Frau Berkhoff war bisher kaum zustande gekommen, denn jene sprachen kein Wort Deutsch und Frau Berkhoffs spanischer Wortschatz war äußerst gering. So begnügte man sich mit einem freundlichen ‚buenos días‘.

Die Sonne flimmerte zwischen den Stämmen des Waldes, in den die wenigen Häuser der Calle Méteło gebaut waren. Die Hitze stieg trocken vom steinigen Waldweg auf, den Frau Berkhoff hinunterging. Unter den drei Pinien stand Amigo im Schatten. Er hatte den Kopf gesenkt und wedelte träge mit den Ohren. Neben ihm lagen die Kleider und Schuhe der Kinder. Frau Berkhoff trat in den Schatten, den die Pinien gegen das Steiufer warfen, und sah über das Wasser. Das Meer war fast ruhig. Kleine Wellen plätscherten gegen den Damm des Hafens ‚Laguna azul‘ und umringten mit glitzernden Schaumkrönchen die Steinbrocken der Felsenküste. Alcina und Teresa lagen auf den Luftmatratzen, während sich Ramon und Michael im Schlauchboot schaukeln ließen. Angelika und Emilia vergnügten sich in den träge anrollenden Wellen. Da die Sonne hinter dem Meer stand, sah es aus, als sprängen die Kinder in einer Flut schimmernder, glitzernder Diamanten.

Die Mutter sah ihnen eine Weile zu, und plötzlich wurde ihr klar, daß sie Isabella vermißte. Sie rief und winkte zu den Kindern

hinüber. Angelika merkte es zuerst. Sie hielt im Spiel inne und watete näher ans Ufer.

„Wo ist Isabella?“ rief die Mutter die Böschung hinunter.

„Isabella?“ fragte Angelika zurück. „Ja, ist sie denn nicht schon wieder bei dir? Sie müßte längst zurück sein. Sie war mit Ines ins Hotel ‚Solimar‘ gelaufen.“

Sie kam die Böschung heraufgestiegen. Ihr Badeanzug tropfte. Frau Berkhoff schüttelte den Kopf. „Sie ist nicht im Hause. Ich habe sie seit zwei Stunden nicht mehr gesehen. Ich dachte, sie wäre bei euch.“

„Da das Telefon nicht ging, dachten wir, Isabella und Ines könnten mal fragen gehen, ob Señora Molinero schon angekommen ist“, erklärte Michael, der inzwischen auch herbeigelaufen war.

„Dann seht mal nach, wo die beiden geblieben sind“, sagte die Mutter. „Ich möchte nicht, daß sie sich etwa aufdrängen, falls Señora Molinero eingetroffen sein sollte.“

Angelika nickte, lief ins Haus, streifte den nassen Badeanzug ab und zog ein leichtes Sommerkleid über. Michael hatte sich ebenfalls umgezogen.

„Wir sind gleich wieder da!“ riefen sie Ramon und den Mädchen zu und liefen dann die Calle Mételo hinunter.

„So ein Blödsinn, bei der Hitze so zu rennen“, Michael blieb im Schatten zweier Pinien stehen; sie wuchsen an einer Mauer, die die Straße gegen ein privates Grundstück abgrenzte, „es kommt jetzt wirklich nicht mehr darauf an, ob wir ein paar Minuten früher oder später im ‚Solimar‘ sind.“

Aber nach kurzer Rast liefen sie doch weiter und erreichten hinter der Wegkrümmung den ummauerten künstlichen Strand des Hotels. Daneben lag der moderne weiße Bau in der Sonne. Hinter der breiten Glasflügeltür des Eingangs standen zwei Hotelboys in der eleganten, stilvollen Halle und lächelten ihnen zu. Sie kannten sich schon.

Der deutsche Empfangschef, der vor einer halben Stunde seinen Dienst angetreten hatte, begrüßte die Kinder freundlich.

„Herr Schweiger, ist Isabella hier? Wir hatten sie vor zwei Stunden ins ‚Solimar‘ geschickt.“

„Isabella? Ich habe sie noch nicht gesehen. Aber ich habe eine Neuigkeit für euch. Ich wollte anrufen, aber eure Telefonleitung ist tot. Señora Molinera ist heute nachmittag angekommen...“

„Was? Sie ist da?“ rief Angelika erfreut, „Herr Schweiger, wir

müssen zu ihr. Ist sie im Haus?“

Er sah nach dem Schlüsselbrett.

„Sie ist oben in ihrem Zimmer. Ich werde euch anmelden.“ Er griff nach dem Haustelefon und nickte. „Ja, die Señora erwartet euch. Zimmer 62, ihr wißt ja Bescheid.“

Michael und Angelika fuhren im Lift nach oben.

„Ach, ich bin ja so gespannt, was sie sagen wird“, meinte Angelika aufgeregt, „hoffentlich reicht unser Spanisch aus, denn Señora Molinero kann kein Wort Deutsch. Und ausgerechnet jetzt ist Isabella nicht da. Wir hätten sie ihr gleich vorstellen können.“

Der Lift hielt. Sie gingen den Gang hinunter und klopfen an die Tür.

„Entrar!“ rief die Señora und kam vom Balkon ins Zimmer. Die Kinder traten ein.

„Señora Molinero, wir freuen uns so sehr, daß Sie gekommen sind“, sagte Angelika, „wir möchten mit Ihnen über Isabella sprechen.“ Señora Molinero lachte.

„Oh, das ist nicht nötig. Ich weiß alles!“ Sie wies zum Balkon hin und lachte wieder. Die Geschwister blickten ebenfalls auf den Balkon und staunten. Da saß Isabella und winkte ihnen entgegen.

„Ich bin platt“, flüsterte Angelika, „sie sitzt hier gemütlich, und wir zerbrechen uns den Kopf, und Mutti vergeht fast vor Angst. Du bist ein kleiner Racker, Isabella. Wo ist denn Ines? Und einen Verband hast du um den Arm. Bist du gefallen?“

„Oh, es war schlimm“, sagte nun die Señora ernst. „Isabella hat großes Glück gehabt“, und nun erzählte sie ganz langsam, damit die Kinder sie verstehen konnten, von Isabellas Unfall.

Angelika starrte Señora Molinero erschrocken an.

„Himmel, was für ein Glück hat die Kleine gehabt!“ flüsterte sie, lief zu Isabella und schloß das Mädchen herzlich in die Arme.

„Es tut nicht mehr weh, Isabella, nicht wahr?“ Angelika versuchte, sich zu beruhigen. „Wenn wir das geahnt hätten, hätten wir dich nicht zum ‚Solimar‘ geschickt.“

„Isabella ist gerade ins richtige Auto gelaufen“, stellte Michael fest, sehr erleichtert und fast ein bißchen froh, als sie auf dem Heimweg waren, und Angelika gab ihm recht.

\*

Der Vater kam am nächsten Tage vom Bergkloster zurück.

Angelika und Michael begrüßten ihn mit Jubel.

„Nun bleibst du da, nicht wahr, Vati?“ fragte Angelika. „Die Höhlen sind doch jetzt zur Besichtigung frei? Oder ist es immer noch nicht soweit?“

„Doch, wir haben gestern den ersten öffentlichen Durchgang gemacht, zunächst freilich mit den Leuten der Regierung, den Experten und Technikern, genau wie bei den Höhlen von Cala Pino...“

„Nein, nicht ganz“, lachte Michael, „denn da waren wir noch dabei.“

„Die Bergkloster-Höhlen habt ihr ja nicht entdeckt. Das war ein Klosterbruder vom Bergkloster. Er war bei der Besichtigung auch dabei. Er war mächtig stolz, das könnt ihr euch denken.“

„Das waren wir ja auch. Und wir freuen uns, daß die Höhlen von Cala Pino einen so großen Zuspruch haben“, sagte Michael. „Die Berichte über diese Höhle waren ja auch ausgezeichnet. Man hält sie für die schönste, die es auf der Insel gibt.“

„Ja, die Höhlen von Cala Pino haben den Bergkloster-Höhlen natürlich den herrlichen unterirdischen See voraus. Trotzdem sind die Bergkloster-Höhlen auf ihre Art auch schön...“

„Können wir sie auch besichtigen, Vati?“ fragte Angelika.

„Aber freilich. Ich denke, in den nächsten Tagen fahren wir rüber. Isabella hat bestimmt noch keine Höhle gesehen. Wo ist die Kleine eigentlich?“

„Sie ist im Garten bei Mutti. Du mußt nicht erschrecken, wenn du sie siehst, Vati. Isabella hat einen kleinen Unfall gehabt und sich Arme und Beine aufgeschrammt. Doktor Lopez meint, in einigen Tagen sei das wieder gut. Wir sollten uns ja keine Gedanken machen.“

„Was macht ihr denn für Geschichten, wenn ich nicht da bin?“ Professor Berkhoff ging mit seinen Kindern durch das Haus in den Garten und begrüßte seine Frau und Isabella herzlich. „In fast zwei Wochen ist es nun soweit“, sagte er mit einem wehmütigen Blick, „wir müssen langsam ans Kofferpacken denken. Ich gestehe offen, daß mir der Abschied schwerfällt.“

„Wir möchten überhaupt nicht wieder nach Hause“, erklärte Angelika, „warum bleiben wir nicht länger hier? Ingrid schrieb mir im letzten Brief, daß die Schule erst am 10. August wieder anfängt. Das wäre in vier Wochen. Wir könnten das wirklich noch ausnutzen, Vati.“

„Nein, das geht nicht. Meine Mission ist hier beendet. Wir haben alle ein Jahr lang Gastfreundschaft genossen, das ist sonst nicht üblich. Das wißt ihr sehr gut. Ihr könnt euch daheim noch zwei Wochen lang ausruhen. Ich arbeite weiter an meinem Buch, und zudem erwartet mich die Deutsche Gesellschaft für Höhlenforschung. Ich vermute, sie haben eine neue Aufgabe für mich. Wir wollen dankbar sein für das, was wir hatten. Wir können wohl sagen, daß es für uns alle das schönste Jahr unseres Lebens war.“

„Da hast du recht, Vati“, gab der vernünftige Michael zu, „wir wollen zufrieden sein. Wann wirst du mit uns zu den Bergkloster-Höhlen fahren?“

„Wenn Isabella keine Verbände mehr trägt.“ Der Vater blickte das kleine Mädchen freundlich an und nickte ihr zu.

„Also in ungefähr vier Tagen“, folgerte Michael, und er behielt recht.

Nach drei Tagen nahm Doktor Lopez die Verbände ab. Eine neue Haut hatte sich schnell über den Schürfstellen gebildet. Außer ein paar roten Flecken war nicht mehr viel zu sehen.

Am nächsten Tag fuhren sie im Wagen zu den Bergkloster-Höhlen. Der Professor hatte Isabella den Zweck der Fahrt erklärt und erfahren, daß die Kleine noch keine Höhle besucht hatte. Sie war recht gespannt, aber es war ihr unheimlich, in einen Berg hineinzugehen. Professor Berkhoff nahm sie fest an die Hand, als sie die Steinstufen in das Dunkel hinabstiegen. Kleine, versteckt angebrachte Lämpchen beleuchteten ihren Weg. Er fühlte, wie sich die Kinderhand in der seinen krampfte, und redete der Kleinen beruhigend zu.

„Du mußt dich nicht fürchten, Isabella. Der Berg ist ganz still und ruhig, überall ist Licht, und wenn du genau hinsiehst, dann kannst du ganz wunderbare Dinge erblicken. Guck, dort drüben, sieht es nicht aus, als stände dort ein kleines Mädchen mit einem Hund? In vielen tausend Jahren hat sich der Stein so geformt. Greif einmal diese Säule an. Merkst du, wie glatt und feucht sie ist?“ Er sah die schwarzen Kinderaugen im magischen Licht der Beleuchtung zu sich aufblicken und lächelte. „Nun schau mal nach der Decke, dort hängen doch wahrhaftig Makkaroni herab.“

Sie sah hinauf, und das Echo ihres herzhaften Lachens sprang an den Felswänden entlang. Nun fürchtete sie sich nicht mehr. An der sicheren Hand des Professors ging sie durch die Wunderwelt im

Dunkel des Berges, und ihre kindlichen Fragen und entzückten Ausrufe erfüllten die Stille mit frischem Leben.

Die Mutter, Angelika und Michael hatten ihre Freude daran, und Angelika dachte: ‚Warum können wir die Kleine nicht bei uns behalten? Es wäre doch herrlich, noch so ein kleines Schwesterchen zu haben.‘ Doch Angelika kannte die Ansicht ihrer Eltern und seufzte.

Als sie nach dem Rundgang durch die Höhlen wieder ans Tageslicht traten, sagte Isabella:

„Ich habe lauter Märchen gesehen, aber sie waren aus Stein. Hat sie ein Zauberer zu Stein gemacht?“

„Ja, so wird es wohl gewesen sein“, lächelte Professor Berkhoff und drückte die warme Kinderhand in der seinen.

\*

Angelika öffnete, als es an der Haustür läutete. Es waren Ramon und die Mädchen Emilia, Teresa und Alcina.

„Donde Isabella?“ fragte Ramon und sah sich um.

„Isabella Hotel ‚Solimar‘ bei Señora Molinero“, entgegnete Angelika. Sie fügte, langsam sprechend, hinzu: „Isabella ist oft dort, weil Señora Molinero so allein ist. Entender? Verstanden?“

„Sí, sí“, nickte Ramon, „ich gut verstehen. Wir spielen?“

„Sí, wir gehen baden“, sie zeigte auf die drei Pinien, und Ramon und die Mädchen nickten.

Während Michael und Angelika mit den Freunden zum Strand hinunterliefen, saß Isabella im warmen, weichen Sand des künstlich angelegten Strandes hinter der schützenden Mauer des Hotels ‚Solimar‘. Im Schatten zweier mächtiger Palmen hatte sich Señora Molinero im Liegestuhl ausgestreckt und beobachtete lächelnd das Spiel der Kleinen. Isabella versuchte, eine Burg zu bauen, aber der weiche, rieselnde Sand zerstörte ihr Werk immer wieder, kaum daß sie es aufgebaut hatte.

„Ich brauche Wasser“, sagte Isabella und wandte sich der Señora zu, „dann hält es bestimmt. Aber Señor Schweiger mag nicht, daß Wasser in den Sand kommt.“

„Nein, das mag er nicht. Er will, daß der Sand schön weich bleibt, denn das hier ist ja kein richtiger Strand. Er muß sauber bleiben, damit die Hotelgäste sich darauf ausstrecken können. Komm, leg dich in deinen Stuhl, ich will dir etwas erzählen.“

„O ja“, Isabella war Feuer und Flamme, „ist es wieder eine Geschichte von Madrid?“

„Ja, hörst du denn das so gern? Dann will ich dir von Madrid erzählen. Es ist eine schöne Stadt...“ Und während sie ihr erzählte, dachte sie daran, daß die Kleine freiwillig fast jeden Tag zu ihr kam, damit sie nicht allein sei und sich langweile.

Sie hatten zusammen in den Klippen gebadet oder gemütlich auf dem Balkon gesessen. Sie waren durch den nahen Pinienwald gegangen oder hatten am Strand gelegen, so wie heute. Das Kind lag still neben ihr und hörte zu. Die langen schwarzen Locken hingen über die braunen Schultern, und die



kleinen Hände ruhten gelöst auf den Lehnen des Liegestuhles. Der magere Körper hatte sich gerundet. Gutes Essen und liebevolle Fürsorge hatten in kurzer Zeit ein Wunder vollbracht.

Señora Molinero sagte nach einer Weile: „Isabella, ich habe in Madrid ein schönes großes Haus in einem Garten voller Blumen. Ich wohne mit Señor Molinero ganz allein darin. Ich bin einsam, denn Señor Molinero hat viel Arbeit und ist oft nicht daheim. Willst du bei mir bleiben, Isabella? Würdest du mit mir nach Madrid kommen und mit uns in dem großen Haus wohnen?“

Die Kleine wandte sich Señora Molinero zu und sah sie an. In ihrem Blick lag kaum Überraschung über diese Frage, wohl aber Freude und ein Ausdruck von Herzlichkeit und Sympathie.

„Oh, ich komme gern mit, Señora, weil ich dich so liebhave. Du bist so gut zu mir.“

„Ich freue mich über deine Worte, Isabella. Es wird dir bei uns gefallen. Du wirst es gut haben, und für deine Zukunft ist gesorgt.“

Ich weiß, daß Señor Molinero sich auch so freuen wird wie ich.“

Sie strich über das schwarze Haar Isabellas und dankte dem Schicksal, das ihr dieses kleine Mädchen geschenkt hatte...

Herr Schweiger, der deutsche Empfangschef, erkannte den Gast vom vorigen Jahr sofort wieder, als er durch die breite Glastür trat.

„Buenos días“, grüßte er erfreut, als dieser zu ihm an die Rezeption trat, „wir hatten Sie noch nicht erwartet, Señor Molinero. Ihr Appartement Nummer 62 steht Ihnen wieder zur Verfügung. Sie wissen sicher von Ihrer Gattin, daß sie es schon bewohnt.“

„Ja, sie schrieb es mir. Ich danke Ihnen für Ihr Entgegenkommen. Wo ist meine Frau? Ist sie auf ihrem Zimmer?“

„Nein, ich sah sie zum Strand gehen...“

„Dann lassen Sie bitte meine Koffer nach oben bringen. Ich gehe unterdessen zu ihr.“

Der Page nahm die Koffer, und Señor Molinero ging durch den Seitenausgang auf die Strandanlage hinaus. Die Sonne blendete ihn für einen Augenblick. Er blinzelte und sah sich um. Dann erblickte er seine Frau, die unter den Palmen lag und las. Der weiche Sand verschluckte seine Schritte. Señora Molinero schrak auf, als sie im Blickwinkel eine Gestalt gewahrte. Dann sprang sie mit einem überraschten Laut auf.

„Oh, Miguel, wo kommst du her? Du hast mir nicht geschrieben, daß du heute eintreffen würdest.“

Er lachte. „Ich wurde eher mit der Arbeit fertig, als ich dachte. Ich wollte dir noch ein Telegramm schicken, aber dann unterließ ich es. Ich wollte dich überraschen.“

„Das ist dir gelungen! Wie freue ich mich, Miguel! Und das ist Isabella!“ Sie zeigte auf das kleine Mädchen, das mit großen Augen zu ihnen auf sah.

„Ich dachte es mir schon“, lächelte der Mann und beugte sich zu Isabella nieder, „buenos días, ich freue mich, daß du der Señora Gesellschaft leistest.“

„Buenos días, Señor Molinero“, lächelte Isabella zurück, „die Señora hat mir immer von dir erzählt.“

„Na, dann kennst du mich ja schon.“ Er wandte sich an seine Frau und sagte: „Wir wollen nach oben gehen, Carmen, denn du hast mir sicher einiges zu sagen.“

Sie nickte und nahm Isabella bei der Hand. Herr Schweiger sah ihnen nach, als sie mit dem Lift nach oben fuhren.

„Ich vermute, daß es bald ein Waisenkind weniger geben wird“,

sagte Herr Gettorf, der an der Rezeption stand, um mit dem Empfangschef einiges zu besprechen.

„Das glaube ich auch, Herr Gettorf“, nickte Herr Schweiger, „und das sollte mich freuen.“

Am Abend brachte ein Hotelboy Isabella zur Villa Laguna zurück. Señora Molinero hatte Angst, daß Isabella noch einmal ein Unfall zustoßen könne. Nun, da sie wußte, daß die Kleine bald für immer bei ihnen sein würde, wollte sie sie auf keinen Fall irgendwelchen Gefahren aussetzen.

Isabella sprang den Berkhoffs fröhlich entgegen. Frau Berkhoff verglich in Gedanken das gut genährte und gekleidete Kind mit dem kleinen Mädchen, das schmutzig, mager und mit einem traurigen, ernsten Ausdruck in den Augen zu ihnen gekommen war. Die Wandlung war überraschend schnell vor sich gegangen. Sogar die nachlässige Sprechweise Isabellas hatte sich geändert. Sie versuchte, das gepflegte gute Spanisch des Professors nachzusprechen, was dieser mit allen Kräften unterstützte.

„Nun, mein Schatz, bist du wieder da?“ fragte er und hob sie hoch.

„Ja, ja, aber ich habe Señora Molinero versprochen, daß ich mit ihr nach Madrid gehe. Sie freut sich darüber, und Señor Molinero auch. Er ist heute angekommen und hat gesagt, nun haben wir ein kleines Mädchen, das wir nie wieder hergeben. Ist das nicht fein?“

„Das ist sehr fein, Isabella.“ Der Professor nickte glücklich und sah seine Frau an.

Angelika blickte zu Michael.

„Das ist ja herrlicher, als ich mir träumen ließ!“ rief sie. „Die Molineros werden Isabella adoptieren! Siehst du, Mutti, es war doch richtig, daß wir uns an sie gewandt haben. Isabella hätte nie so gute Eltern gefunden. Nun brauchen wir uns keine Sorgen mehr zu machen, wenn wir abreisen müssen.“

Der Vater strich Isabella über das Haar.

„Ich werde mich mit den Molineros in Verbindung setzen, dann werde ich auch mit Señor Moll reden, damit er die notwendigen Formalitäten erledigt. Ich bin sehr froh, daß sich alles so glücklich gelöst hat!“

„Wir auch!“ rief Angelika und umarmte die kleine Isabella herzlich.

## *ABSCHIED VOM SONNENLAND*

Der Tag vor der Abreise war herangekommen. Angelika und Michael hatten die Freunde zu einem Abschiedsfest in den Garten eingeladen. Sie waren alle gekommen: Juan und Manuel, Pedro und die kleine Juanita, Ines und Señor Maura, Ramon und die Mädchen, und natürlich auch Margot Gettorf. In ihre fröhlichen Spiele mischte sich heute der Abschiedsschmerz. Die Kinder waren in diesem einen Jahr gute Freunde geworden. Und nun hieß es Abschied nehmen.

Mit dem Einverständnis der Eltern verteilten an diesem Abend Angelika und Michael ihre Strandutensilien: das Schlauchboot gaben sie Ramon und Alcina, die beiden Luftmatratzen Emilia und Teresa und das Schiff ‚Lisa‘ Pedro. Die Beschenkten freuten sich riesig und riefen immer wieder „Gracias! Danke! Gracias!“

Die Freunde verabschiedeten sich, als es dunkel wurde, lange, herzlich und wortreich. Dann war es still im Garten und im Haus, überall standen Koffer und Reisetaschen.

„Ich kann es noch gar nicht glauben, daß es morgen soweit ist“, meinte Angelika leise, „hier ist mir alles so vertraut. Es wird mir schwerfallen, mich wieder daheim einzugewöhnen.“

„Es wird schnell gehen“, tröstete die Mutter, aber sie glaubte selbst nicht recht daran.

Die letzte Nacht, die sie in Cala Pino verbrachten, sank auf Land und Meer herab. Es war eine Nacht wie jede andere. Sie war voller Sterne auf samtdunklem Grund. Der Wind wehte leichten Salzgeruch vom Meer herüber, und ein kaum wahrnehmbarer Wind strich durch die Pinien und Palmen.

Angelika lag lange wach. Das Herz war ihr schwer, und fast hätte sie geweint. Michael ging es nicht anders, und die Mutter, die mit dem Vater auf der überdeckten Terrasse vor dem Haus stand und zum Himmel hinauf sah, sagte leise:

„Ich wünschte, wir könnten dich auf jeder deiner Forschungsreisen begleiten. Aber das wird wohl selten möglich sein.“

„Ja, leider“, erwiderte der Vater, und dann schwiegen sie beide und hörten dem Meer zu, das mit kräftigen Wellen gegen die Klippen rauschte.

Nach dem letzten Frühstück in der Villa Laguna fuhr der Vater den Wagen vor das Gartentor. Während er die Koffer, Kästen und Reisetaschen aus dem Hause trug und im Auto verstaute, liefen

Michael und Angelika zu den drei Pinien hinunter. Die Morgensonne flimmerte über dem Meer. Es war, als tanzten Abertausende von Diamanten auf den Wellen. Es rauschte zwischen den Klippen, und Schaumperlen umkränzten die Steine und Felsbrocken. Blau und wolkenlos spannte sich der Himmel darüber.

„Es ist unser letzter Blick auf das Meer“, sagte Angelika leise, „so nahe sehen wir es heute nicht noch einmal. Ach, Michael, ich gäbe sonst was drum, wenn wir immer hierbleiben könnten.“

Michael seufzte nur und starrte auf das Wasser, das ihnen in immer neuen Wellen entgegenrollte.

So hing jeder seinen Gedanken nach.

„Michael, die Eltern werden warten“, rief Angelika plötzlich.

Sie warfen noch einen letzten Blick auf das Meer, dann liefen sie über den Uferweg in die Calle Mételo hinein.

Der Vater hatte das Gepäck im Wagen untergebracht und sah sich wirklich schon nach den Kindern um.

„Nun aber schnell“, sagte er, „ihr wißt, daß ich den Wagen erst noch in Palma ans Schiff bringen muß. Und das Flugzeug wartet bestimmt nicht auf uns.“

Das Auto vom Hotel ‚Solimar‘ bog von der Hauptstraße in die Calle Mételo ein. Margot winkte schon von weitem aus dem Fenster. Sie wollte Isabella abholen.

„Sie sind pünktlich“, bemerkte Professor Berkhoff zum Chauffeur. „Und nun heißt es Abschied nehmen, kleine Isabella. Du weißt, daß wir dir alles Gute und viel Glück wünschen, und wenn es das Schicksal will, dann besuchen wir dich in Madrid.“

„Ja, das wäre fein! Darauf freue ich mich“, erwiderte das Kind vergnügt. Der Chauffeur hob das Köfferchen mit den Kleidern und der Wäsche, die ihr Berkhoffs gekauft hatten, in den Wagen und ließ die Kleine einsteigen.

Margot und Angelika verabschiedeten sich herzlich voneinander. Bald würden sie sich in Frankfurt wiedersehen.

„Auf Wiedersehen, Isabella! Auf Wiedersehen, Margot!“ riefen sie alle und winkten, bis der Wagen des Hotels um die Ecke verschwunden war.

Ramon und die Mädchen kamen herangelaufen. Sie wollten den Freunden noch einmal auf Wiedersehen sagen. Dann kam auch der alte Mallorquino, der Angelika zu ihrem dreizehnten Geburtstag den Esel Amigo gebracht hatte. Nun, da sie in ihre Heimat zurückfahren, holte er ihn wieder ab, denn Amigo war ihnen ja nur für die Zeit

ihrer Aufenthaltes in Cala Pino geliehen worden.

Angelika grub ihre Finger in Amigos weiches graues Fell und lehnte ihren Kopf an seinen Hals.

„Auf Wiedersehen, Amigo“, flüsterte sie, „du hast uns viel Freude gemacht. Wir werden dich nicht vergessen.“

Amigo ließ sich streicheln und wieherte ein freudiges „Jah“.

Der Abschied von Ramon und den Mädchen war hastig und schnell, denn der Vater drängte.

Angelika und Michael winkten zurück, solange es ging, dann drückten sie sich in ihre Wagenecke und starrten vor sich hin.

„Seid nicht so traurig“, tröstete der Vater, „Cala Pino liegt ja nicht außerhalb der Welt. Wenn ich keinen Auftrag nach hier bekomme, dann fliegen wir einfach mal in den Ferien hierher. Dann könnt ihr alle eure Freunde wiedersehen.“

„Das ist ein Lichtblick, Vati“, meinte Michael, „wir nehmen dich beim Wort. Hoffentlich macht dann nicht wieder ein neuer Auftrag unsere Ferienfahrt zunichte.“

Sie dachten alle an die verpatzte Nordseereise und lachten.

„Wir haben etwas viel Schöneres dafür eingetauscht“, bemerkte Angelika.

Nun fuhren sie durch die braune, warme Landschaft und erreichten nach anderthalb Stunden den Flugplatz.

„Bald ist es soweit. In einer Stunde sind wir schon in der Luft“, sagte der Professor, als sie mit einem Taxi vom Hafen zurückkamen, wohin er seinen Wagen gebracht hatte. Er bekam aber keine Antwort, alle blickten aus dem Fenster, denn ein Abschied stand noch bevor. Señor Maura, der bald wieder Mauden heißen würde, Ines und Fräulein Morgenroth hatten versprochen, zum Flugplatz zu kommen. Da, endlich kam ihr Wagen in Sicht. Michael und Angelika liefen ihnen entgegen.

Ines kam jubelnd auf sie zugelaufen. „Nicht verraten, daß ich es euch gesagt habe“, flüsterte sie. „Fräulein Morgenroth wird meine neue Mutti. Sie hat es mir gestern abend gesagt. Ich freue mich vielleicht. Und im nächsten Frühjahr kommen wir alle nach Frankfurt!“

Das war freilich eine große Neuigkeit, und Michael und Angelika vergaßen, daß sie sie für sich behalten sollten. Sie erzählten sie ihren Eltern, und ehe sie sich's versahen, hörten sie schon eine Stimme aus dem Lautsprecher:

„Zum Flug nach Frankfurt bitte zum Ausgang fünf.“

Jetzt gab es ein eiliges Abschiednehmen, dann nahmen sie ihr Handgepäck und gingen mit den anderen Fluggästen zum Ausgang.

Angelika sah sich um.

„Wen suchst du denn?“ fragte Michael.

„Ich suche Adams und Hillen“, scherzte sie, aber ihre Augen blieben ernst.

„Die werde ich nie vergessen“, sagte Michael nur, dann trat er mit den Eltern und Angelika zum Flugplatz hinaus.

Das Flugzeug rollte über die Bahn, hob sich vom Boden ab und stieg höher und höher. Unter ihnen blieb die braune Erde zurück, in der die Pinienwälder wie grüne Tupfen lagen. Weit drüben ragten die Berge empor, durch die sie oft gefahren waren.

Angelika und Michael starrten durch die Bordfenster nach unten. Sie spürten einen Druck in der Brust und in den Augen, aber sie bissen die Zähne zusammen.

Michael zeigte aus dem Fenster.

Angelika nickte und flüsterte:

„Jetzt verlassen wir Mallorca. Dort unten sind die Buchten von Alcudia und Polensa.“

Wie auf einem Gemälde sahen sie die Nordküste mit ihrem weißen Strand, dem Grün der Hügelketten und dem Braun der ausgetrockneten Erde. Die blaugrünen Wellen rollten mit feinem Gekräusel gegen den weißen Sand. Dann wurde das Land kleiner und kleiner. Sie sahen nichts anderes als das Meer, das sich unter ihnen wie ein glasklarer Spiegel dehnte.

Angelika lehnte sich in ihren Sitz zurück, und nun tropften zwei große Tränen aus ihren Augen.

Die Mutter wandte sich nach ihr um und fragte:

„Sind das schon die Tränen der Freude über ein Wiedersehen mit Frankfurt?“

Da mußte Angelika lächeln. Sie dachte plötzlich an das Haus Rosenpfad Nummer neun in Frankfurt, und sie begann, sich wirklich ein klein wenig darauf zu freuen.